Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 1 – 5. Januar 2008 | Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland | C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE

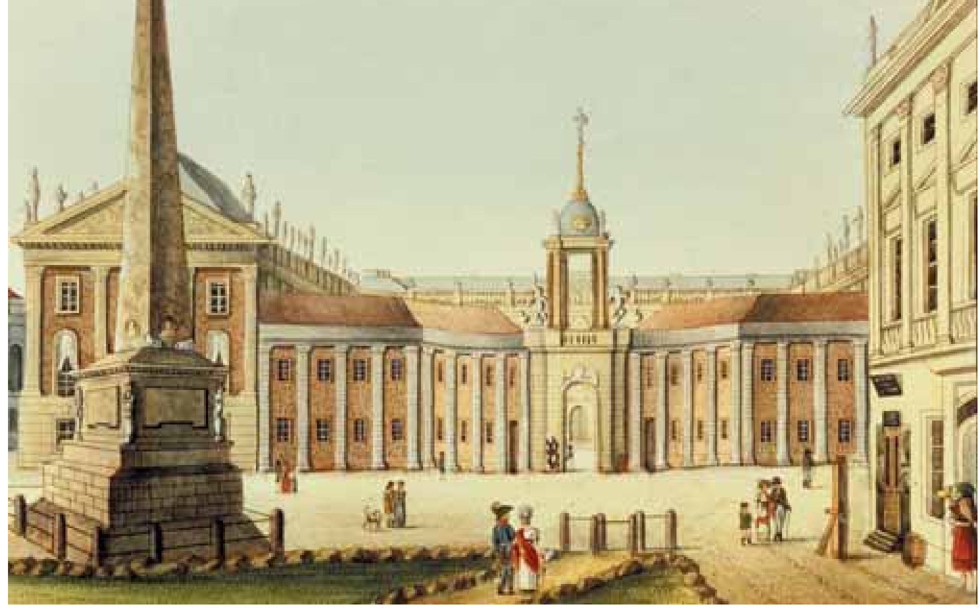
Folgenschweres Attentat

Der Mord an Benazir Bhutto hat viele bange Fragen ausgelöst: Was bedeutet er für die politische, wirtschaftliche und soziale Lage einschließlich der Frauenrechte?

Münden die blutigen Unruhen in Bürgerkrieg und Anarchie? Gelingt Islamisten die Machtübernahme?

Führen die verdrängten ethnischen Konflikte gar zum Zerfall Pakistans – mit unabsehbaren Folgen für die Region? Und was geschieht mit den Atomwaffen?

Gerade an Pakistan zeigt sich aber auch exemplarisch, wie der aus Wunschdenken und Heuchelei geborene Druck des Westens auf lokale Politiker zu immer neuen Mißgriffen führt – und letztlich den Islamisten in die Hände spielt. Näheres auf Seite 7. *RGK*



Dank privater Initiative: Auch das Potsdamer Stadtschloß wird nach alten Vorbild wieder aufgebaut. Foto: BpK

Zum Geleit:

Schicksalsfragen

Von Wilhelm v. Gottberg

Was bringt uns das Jahr 2008, fragen sich zahlreiche Menschen dieser Tage in den bundesdeutschen Landen. Hoffnungen, Wünsche, Erwartungen werden geäußert oder auch nur gedanklich bewegt. Wie wird die Jahresbilanz 2008 für den einzelnen ausfallen? So viel ist sicher, die entscheidende Frage für das Jahr 2008 wird die soziale Frage sein. Sie ist eingebettet in die wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen der Weltwirtschaft.

Auch die fünf Wirtschaftsweisen können nicht sicher prognostizieren, ob die Konjunktur stabil bleibt, in 2008 ein nennenswertes Wirtschaftswachstum zu verzeichnen sein wird, der Abbau der Arbeitslosigkeit noch ein wenig weitergehen wird. Im Zeitalter der Globalisierung können Wirtschafts- und Währungskrisen in Fernost oder auf dem amerikanischen Kontinent gravierend auf den europäischen Markt durchschlagen.

Die gestellten Fragen sind entscheidend für das soziale Klima im kommenden Jahr in Deutschland. Der Zustand des bundesdeutschen verfassungsrechtlich abgesicherten Sozialstaates wird die Bundestagswahl 2009 entscheiden. Erhöht sich erneut die Arbeitslosigkeit, fallen noch mehr Menschen auf das Existenzminimum Hartz IV zurück, wäre das ein „Wahl-Konjunkturprogramm“ für die Postkommunisten vom linken Rand.

Doch auch wenn die Wirtschaftsweisen mit ihrer Prognose für 2008, vermutlich fast zwei Prozent Wirtschaftswachstum und nochmals ein geringer Rückgang der Arbeitslosigkeit, richtigliegen, bleibt die soziale Frage das wichtigste politische Thema. Es gibt in Deutschland wieder Hunderttausende Menschen, die in Armut leben müssen. Gravierende Bedürftigkeit hat es im Nachkriegsdeutschland im Einzelfall immer gegeben, als Massenproblem war Armut seit Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts kein Thema in dieser Republik. Nun sind die guten Jahrzehnte vorbei, die auch nur unter Inkaufnahme einer unverantwortlichen Verschuldung und der Ruinierung der sozialen Sicherungssysteme gut waren. Mit der Agenda 2010 aus dem Jahr 2002 begann die Regierung umzusteuern. Die Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe erbrachte für die Arbeitslosen nach einer Übergangszeit die Existenzsicherung auf Sozialhilfeniveau (Grundsicherung durch Hartz IV).

Das wirtschaftliche Problem der Hartz-IV-Empfänger liegt in der Teuerung begründet. Der Preisschock auf dem Energiesektor, die deutlich gestiegenen Lebensmittelpreise, der durch den Gesetzgeber verursachte Anstieg der Versicherungsprämien, generell der Euro als Teuro, das alles wurde bisher nicht adäquat vom Gesetzgeber durch eine finanzielle Erhöhung der Grundsicherung ausgeglichen. In der gleichen Lage sind die Empfänger von Klein- und Kleinstrenten. Von 2002 bis 2006 gab es nur Null-Runden bei den Renten, die lächerlich geringe Erhöhung in 2007 verdient nicht Rentenerhöhung genannt zu werden.

In zahlreichen Städten haben sich karitative Hilfsgemeinschaften gebildet, die über die Einrichtung einer so genannten „Tafel“ einmal wöchentlich kostenlos Lebensmittel an Bedürftige abgeben. Bei Ganztagsschulen – sie werden zunehmend mehr eingerichtet – wird Mittagessen gegen Bezahlung ausgegeben. Die Landesregierungen sehen sich gezwungen, Zuschüsse zum Mittagessen vieler Schüler zu gewähren, weil Sorgeberechtigte mit Hartz-IV-Einkommen für ihre Kinder die Kosten des Essens nicht bereitstellen können.

Über zwei Millionen Kinder leben in Armut, das heißt in Haushalten mit Sozialhilfeeinkommen, war erst vor wenigen Tagen eine innenpolitische Schlagzeile. In der deutschen Hauptstadt Berlin leben 42 Prozent aller Kinder in Haushalten mit Einkommen aus staatlichen Transferleistungen. Vor diesem Hintergrund bewilligten sich die Abgeordneten des deutschen Bundestages eine neunprozentige Einkommenserhöhung.

Man mag es drehen und wenden wie man will, die soziale Kälte ist in dieser Republik auf dem Vormarsch, obwohl wir ein Heer von Sozialarbeitern durch die öffentliche Hand beschäftigen. Was hält die Menschen in Deutschland noch zusammen? Diese Frage wird sich verstärkt dann stellen, wenn die Zahl der Arbeitslosen wieder ansteigt. Die Wiederkehr des Klassenkampfes der Weimarer Zeit scheint möglich. Die Postkommunisten verweisen heute schon auf angeblich zwölf Billionen Euro, die auf den Privatkonten der Vermögenden liegen. Der Zusammenhalt des deutschen Volkes wird in Krisenzeiten schwierig zu gewährleisten sein, weil wir nicht mehr eine Volksgemeinschaft sein wollen oder sollen, sondern eine Gesellschaft. Eine Gesellschaft aber besteht aus Einzelindividuen, in der Einzel- beziehungsweise Gruppeninteressen verfolgt werden.

Neben der sozialen Frage hat die nationale Frage für die Zukunftsfähigkeit Deutschlands Bedeutung. Die *Preußische Allgemeine Zeitung* wird von Ostpreußen getragen und verantwortet. Die Landsmannschaft Ostpreußen hat sich seit ihrer Gründung vor 60 Jahren immer auch als nationales Gewissen des deutschen Volkes verstanden. Die *PAZ* hat immer auch Aspekte der nationalen Identität thematisch behandelt. Die Ostpreußen wie alle Ostdeutschen haben zur Kenntnis nehmen müssen, daß durch Willkür der Siegermächte mehr als ein Viertel Deutschlands den Nachbarn im Osten zugeschlagen wurde. Das ist nun Geschichte, denn es geschah vor fast 63 Jahren.

Gott sei es gedankt, die Teilung Restdeutschlands ist seit 1990 überwunden. Es waren die vertriebenen Ostdeutschen, die den Gedanken an die Einheit wachgehalten haben, nicht die Einheimischen der Altbundesrepublik. Freilich hatten die Vertriebenen eine andere deutsche Einheit im Sinn. Das

Fortsetzung auf Seite 2

Jesus spricht:

»Ich lebe und ihr sollt auch leben.«

(Jahreslosung der Herrnhuter Brüdergemeine für 2008)

Klaus D. Voss:

Das Jahr China

Das Jahr 2008 wird das Jahr Chinas. Ob man will oder nicht, die Deutschen werden ihren angestammten Titel als Exportweltmeister an die Chinesen abtreten müssen. Weiter: Im August wird Peking als Stadt der Olympischen Sommerspiele Mittelpunkt der Welt sein; China wird Maßstäbe verändern.

Vor gut sechs Jahren hatte das Internationale Olympische Komitee (IOC) Peking allen anderen Bewerbern vorgezogen und diese Entscheidung allein mit der Aussicht begründet, China werde sich nach und nach in das Wertegefüge der internationalen Staatengemeinschaft einbinden lassen.

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Kein Anzeichen deutet darauf hin, daß China die Grundrechte seiner Bürger wenigstens im Ansatz respektieren will, auch im Olympischen Jahr nicht. Die Pekinger Führung setzt ihre Macht ungeniert ein.

Das Experiment, China nach und nach an die Beachtung der Grund- und Menschenrechte heranzuführen, mußte scheitern. Das Land zeigt sich resistent gegenüber den Idealen, die man dort als Vorgaben aus dem fernen Westen ansieht. Mehr noch: Peking versteht es, Uneinigkeit auszunutzen. Hinter der Forderung, daß überall auf der Welt die demokratische Grundordnung gelten muß, steht keine geschlossene Front.

Einmal in den falschen Händen, entwertet sich jedes Symbol: Nach den Spielen von 2008 wird auch Olympia kaum noch als Leitidee für eine bessere Welt taugen. Ganz im Gegenteil. Wer im IOC war sich schon der ganzen Tragweite seiner Entscheidung bewußt, den Olympischen Gedanken aus seiner Verankerung in der abendländischen Tradition zu reißen und ihn Peking hinzuschmeißen für ein paar Sponsor-Milliarden. So leicht ist der Westen zu haben – das kann zur Botschaft der Sommerspiele 2008 werden.

Es geht noch weiter: Den Titel als neuer Exportweltmeister hat China schließlich nur erobern können, weil es sich nicht um die Regeln des Welthandels schert – und dies auch ganz demonstrativ praktiziert: Es gibt keine Achtung vor Patenten und Schutzrechten, wenig Respekt vor Gesundheitsvorschriften zum Schutz der Verbraucher. Und es gibt keine Treue zu den Verträgen: Unternehmen, die ihre Produktion ins billige China ausgelagert haben, merken jetzt, wie erpreßbar man ohne eigene Werkbank ist. Wer nicht pariert, erhält keine Lieferungen mehr. In Deutschland haben einige Unternehmen schon zu spüren bekommen, was die neue chinesische Manier ist – was gelten da die Regeln des ehrbaren Kaufmanns noch?

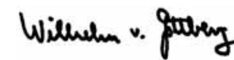
Zum neuen Jahr

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen (LO) als Herausgeber der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wünscht allen Leserinnen und Lesern unserer Wochenzeitung sowie allen Landsleuten und allen Freunden und Förderern Ostpreußens ein gutes neues Jahr. Möge uns allen in 2008 der Frieden erhalten bleiben sowie Gesundheit und Wohlergehen beschieden sein.

Ostpreußen gerät nicht aus dem Blickfeld. Erneut werden tausende Ostpreußen und Freunde Ostpreußens zu Pfingsten am 10. und 11. Mai 2008 zum Deutschlandtreffen der LO in Berlin zusammenkommen. Sind Sie auch dabei? Es erwartet Sie ein bundesweites Begegnungstreffen mit Gästen aus Ostpreußen und dem EU-Ausland sowie ein anspruchsvolles Kulturprogramm.

Die politische Großveranstaltung am Pfingstsonntag wird ein unübersehbares Zeichen für das Recht auf die Heimat und die Heimatliebe der Ostpreußen sein. Bitte kommen Sie mit Ihren Nachgeborenen nach Berlin.

Der Bundesvorstand dankt allen Landsleuten, die in den Kreisgemeinschaften, den Landesgruppen und den örtlichen Gruppen Führungsverantwortung tragen. In diesen Dank eingeschlossen sind auch die Führungskräfte der Gruppen, die nicht explizit der Landsmannschaft Ostpreußen angehören, wie Schulgemeinschaften und die Mitgliedsorganisationen der Stiftung Ostpreußen. Sie alle, liebe Landsleute, tragen ganz wesentlich zum Gesamterfolg des Verbandes bei. Bitte bleiben Sie alle der Landsmannschaft Ostpreußen weiterhin in Treue verbunden.



Wilhelm v. Gottberg, Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Kamerun Schulden erlassen

Weihnachtsgeschenk für Kamerun: Am 21. Dezember erließ die Bundesregierung Deutschland dem afrikanischen Land 800 Millionen Euro Schulden. Bereits 2006 hatte Berlin Jaunde 600 Millionen Euro an Schulden erlassen. Kamerun gehört zu den am höchsten verschuldeten Ländern Afrikas. Die Bundesregierung leiste mit dem Schuldenerlaß einen wichtigen Beitrag zur Bewältigung der Schuldenlast Kameruns und zur Unterstützung des wirtschaftlichen Reformprozesses, so Steinbrück.

1.497.435.487.125 €

(eine Billion vierhundertsiebenundneunzig Milliarden vierhundertfünfunddreißig Millionen vierhundertsiebenundachtzigtausend und einhundertfünfundzwanzig)

Vorwoche: 1.496.968.709.899 €
Verschuldung pro Kopf: 18.179 €
Vorwoche: 18.173 €

(Stand: Freitag, 28. Dezember 2007, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Der Reiz des schnellen Geldes

Wirtschaftliche Fehlentwicklungen durch falsche Rahmenbedingungen

Von R. G. Kerschhofer

Fast jede Woche fliegen neue Finanzskandale, Großpleiten und Wirtschaftverbrechen auf – da fragen sich viele, wie es trotz aller Vorschriften und Kontrollen immer wieder zu Mißbräuchen kommen kann. Zwar führt nicht jede Gaunerei zu einer Pleite, und nicht jede Pleite geht auf Gaunerei zurück, doch eines spielt immer mit: Vermögenswerte oder Verbindlichkeiten wurden falsch eingeschätzt oder falsch dargestellt. Liegt es etwa an der „Buchhaltung“?

Nun, die primäre Funktion der Buchhaltung ist die einer Gedächtnisstütze, denn der Wirtschaftstreibende – der „Betriebswirt“ im ökonomischen oder der „Kaufmann“ im rechtlichen Sinne – nützt die Ergebnisse der Vergangenheit als Entscheidungshilfe für die Zukunft. Jeder Bilanz-Schwindel wäre also unsinnig, denn man würde sich nur selber belügen.

Das gilt zumindest dann, wenn der Entscheidungsträger zugleich Eigentümer des Unternehmens ist. Doch selbst hier liefert die Buchhaltung kein exaktes Abbild der Wirklichkeit: Das „Prinzip der kaufmännischen Vorsicht“ verlangt, Passiva in voller Höhe zu verbuchen, während Aktiva gegebenenfalls vom bisherigen Buchwert auf einen niedrigeren aktuellen Wert abzuschreiben, nie aber aufzuwerten sind. Diese „Einbahnstraße“ reduziert zwangsläufig den ausgewiesenen Gewinn und analog dazu das ausgewiesene Betriebsvermögen, welches folglich meist „stille Reserven“ enthält. Übersehen wird gerne, daß sich Gewinne dadurch nur in Folgejahre verschieben, denn wenn man Unterbewertetes veräußert, werden stille Reserven „aufgelöst“ und erhöhen dann wieder den Gewinn.

Sekundäre Funktionen der Buchhaltung ergeben sich, wenn Dritte mitspielen, also Miteigentümer, Kreditgeber und der Staat. Erst dadurch kann ein Anreiz entstehen, Gewinne und Verluste scheinbar vorwegzunehmen oder aufzuschieben. Die Unterbewertung ist in der Regel durch Steuergesetze eingeschränkt, denn sonst könnte man Gewinne und Gewinnsteuern beliebig in die Zukunft verschieben.

Ein Anreiz zur Überbewertung entsteht, wenn man zusätzliches Kapital benötigt: Mit einer „geschönten“ Bilanz kann man die Bank zu besseren Konditionen verleiten oder, wenn man Eigenkapital sucht, leichter Teilhaber ködern. Ob der Schwindel „sinnvoll“ ist, sei dahingestellt, denn irgendwann, spätestens bei Auflösung des Unternehmens, treten alle Bewertungsfehler wieder zu Tage.



Spiel mit den Börsenkursen: Schon mit kleinen Gerüchten kann man den Kurs manipulieren. Foto: ddp

Bei Aktiengesellschaften sind Bewertungsfragen besonders wichtig, denn hier sind die Rollen der Eigentümer und der Entscheidungsträger, also der Aktionäre und der Vorstandsdirektoren, grundsätzlich getrennt. Großaktionäre können über den Aufsichtsrat großen Einfluß auf Auswahl und Tätigkeit des Vorstands haben und auf interne Informationen zugreifen. Kleinaktionäre hingegen bleiben weitgehend uninformiert und rechtlos. Natürlich gibt es ausgefeilte Rechnungslegungs- und Berichtspflichten, doch gegenüber internen Machenschaften ist der Außenstehende – ob Kleinaktionär oder Kreditgeber – weitgehend machtlos.

Ein bedeutendes Recht bleibt dem Aktionär in jedem Fall: Er kann die Aktien verkaufen – dies jedoch nur zu einem Kurs, der dem aktuellen Kapitalmarkt entspricht, denn potentielle Käufer wollen logischerweise nicht schlechter dran sein als mit alternativen Geldanlagen. Nur wie läßt sich der „Wert“ einer Aktie bestimmen?

Die Bilanzdaten des Unternehmens reichen dafür nicht aus, denn die Vermögensbilanz zeigt nicht die „stillen Reserven“, und die Erfolgsbilanz oder Gewinn- und Verlustrechung zeigt nur die erzielten, nicht die zukünftigen Ergebnisse. Aussagekräftiger ist der Substanzwert – die Summe aller Vermögensbestandteile zu Marktpreisen abzüglich aller Verbindlichkeiten. Doch er steht dem Publikum nicht zur Verfügung, denn er müßte von Experten ermittelt werden, was meist nur vor Großtransaktionen geschieht.

Von größtem Interesse ist der Ertragswert einer Kapitalanlage. Der Ertragswert entspricht den mittels Zinseszinsenrechnung „auf den Barwert abgezinsten“ zukünftigen Erträgen. Anders als bei festverzinslichen Wertpapieren steht bei Unternehmungen die zukünftigen Erträge aber noch nicht fest. Der Börsenwert eines Unternehmens – Aktienkurs mal Anzahl der Aktien – ist daher nichts anderes als die Summe aller von den Aktionären subjektiv erwarteten Erträge und Wertsteigerungen. Und diese Erwartungen können danebengehen oder sich in kürzester Zeit radikal ändern – daher manchmal die hektischen Kursbewegungen.

Falsche Erwartungen lassen sich zudem leicht über Quartalsberichte, gezielte Indiskretionen oder gar Gerüchte manipulieren. Und genau hier liegt ein Kernproblem: Die Bezüge von Vorstandsmitgliedern sind großteils gewinnabhängig oder bestehen sogar aus Aktien und Bezugsrechten. Umgekehrt werden Kurseinbrüche – sprich: Verlusterwartungen – häufig mit der Absetzung des Vorstands „geahndet“. Was liegt daher näher, als „Erfolge“ – wie etwa noch gar nicht abgeschlossene Geschäfte – vorwegzunehmen und umgekehrt Verluste zu vertuschen, also in die „Zukunft“ zu verschieben? In Großkonzernen bestehen selbst für Eingeweihte oft kaum durchschaubare Schachtelbeteiligungen – noch dazu in Ländern mit unterschiedlichen Bilanzregeln und Bilanzterminen. Da sind der „Kreativität“ keine Grenzen gesetzt.

Nun wird zwar jeder einsehen, daß sich der Wert eines Unternehmens laufend verändert, nicht jedoch, daß sich etwa der Wert der Deutschen Telekom – um ein bekanntes Beispiel zu nennen – innerhalb kurzer Zeit verzehnfachen konnte, um dann wieder ins Bodenlose zu fallen. Kein Wunder, daß der Normalverbraucher von Aktien lieber die Finger läßt. Nur leider ist er so oder so am Aktienmarkt beteiligt: Denn die Verluste, die das Bankensystem durch fragwürdige Beteiligungen und Börsengeschäfte einfährt, darf er durch niedrigere Sparbuchzinsen und höhere Kreditzinsen wieder ausgleichen. Und seine Altersversorgung, besonders die „zweite“ oder gar „dritte“ Säule, steht und fällt mit den Kursen jener Wertpapiere, Unternehmungen und Liegenschaften, die sich im Portefeuille seines Versicherers befinden.

Moralisieren hilft da wenig, und selbst strengere Strafen werden am Problem wenig ändern. Entscheidende Verbesserungen kann es nur geben, wenn man die Rahmenbedingungen so verändert, daß sich die „Versuchungen“ verringern: Kurzfristige Scheinerfolge dürfen sich nicht lohnen!

Spekulationssteuern sind dazu ungeeignet, weil sie administrativ aufwendig sind und zu neuen Umgehungsstrategien anregen. Es muß vielmehr der Spekulation selber zu Leibe gerückt werden, und das geht nur durch übernationale Abkommen. Die EU wird ihre Existenzberechtigung letztlich nur beweisen können, wenn sie Europa vor den Raubzügen der Börsenhaie zu schützen vermag.

Auch sind zur Glättung der „Fieberkurven“ geeignete Verzögerungsmechanismen im Börsenhandel einzuführen. Die volkswirtschaftliche Aufgabe des Kapitalmarkts ist es, Kapital für mittel- und langfristig profitable Unternehmungen zur Verfügung zu stellen – Börsengewinne sind ein zulässiger Nebeneffekt, nicht aber Zweck der Übung.

Schicksalsfragen

Fortsetzung von Seite 1

schmälert nicht ihre Verdienste am Zustandekommen der kleinen Wiedervereinigung.

Fast zwei Drittel Ostpreußens gehören nun zur Europäischen Union. Das gilt auch für Hinterpommern, Danzig, Schlesien, Ostbrandenburg und das Sudetenland. Natürlich auch für Westpreußen, das schon 1919 durch das Versailler Diktat vom Reich abgetrennt wurde. Die früheren Ostprovinzen – ausgenommen Königsberg – können heute ohne bürokratische Hürden besucht werden. Im Rahmen der Freizügigkeit im EU-Gebiet besteht auch Niederlassungsfreiheit. Das ist noch nicht die Realisierung des Rechtes auf die Heimat, aber doch eine erfreuliche Entwicklung. Das grenzenlose Schengengebiet wird nicht ohne Wirkung auf die russische Ostpreußenexklave Königsberg bleiben. Für die Nachgeborenen der Vertriebenen und für alle deutschen Patrioten wird damit die Zäsur von 1945 ein wenig erträglicher.

62 Jahre nach Kriegsende werden verstärkt Bemühungen unternommen, die kulturellen Schäden des Krieges und der sozialistischen Nachkriegszeit zu beseitigen. Die Frauenkirche in Dresden ist wiedererstanden und wird zur Ehre Gottes genutzt. Der Wiederaufbau des Berliner Schlosses mit zeitgerechter Nutzungsmöglichkeit ist beschlossen. Gleiches gilt für das Äußere des Potsdamer Stadtschlosses. Das im Krieg ausgebrannte Schloß – Zeugnis Knobelsdorff'scher Baukunst – hatten die SED-Machthaber 1960 in barbarischer Mißachtung der preußischen Geschichte sprengen lassen. Nun wird es äußerlich wiedererstehen, und dem brandenburgischen Landtag als Domizil dienen.

Auch die Potsdamer Garnisonkirche wird wieder erstehen, wenn gewährleistet ist, daß sie ausschließlich zur Verkündigung des Wortes Gottes und zu seiner Ehre genutzt wird. So hatte es der Erbauer der Kirche, der Soldatenkönig, einst bestimmt. So wird es geschehen, wann auch immer. Die Rückbesinnung hat begonnen und sie wird durch eine geschichtsvergessene ev. Landeskirche Berlin-Brandenburg nicht aufgehalten werden. Dem „Üb immer Treu und Redlichkeit“ sind auch heute zahlreiche Menschen verpflichtet. Im langsamen Pendelschlag der Geschichte schlägt das nach dem Krieg extrem weit zur Geschichtsvergessenheit ausgeschlagene Pendel zur Mitte, zur Normalität, zurück.

Von der preußischen Residenzstadt Potsdam aus sind zahlreiche Dekrete, Anordnungen und Beschlüsse für die Preußen und Ostpreußen ergangen. Das letzte Dekret aus Potsdam war das Potsdamer Protokoll, Ergebnis der Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis 2. August 1945. Haß und Vernichtungswille gegen das besiegte Deutschland hatte beim Potsdamer Protokoll die Feder geführt. Es wäre normal, wenn dieses Detail der deutschen Geschichte offen thematisiert würde, und ein Indiz dafür, daß die Deutschen wieder den aufrechten Gang benutzen.

Es bleibt die Frage, was uns in der Not zusammenhält. Die Freude und der Stolz, der großen Kulturnation Deutschland mit ihrer zwölfhundertjährigen Geschichte anzugehören, sind gemeinschaftsfördernd und identitätsstiftend. Sie dürfen nicht als Deutschtümelei oder rechtsextreme Ideologie diffamiert werden. Der zwölfjährige Zivilisationsbruch der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert macht diese Aussage nicht ungültig. Darüber hinaus waren die jahrhundertealten christlichen Glaubensüberzeugungen unserer Vorfahren in Notzeiten ein zusammenhaltendes Band. Millionen Landsleute haben derzeit mit dem biblischen Glauben gebrochen. Es ist zu wünschen, daß es auch hier zu einer Rückbesinnung kommt. Das Beispiel Rußland gibt Hoffnung: Nach über 70 Jahren staatlich verordnetem Atheismus – ebenfalls ein Zivilisationsbruch – werden dort wieder Kirchen gebaut. Das russisch-orthodoxe Christentum ist neu erwacht.

La deutsche Vita

Von HARALD FOURIER

Im November lief im ZDF diese Serie über die „Wohngemeinschaft Deutschland“. Es war eine verkitschte und verniedlichende Aneinanderreihung von Dokumentationen und Berichten über das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern. Unter anderem gab es eine Sendung, in der ausländische Gastronomen porträtiert wurden: eine Pizzeria hier, ein Inder dort und natürlich ein Chinese.

Das richtige Thema also, um alle gängigen Klischees mal wieder aufzuwärmen. Seit 20 Jahren versuchen Volkspädagogen, die multikulturelle Gesellschaft buchstäblich schmackhaft zu machen, indem sie so tun, als bedeute ungehinderter Zuzug von Ausländern vor allem ein „Mehr“ an gastronomischer Vielfalt. Wer denkt schon an Konflikte und Probleme wie in Kreuzberg und Neukölln, wenn er zum Portugiesen um die Ecke geht?

So erfreulich die vielen ausländischen Gasthäuser auch sind – es gibt auch einen anderen Trend, auf den ich seit Jahren gehofft habe: die Rückkehr der Königsberger Klopse!

Früher gab es in Berlin ziemlich genau ein Lokal, in dem meine Lieblingsspeise serviert wurde, das ostpreußische Spezialitätenrestaurant „Marjellchen“ in Charlottenburg (Mommsenstraße 9).

Zur Zeit aber schießen neue Lokale mit Königsberger Klopsen auf der Karte wie Pilze aus dem Boden. In der Residenzstraße und in den Schönhauser-Allee-Arkaden gibt es sie schon seit einigen Jahren in zwei Imbissen regelmäßig. Dann kamen alleine im Prenzlauer Berg das „Courage“ (Kollwitzstraße / Saarbrücker Straße) und das Bangin (Kollwitzstraße / Knaackstraße) dazu. Letzteres nennt sich modern „Cross-over-Restaurant“ (zu Deutsch in etwa: „Quer-Beet-Restaurant“), was immer das auch heißen mag. Auf jeden Fall sind jetzt öfter auch Klopse auf der Wochenkarte.

Und dann machte neulich ein neuer Laden („Meierei“) in der Kollwitzstraße 43 auf, der extra Flugblätter verteilen ließ: Königsberger Klopse 9,80 Euro, stand da ganz oben. Leider war es nur ein Eröffnungsangebot. Nebenan, in der Belforter Straße 22, hat das „Café Fröhlich“ gerade neben Hirschgulasch und Berliner Leber auch die ostpreußischen Fleischbällchen für nur 7,50 Euro auf die Karte genommen.

Das sind vier Lokale in unmittelbarer Nähe, und alle entdecken gerade die ostpreußische Küche neu. Wer hätte das gedacht? Vor 20 Jahren wurde dieses Gericht hier, in Ost-Berlin, wenn überhaupt, dann getarnt als „Kochklopse“, angeboten – oder schlimmer noch als „Kaliningrader Klopse“. Auf so einen Schwachsinn würde heute kein Mensch mehr kommen. Gut so!

Der Glanz kehrt zurück

Die Ufa will wieder ins große Kinofilm-Geschäft einsteigen



Eine Legende lebt auf: Schauspielerin Alexandra Neldel auf der Feier zum 90jährigen Bestehen der Ufa in Berlin vergangenen Sommer vor einem Plakat aus der Glanzzeit der Babelsberger Filmproduktion

Foto: ddp

Von MARKUS SCHLEUSENER

Der Potsdamer Taxifahrer wird auf einmal ganz ehrfürchtig. „Und hier links“, sagt er und zeigt auf die Hallen hinter einem Metallgitter, „ist die Ufa, die große Filmproduktionsfirma, wissen Sie?“ Diese Aussage war bislang nicht mehr ganz korrekt. Die Universum Film AG, kurz Ufa, war zur reinen TV-Produktionsfirma hinabgesunken.

Aber das ändert sich jetzt. Die Ufa will wieder richtige Kinofilme machen!

Zu ihrem 90. Geburtstag im vergangenen Dezember gründete das Unternehmen eine weitere Tochterfirma, die Universum Cinema, die wieder groß ins Geschäft mit Kinofilmen einsteigen will.

Schon laufen 40 Projekte, die noch im Entwicklungsstadium sind. 2009 will die neugegründete Filmfirma bereits acht bis zehn Streifen in die Lichtspielhäuser bringen.

Kinofilme sind die hohe Kunst der Filmwirtschaft. Das, womit die Ufa bislang ihr Geld verdient, ist mehr die Hausmannskost der Branche. Es sind Blödelsendungen wie „Mein großer dicker peinlicher Verlobter“ oder „Der Heiland auf dem Eiland“ (mit Jürgen von der Lippe), Seifenopern wie „Unter uns“ oder „Verbotene Liebe“ und Shows wie „Das Quiz“ (mit Jörg Pilawa) oder „Deutschland sucht den Superstar“. Diese grenzwertige RTL-Sendung mit Dieter Bohlen erzielt übrigens regelmäßig die höchsten Einschaltquoten aller derzeitigen Ufa-Produktionen.

Natürlich „kann“ die Ufa auch Filme. Die Donna-Leon- und Rosamunde-Pilcher-Streifen werden von der Ufa ebenso produziert wie „Kein Himmel über Afrika“, „Stauffenberg“ (2003, nicht zu verwechseln mit der derzeit in Bearbeitung befindlichen Tom-Cruise-Produktion „Valkyrie“) oder „Der Tunnel“. Allein diese jüngste Produktion für Sat1 wurde mehrfach prämiert. Sie erhielt den Deutschen Filmpreis, den Bayerischen Filmpreis und eine Goldene Kamera.

Insofern ist kaum jemand besser auf den Sprung von der TV-Produktion hin zu großen Kinofilmen vorbereitet als die Ufa. Und dennoch ist das ganze ein Wagnis. Bei Kinoproduktionen geht es regelmäßig um so viel mehr Geld, daß jede Fehlinvestition millionenschwere Verluste nach sich ziehen kann. Die Budgets der derzeit geplanten Filme belaufen sich laut „Zeit“ auf Beträge zwischen vier und 15 Millionen Euro, was übrigens – gemessen an Hollywood-Produktionen – eher wenig ist.

Andererseits ist die weltweite Vermarktung einfach geworden. „Die verbesserten Exportchancen für deutsche Produktionen und die Chancen der Digitalisierung haben die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für die Herstellung und Auswertungen von Kinofilmen erheblich verbessert“, gab sich Ufa-Chef Wolfgang Bauer gegenüber der Medienzeitschrift „Horizont“ überzeugt. Dazu kommt, daß die Ufa einen guten Namen hat. Sie selbst sieht sich als „eine der ältesten und profiliertesten deutschen Unterhaltungsmarken“.

Ihre Geschichte begann im Ersten Weltkrieg. Ein Jahr vor dem Waffenstillstand war General Ludendorff zu der Auffassung gelangt, daß Deutschland propagandistisch nicht so gut aufgestellt sei wie seine Gegner.

Die wirkliche Glanzzeit begann jedoch erst nach Kriegsende. In den 20er Jahren gab es bereits zwei wichtige Standorte: Tempelhof und Babelsberg. Hier entstand das damals größte Filmatelier der Welt! Zu den wichtigsten Filmen dieser Epoche gehören: „Faust“, „Metropolis“, „Die Nibelungen“ und „Der blaue Engel“. Während der NS-Zeit wurden neben Komödien wie „Münchhausen“ auch Propagandafilme gedreht. Das änderte sich 1945 nicht, nur die Ausrichtung der Propaganda wechselte, denn die Studios lagen in der Sowjetzone. Sie hießen nunmehr Deutsche Filmgesellschaft (Defa). Im Westen blieb der Name Ufa erhalten.

1964 übernahm der Bertelsmann-Konzern die Ufa. So erklärt sich auch die gute Zusammenarbeit zwischen Ufa und RTL (ebenfalls eine Bertelsmann-Tochter). Seit dieser Übernahme beschränkte sich die Ufa auf die Produktion von Fernsehsendungen.

Eine solche Serie aus dem Hause Ufa, mit der Sat1 zeitweise dem Konkurrenten RTL jugendliche Zuschauer im Vorabendprogramm abspenstig gemacht hat, war „Verliebt in Berlin“. Die Lisa-Plenzke-Telenovela wurde ebenso von der Ufa produziert wie die RTL-Seifenoper „Gute Zeiten, Schlechte Zeiten“ und ist nach dem Ausscheiden der Hauptdarstellerin den Quotentod gestorben.

Dafür läßt sich die Teenie-Serie gut im Ausland vermarkten, vor allem in Osteuropa. In Ungarn läuft sie als „Lisa csak egy van“, in Bulgarien als „Vljubena v Berlin“, in der Slowakei als „Zamilovana v Berline“ und in Lettland als „Miila lielaa pilseetaa“.

In Frankreich und teilweise französischsprachigen Ländern wie Belgien, Kanada oder der Schweiz läuft die Serie zudem als „Le destin de Lisa“ äußerst erfolgreich (Marktanteil teilweise über 50 Prozent). Im November kam ein weiterer Sendeplatz dazu: Das ukrainische Fernsehen strahlt die erfolgreiche Serie unter dem Titel „Kokhannia v Berlini“ aus.

Die Ufa hat also beste Voraussetzungen, um demnächst auch große Kinofilmproduktionen international zu verkaufen.

In den Mühlen der Geheimdienste

Selbstmord eines aufgedeckten Stasi-Spitzels: Die tödlichen Schatten einer düsteren Vergangenheit

Von MARKUS SCHLEUSENER

Am 16. Dezember machte Karlheinz Schädlich Schluß. Der 76jährige setzte sich auf eine Parkbank im Bötzowviertel (Berlin-Friedrichshain), unweit von seiner Wohnung in der Danziger Straße. Dann setzte er sich eine Pistole an den Kopf, drückte ab.

Karlheinz Schädlich war besser bekannt als IM Schäfer. 1975 erklärte er sich zur Zusammenarbeit mit dem MfS bereit. Er tat dies wohl nicht ganz freiwillig. Die Geheimen setzten den Historiker unter Druck, weil er zuvor Kontakt zu minderjährigen Mädchen gesucht habe, so die Berliner Boulevardzeitung „BZ“.

Seine Vorgesetzten attestierten ihm eine „schlechte“ Einstellung zur Arbeit und eine „unklare politische Haltung“, ein schwerwiegendes Fragezeichen im totalitären SED-Staat. Dabei hat Karlheinz Schädlich so ziemlich jeden bespitzelt, mit dem er Kontakt hatte. Der Prominenteste soll Günter Grass gewesen sein. Vor allem aber seinen eigenen Bruder Hans Joachim Schädlich hat er überwacht, was zum Bruch zwischen den beiden führte.

1992 flog alles auf, als die Stasiakten zugänglich wurden. „Karlheinz rief mich an und sagte, daß er sich ja jetzt umbringen könne“, erinnert sich ein ehemaliger Freund. Auch dieser Freund wandte sich bald von Schädlich ab, als er erfuhr, daß auch er zu den Bespitzelten gehört hatte.

So endete ein Leben, weil das DDR-System jemanden gegen seinen Willen zum Täter gemacht hat. Es ist Stoff für eine große Tragödie.

Ein anderer Fall, den das „Hamburger Abendblatt“ ausführlich geschildert hat, böte dagegen die Grundlage für einen Ian-Fleming-Thriller („James Bond“). Es ist die Geschichte von Bernd Ohnesorge. Der Hamburger Tierpräparator beantragte 1966 die DDR-Staatsbürgerschaft, weil seine Eltern in wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckten und er für sich im Westen keine Perspektive sah.

Für den Osten waren solche Übersiedler Gold wert. Nach kurzer Zeit wurde er bereits von MfS-Vertretern angesprochen: Wollen Sie nicht für uns arbeiten? Damit er Informationen über die „amerikanischen Imperialisten“ besorge, schleusten ihn die Führungsoffiziere gleich wieder in den Westen zurück.

Ohnesorge bekam einen Job auf dem Flughafen Tempelhof, der zum amerikanischen Sektor gehörte. Dort saßen Spezialeinheiten und Geheimdienstler, die Ohnesorge ausspähen sollte, was er aber nicht tat. Er dachte sich dafür Geschichten aus, mit denen er seine Vorgesetzten fütterte. Die Staatssicherheit aber war nicht blöd. Sie durchschaute das Ganze und strich ihn von der Gehaltsliste.

Der Ex-Agent versuchte an sein altes Leben anzuknüpfen, zog 1969 wieder zu den Eltern, die in Niedersachsen wohnten. Er heiratete und wurde Vater. Aber sein Leben bekam er trotzdem nicht in den Griff. Die Ehe scheiterte. Beruflich hat es auch nicht richtig geklappt. Ohnesorge lebte von Sozialhilfe.

Der Tierpräparator aber gab nicht auf und benutzte wieder seine Phantasie, diesmal kamen seine Geschichten sogar an. Er bemühte sich um einen Job als Gerichtsmediziner und gab sich sogar zeitweise als „Stabsarzt“ aus.

Getragen von einer Mischung aus Ehrgeiz und Erfindungsreichtum wandte er sich dann auch noch an die CIA. Unter Ronald Reagan wollte der US-Geheimdienst seine Aktivitäten ausweiten. Da kam Ohnesorge den Amerikanern gerade recht. Sie flogen ihn in die USA.

Ohnesorge wurde auf eine kommunistische Bulgarin angesetzt, eine Pathologin, durch die die CIA Kontakt zu einem hochrangigen Militär aufbauen wollte. Die Frau verliebte sich tatsächlich in den Mann, der ihr wie zufällig bei einer Tagung einer Pharmafirma über den Weg lief.

Zweimal reiste Ohnesorge nach Bulgarien, um sie zu treffen. Beim zweiten Mal 1984 wurden er und seine Freundin verhaftet. Tagelang nahmen Geheimdienstler ihn durch die Mangel. Er erfand neue Geschichten – wie die, daß er RAF-Mitglied sei.

Gegen den Westdeutschen und seine bulgarische Freundin wurden 1985 hohe Haftstrafen erlassen. Er kam nach Stara Zagora, ein berüchtigtes Gefängnis. Ohnesorge hoffte, daß ihn die Amerikaner oder die Bundesrepublik rausholen würden – vergeblich. Die deutschen Behörden setzten sich nicht besonders für ihn ein, seine Briefe kamen sowieso nie an. Und die USA interessierten sich erst recht nicht mehr für ihren früheren Agenten.

Am 15. Dezember 1987 zündete sich Ohnesorge im Bulgaren-Knast selbst an, nachdem er sich mit Reinigungsmittel übergossen hatte. Fast genau 20 Jahre bevor Karlheinz Schädlich seinem Leben auf einer Parkbank mitten in Berlin ein Ende setzte.

Die beiden Fälle zeigen, daß die jüngste deutsche Vergangenheit noch eine Fülle an unaufbereitetem Material birgt.

Protest gegen Chipperfield

Mit scharfem Protest hat die Vorsitzende der „Gesellschaft Historisches Berlin“, Annette Ahme, auf die Auslassungen des britischen Architekten David Chipperfield über die beschlossene Rekonstruktion des Berliner Stadtschlosses reagiert.

Chipperfield, der selbst in der Jury für den Wiederaufbau des Schlosses sitzt, hatte die weitgehend originalgetreue Wiederherstellung der Fassade kritisiert und sich für einen modernen Bau ausgesprochen.

Ahme sagte, der Brite habe sich „ein weiteres Mal arrogant, ungefragt und ohne Legitimation in deutsche Befindlichkeiten“ eingemischt. „Was, wenn ein deutscher Architekt so mit englischen Herzensangelegenheiten umgehen würde? Der englische Boulevard stünde Kopf“, so Ahme.

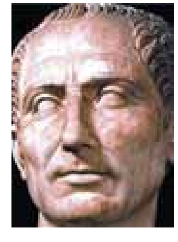
Neben seinem Sitz im Preisgericht für das Schloß solle Chipperfield auch noch die Oberaufsicht über die Bauarbeiten im benachbarten Neuen Museum abgeben, fordert die Vorsitzende in ihrer Erklärung: „Wir brauchen keinen Nachhilfelehrer in Sachen Geschichte.“ *H.H.*

Zeitzeugen



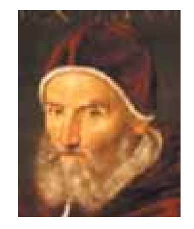
Hugo Chavez – Der venezolanische Präsident wollte in seinem Land die Uhren um eine halbe Stunde vorstellen, um die Helligkeit besser ausnutzen zu könne. In einem Referendum wurde dem Vorschlag des Staatspräsidenten jedoch eine Abfuhr erteilt.

Ptolomaios III. – Der Sohn von König Ptolomaios' II. kam um das Jahr 284 v. Chr. zur Welt und stand ab 246 bis zu seinem Tode 221 als Pharao an der Spitze Ägyptens. Unter seiner Regierung wies das Ptolemäerreich seine größte Machtentfaltung auf. Doch auch auf anderem Gebiete vollbrachte er Bemerkenswertes. So machte er sich um die Weiterentwicklung des ägyptischen Kalenders verdient, indem er im Jahr 237 v. Chr. gegen den Widerstand der Priesterschaft den alle vier Jahre sich wiederholenden Schalttag einführte. Nach seinem Tod wurde jedoch dieser Fortschritt wieder rückgängig gemacht.



Julius Cäsar – Der römische Staatsmann, Feldherr und Autor kam 100 v. Chr. in Rom zur Welt und wurde ebendort an den Iden des März 44 v. Chr. von einer Gruppe Senatoren um Marcus Iunius Brutus und Gaius Cassius Longinus während einer Senatssitzung im Theater des Pompeius mit 23 Dolchstichen getötet. Er führte den nach ihm benannten Julianische Kalender ein, der in manchen Teilen der Welt noch weit bis ins 20. Jahrhundert gültig war und im kirchlichen Bereich teilweise noch bis heute Gültigkeit hat.

Johann Carl Friedrich Gauß – Der deutsche Mathematiker, Astronom, Geodät und Physiker kam 1777 in Braunschweig zur Welt und verstarb 1855 in Göttingen. Er entwickelte die nach ihm benannte Osterformel. Mit diesem Algorithmus läßt sich für jedes Jahr das Osterdatum errechnen.



Gregor XIII. – Ugo Buoncompagni kam 1502 in Bologna zur Welt und starb 1585 in Rom. Ab 1572 stand er als Papst an der Spitze der katholischen Kirche. 1582 reformierte er den Julianischen zu dem mittlerweile im weitaus größten Teil der Welt gültigen Gregorianischen Kalender. Er verfügte, daß von den Jahren, mit denen jeweils ein Jahrhundert zu Ende geht, jene, die sich nicht durch 400 teilen lassen, keine Schaltjahre sind.

Die Politik macht die Zeit

Wer bestimmt, wie spät es gerade ist?

Von HANS HECKEL

Die Zeit scheint etwas Unverrückbares zu sein: Niemand kann sie aufhalten, niemand sie beschleunigen. Ebenso gnadenlos unveränderlich erscheinen uns die Zeiteinheiten wie Sekunde, Stunde, Tag und Jahr.

Ein Irrtum: Jahrtausende hat es gedauert, bis die genaue Länge einer Sekunde, der Basiseinheit unserer Zeitrechnung, genau bestimmt werden konnte. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts orientierte sich die Wissenschaft an der Erdumdrehung, der so ermittelte Sonnentag dauert etwa 84 600 Sekunden.

Doch die Erde dreht sich nicht immer gleich schnell, sondern seit Jahrmillionen immer langsamer. Eine absolut exakte Berechnung der Sekunde ist anhand der Erdumdrehung also gar nicht möglich.

So wurde der Sekunde im Jahre 1967 eine internationale Berechung zugrundegelegt, die sich an der Atomuhr orientiert (siehe Kasten). Die von der Atomuhr ermittelte Sekunde ist stabil und etwas kürzer als die eines mittleren Sonnentages. In den vergangenen 50 Jahren ist bereits eine Differenz von 33 Sekunden aufgelaufen, sprich: Die Atomuhr geht, verglichen mit einer an der Sonne orientierten Uhr um 33 Sekunden vor.

Die zentrale Atomuhr für Deutschland steht bei der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB) in Braunschweig. Von dort aus werden sämtliche Funkuhren zentral per Funk gesteuert, so beispielsweise alle Bahnhofsuhren.

Aus der Differenz zwischen Atomzeit und Sonnenzeit ergibt sich allerdings ein Problem: Der Rhythmus der Menschen orientiert sich wie eh und je an der Sonne, nicht an physikalischen Formeln. Ohne Angleichung der Sonnen- und der offiziellen, von der Atomuhr ermittelten Zeit würde der Abstand zwischen beiden stetig weiter wachsen.

Das ist dem Gesetzgeber natürlich nicht verborgen geblieben. Welche Zeit die gültige ist, regelt in Deutschland daher ein eigens erlassenes „Zeitgesetz“ aus dem Jahre 1978. Darin wird festgelegt, daß die offizielle (Atom-)Zeit und die Sonnenzeit nie mehr als eine Sekunde von einander abweichen dürfen.

Praktisch funktioniert die Angleichung ebenso wie die Regel mit den Schaltjahren: Bekanntlich umfaßt ein Sonnenjahr rund 365,25 Tage, weshalb, wie gerade wieder 2008, alle vier Jahre ein 29. Februar eingefügt wird.

Die Angleichung der Uhrzeiten läuft über das Einfügen von Schaltsekunden, zuletzt in der Nacht zum 1. Januar 2006. Damals wurde die Atomuhr der PTB um eine Sekunde vorgestellt, zuvor war dies das letzte mal 1999 nötig geworden. Wann die nächste Schaltsekunde erforderlich sein wird, ist noch nicht genau absehbar.

Klar ist also: Die Bestimmung der Zeit ergibt sich nicht von selbst, sonst muß, gestützt auf ein Gesetz, regelmäßig nachjustiert werden.

Während wir jedoch von der Schaltsekunde im Grunde nichts mitbekommen, ist die Macht des Gesetzgebers über die Zeitbestimmung für jedermann spürbar spätestens seit Einführung der Sommerzeit.

Das 1980 eingeführte Vorstellen der Uhren zwischen dem letzten Sonntag im März und dem letzten im September, seit 1996 bis zum letzten Oktober-Sonntag, ist bis heute umstritten, Umfragen zufolge ist die Zustimmung zur halbjährlichen Zeitumstellung sogar rückläufig.

Begründet wurde die Zeitumstellung offiziell damit, daß so Energie eingespart würde: In den frühen Morgenstunden schliefen die meisten Menschen, weshalb die eine Stunde längere Dunkelheit keinen zusätzlichen Stromverbrauch verursache. Abends jedoch seinen fast alle noch wach und müßten ihre Lampen erst eine Stunde später einschalten.

Als der Bundestag die Einführung der Sommerzeit 1979 für das Folgejahr beschloß, lagen indes längst Studien aus den USA vor, die nachwiesen, daß der Einspareffekt von Elektrizität so minimal sei, daß er den notwendigen Aufwand für die Umstellung kaum rechtfertige.

Somit ist die Sommerzeit auch eher ein Beleg dafür, wie „politisch“ Zeit und ihre Bestimmung sein können. Zunächst hatten die meisten westlichen Nachbarn der Bundesrepublik bereits 1977 eine sommerliche Zeitumstellung beschlossen, es ging also um Angleichung.

Viel entscheidender als die Harmonisierung der Uhrzeiten mit Westeuropa aber war für Bonn, daß die DDR für das Jahr 1980 die Einführung einer Sommerzeit bereits beschlossen hatte. Hätte die Bundesrepublik nicht nachgezogen, wäre Deutschland – und damit auch die damals geteilte Hauptstadt Berlin – auch uhrzeitlich geteilt worden. Dies sollte unbedingt vermieden werden.

Das Argument, die Sommerzeit widerspreche der „natürlichen“ Sonnenzeit, greift im Unterschied zur Klage über manche Schwierigkeiten bei der Umstellung nicht. Die Zeitzonen sind ohnehin ebenfalls politisch beschlossen, weshalb die offizielle Uhrzeit von der sonnenorientierten, natürlichen Tageszeit mancherorts erheblich abweicht.

Nur am 15. Längengrad, der durch Stargard in Hinterpommern und Görlitz verläuft, erreicht die Sonne den Winter über tatsächlich um genau 12 Uhr mittags ihr höchsten Stand. Im Westen Deutschlands tut sie dies erst 36 Minuten später, im westspanischen Galicien, dem äußersten Winkel der mitteleuropäischen Zeitzone, gar erst 97 Minuten danach. Auch hier zeigt sich: Unsere Zeit ist höchstens mittelbar von der Natur vorgegeben. Sie ist das Ergebnis politischer Beschlüsse, die sich nur in etwa an den natürlichen Abläufen orientieren.



Zeit: Die Umstellung auf Winter- und Sommerzeit bleibt umstritten. Foto: ddp

Das Atom bestimmt unsere Weltzeit

Auf der jahrhundertelangen Suche nach einer genauen, weltweit einheitlichen Sekunde konnte 1967 ein Durchbruch erzielt werden. Als Basiseinheit des Internationalen Einheitensystems SI wurde in einer physikalischen Formel bestimmt, wie lang die Sekunde überall auf der Welt zu sein hat: „Die Sekunde ist das 9192631770fache der Periodendauer der dem Übergang zwischen den beiden Hyperfeinstrukturniveaus des Grundzustandes von Atomen des Nuklids Cäsium-133 entsprechenden Strahlung.“

Nach dieser Formel funktioniert auch die Atomuhr der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB) in Braunschweig. Exakter geht es nach dem derzeitigen Stand der Technik nicht. Um die größtmögliche Genauigkeit zu erlangen, werden die Meßwerte von über 260 Atomuhren an mehr als 60 Instituten weltweit an das Pariser „Internationale Büro für Maße und Gewichte“ (IBMG) weitergegeben.

GPS-Zeit geht 15 Sekunden vor

Dort wird aus den einzelnen Werten die Internationale Atomzeit (TAI) errechnet.

Somit ist klar: Die von den Atomuhren ermittelte „SI-Basissekunde“ ist zwar weitaus genauer als die an der Erdumdrehung ausgerichtete Sekunde (siehe Hauptbeitrag). Sie bleibt jedoch nach wie vor nur ein Näherungswert.

Jährlich tagt am IBMG das „Internationale Komitee für Maß und Gewicht“, ein Gremium aus 18 Personen. Seit 1889 tagt überdies alle vier bis sechs Jahre die internationale „Generalkonferenz für Maß und Gewicht“, auf der alle der „Meterkonvention“ beigetretenen Länder vertreten sind. Neben der Sicherstellung von weltweiten Einheitsmaßen für Kilogramm oder Meter wacht die Konferenz auch über die Gleichheit der internationalen „SI-Basissekunde“.

Hier wird auch, wie links beschrieben, auf nationaler Ebene die Synchronisierung von Atomzeit und „Koordinierter Weltzeit“ (UTC) verwaltet. Beim atomuhrorientierten US-Navigationssystem GPS wurde übrigens seit seiner Indienststellung 1980 auf eine Angleichung an die UTC verzichtet, weshalb die GPS-Zeit mittlerweile rund 15 Sekunden vorgeht. *H.H.*

Weißer Stern auf schwarzem Grund

Der Preuße August Eberstein gründete 1906 mit zwei Partnern den Chronometerhersteller Montblanc

Von MANUEL RUOFF

Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben? Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran!“ beginnt die zum 60. Geburtstag König Friedrich Wilhelms III. vom Gymnasialdirektor Bernhardt Thiersch gedichtete und 1832 vom königlichen Musikdirektor August Heinrich Reithardt vertonte Preußenhymne. Schwarz und Weiß sind auch die Farben des Logos von Montblanc. Aus der Vogelperspektive zeigt es vor schwarzem Hintergrund den schneebedeckten Gipfel des höchsten Berges Europas.

Der führende deutsche Hersteller von Uhren, Schreibgeräten, Büroaccessoires, Schmuck, Lederwaren und Parfüm wird 1906 vom Berliner Ingenieur August Eberstein zusammen mit zwei Hamburgern, dem Schreibwarenhändler Claus-Johannes Voss und dem Bankier Alfred Nehemias, unter dem Namen „Simplizissimus-Füllhalter“ gegründet.

1907 wird der „Hersteller von erstklassigen goldenen Füllfederhaltern“, wie die kleine Gesellschaft sich selbst nennt, in „Simplo Filler Pen Company“ umbenannt. 1909 wird der „Montblanc“-Füllfederhalter ins Programm genommen. Der Name wird als Warenzeichen eingetragen und fortan für sämtliche vom Unternehmen hergestellten Schreibgeräte genutzt. 1913 wird das heutige Firmenlogo, der sogenannte Montblanc Stern, als Markenzeichen der von der Simplo Filler Pen Company hergestellten Schreibgeräte eingeführt. Seit 1924 wird als hochwertigste Produktlinie das „Meisterstück“ hergestellt. Ab 1929 wird in die Feder des „Meisterstücks“ die damals gemessene Höhe des Montblanc in Metern, 4810, graviert. 1934 wird der Produktname in den Firmennamen aufgenommen. Aus der Simplo Füllfedergesellschaft wird die „Montblanc-Simplo GmbH“. Seit 1935 werden unter dem Namen „Montblanc“ außer Schreibgeräten auch Büroaccessoires und Lederwaren hergestellt.

Trotz der Kriegszerstörungen gelingt es dem Unternehmen an den Vorkriegserfolg anzuknüpfen. Seit den 50er Jahren wird der 149er, das heute bekannteste „Meisterstück“ hergestellt. Mit diesem deutschen Produkt hilft der US-amerikanische Präsident John F. Kennedy dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer im Jahre 1963 bei einer zu leistenden Unterschrift aus. Seit 1986 gibt es das „Meisterstück“ auch in einer Edelmetall-Ausführung. 1995 wird die „Montblanc Meisterstück Kollektion“ eingeführt. Exklusive Großlederwaren für den täglichen Einsatz im Büro und auf Reisen ergänzen fortan die bereits bestehende Kollektion an Kleinlederwaren. Seit 1996 befindet sich auch Schmuck in der Produktpalette, erst nur für die Herren, seit 2005 auch für die Dame. 2001 präsentiert das Unternehmen sein erstes Parfüm unter dem Namen „Presence“

Inzwischen gibt es auch „Montblanc Meisterstück Uhren“. Im Land der Uhrmacher wird 1997 die „Montblanc Montre S.A.“ in Le Locle gegründet. 2000 kommt die „Meisterstück Sport Kollektion“ mit sieben Sportuhren ins Programm. Auf dem Salon International de la Haute Horlogerie (SIHH) in Genf stellt Montblanc die erste rechteckige Uhr vor – die „Profile Kollektion“. 2003 wird das Uhrenprogramm „Time Walker“ für Puristen komplettiert.

Aus dem 22- ist in den gut 100 Jahren mittlerweile ein 2500-Mann-Unternehmen mit einem geschätzten Umsatz von um die halbe Milliarde Euro geworden.

Radikal gegen uns Andersgläubige

Neue Studie offenbart unerwartet hohe Gewaltbereitschaft junger Muslime in Deutschland

Von Mariano Albrecht

Fast wäre sie untergegangen im friedfertig, besinnlich-christlichen Glockengeläut der Weihnachtszeit. Die Studie „Muslime in Deutschland“ beschäftigt sich mit der Einstellung zu Demokratie und Rechtsstaat und der Akzeptanz religiöser Gewalt durch in Deutschland lebende Muslime. Bereits der Vorgänger von Innenminister Wolfgang Schäuble, Otto Schily, hatte sie in Auftrag gegeben. Das über 500 Seiten starke Papier offenbart, was viele konservative Multikulti-Kritiker schon seit Jahren prophezeien, auch linke Kreise kommen an den Fakten nicht mehr vorbei. Die Studie birgt politischen Zündstoff: 40 Prozent der in Deutschland lebenden Muslime sind fundamental orientiert, sechs Prozent seien gewaltbereit, das sind einige tausend, rund jeder vierte Muslim befürwortet Gewaltanwendung gegen Andersgläubige.

Innenminister Schäuble bringt es im Vorwort der Studie von Katrin Brettfeld und Peter Wetzels von der Universität Hamburg auf den Punkt: „In Deutschland hat sich ein ernst zu nehmendes islamistisches Radikalisierungspotetial entwickelt.“ Es sei wichtig, Radikalisierungsprozesse frühzeitig aufzuhalten, so der Minister.

Und genau dort liegt das eigentliche Problem. Denn daß sich diejenigen, die den Schritt in die Radikalität vollzogen haben, kaum aufhalten lassen, wird am Beispiel der Kofferbomber von Köln deutlich. Der Libanese Youssef Mohamad E. H. führte ein Doppelleben, zeitweise lebte er in der Pension eines islamischen Zentrums in Hamburg-St.Georg, in unmittelbarer Nähe der Moschee, in der die Attentäter des 11. September verkehrten. Unter Mitbewohnern fiel er durch seine auffallend strenge religiöse Haltung auf. Er habe sich oft mit Glaubensbrüdern getroffen und im Keller des Hauses einen eigenen Gebetsraum eingerichtet.

Ob Kölner Kofferbomber oder die deutschen Konvertiten Fritz und Daniel, die gerade noch vor einem geplanten Anschlag den Fahndern ins Netz gingen, seit der Muslim-Studie ist eines klar: Ein Teil der muslimischen Jugend in Deutschland ist zu allem bereit.

17 Prozent der muslimischen Schüler und Studenten befürworten ein autoritäres islamisches Rechtssystem. Ihre Haltung begründe sich in erlebter Ausgrenzung und Enttäuschung von der deutschen Gesellschaft, heißt es in der Studie. Hat die Gesellschaft versagt?

Sie hat versagt, und zwar gründlich. In die Bresche gesprungen sind muslimische Interessenvertreter, die sich der Klientel bemächtigt haben. In der Vergangenheit hatte die rot-grüne Integrationspolitik einen fast uneingeschränkten Zugang der Interessenvertreter zu muslimischen Jugendlichen gefördert, ohne zu hinterfragen, was für ein Bild des Einwanderungslandes in den Migrantenorganisationen vermittelt wurde. Das liegt in der Vergangenheit, doch gibt es Konzepte für die Zukunft?

Mit der Integrationskonferenz im Sommer dieses Jahres wollte die Bundesregierung einen neuen Anfang wagen, doch passiert ist nicht viel, im Gegenteil. Die Klientel der gewaltbereiten Muslime ist nicht mehr erreichbar, sie haben mit dem Modell Deutschland abgeschlossen. Verbände wie die Islamische Gemeinschaft „Milli Görüs“ fordern Muslime offen auf, sich nicht auf den Weg eines „deutschen Islam“ einzulassen. Innerhalb der islamischen Zentren ist eine steigende Selbstradikalisierung besonders unter jungen Muslimen zu verzeichnen. Die Politik sieht immer noch zu. Die Ausbildung in Deutschland tätiger islamischer Geistlicher findet größtenteils immer noch im Ausland, häufig in der Türkei, statt. Einzig bei der Konrad-Adenauer-Stiftung der CDU wird ein Projekt zur Ausbildung von Imamen verfolgt. Das ist zu wenig. Unverständlich scheint mit Blick auf die ausgemachten sechs Prozent der gewaltbereiten Muslime der ständige Angriff der Opposition auf die Vorschläge von Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) zur Erhöhung der inneren Sicherheit. Auch wenn linke Kreise bereits versuchen, das Ergebnis der Studie mit Zahlen gewaltbereiter Nichtmuslime in Deutschland zu relativieren, muß auch im linken Lager klar werden, daß es bei einer Sicherheitsdiskussion nicht darum geht, alle Muslime unter Generalverdacht zu stellen. Vielmehr sind Konzepte für die Zukunft gefragt, die es den islamistischen Rattenfängern schwer machen, Jugendliche für sich zu gewinnen. Ein Schritt in die richtige Richtung wäre es, islamische Kulturzentren und Migrantenorganisationen zu mehr als zu Lippenbekenntnissen zu verpflichten, das Treiben in Kultur- und sogenannten Integrationszentren transparenter zu machen und direkten Einfluß zu nehmen.



Mannheim: Ein Junge schaut über die gebeugten Rücken der Muslime beim traditionellen Freitagsgebet in der moslemischen Reformgemeinde Ahmadiyya, die offiziell für einen aufgeklärten und friedfertigen Islam steht. Foto: pa

MELDUNGEN

Astrologen lagen 2007 falsch

Roßdorf – Für Astrologen war 2007 wieder ein schwarzes Jahr. Ihre Vorhersagen waren entweder so schwammig formuliert, daß man sie nicht nachprüfen kann, oder sie waren falsch. Zu diesem Ergebnis kommt die „Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung der Parawissenschaften“ (GWUP) in Roßdorf bei Darmstadt. Voll daneben lag beispielsweise die kanadische Wahrsagerin Nikki Pezaro. Weder landete ein Ufo vor dem Weißen Haus, noch ging der Moskauer Kreml in Flammen auf. Der Mathematiker Michael Kunkel (Mainz), der die Prognosen der Wahrsager und Hellseher für die GWUP ausgewertet hat, wundert sich nicht über die falschen oder unpräzisen Vorhersagen: "Die Zukunft ist nun einmal nicht festgelegt und läßt sich auch nicht aus der Glaskugel noch aus den Sternen voraussagen, auch wenn dies bisweilen in manchen Medien so suggeriert wird.“ *idea*

Deutsche essen gerne Wild

Bonn – Nicht nur zur Weihnachtszeit schätzen Deutschlands Feinschmecker einen guten Wildbraten. Rund 27500 Tonnen Fleisch vom heimischen Reh-, Rot- und Damwild oder Wildschwein verzehrten die Bundesbürger nach Angaben des Deutschen Jagdschutz Verbandes zwischen April 2006 und März 2007. Für Nachschub sorgen hierzulande unter anderem fast 350000 Jagdscheininhaber. Im Jagdjahr 2006/2007 erlegten sie allein mehr als eine Million Rehe und Rehböcke. Den Wert der Beute vor der Weiterverarbeitung beziffert der Jagdschutz Verband auf rund 144 Millionen Euro. Dem stehen den Verbandsangaben zufolge Kosten rund um das Jagdwesen – also für Pacht, Ausrüstung, Freisitze, Hundehaltung etc. – in Höhe von etwa 750 Millionen Euro gegenüber. *IW*

Ost-Deutsch (47): schieben

Von Wolf Oschlies

„Majstore, sibaj“, sagte unser mazedonischer Reiseführer, als er alles zur Abreise bereit fand. Und dann „schob“ der „Meister“ (Chauffeur) ab. Das war vor Jahren meine erste Begegnung mit dem Wortfeld „schieben“ bei Slawen, das ich bis heute ob seiner Vielseitigkeit bestaune.

„Schieben“ geht auf indogermanische (skeubh) und gotische (skiuban) Wurzeln zurück und bedeutete immer, etwas zu bewegen, möglichst rasch. So klingt's auch bei unseren östlichen Nachbarn, am deutlichsten bei Polen. „Szybko“ heißt auf polnisch „schnell“, während ein „szyber“ im Kamin die Luftzufuhr regelt, ebenso im Russischen. In russischen Dialekten gibt es „sibkij“ als „schnell“ auch, daneben das hochsprachliche „sibitj (sibnutj)“ in der Bedeutung von „werfen“, dito im Ukrainischen mit „sibati (sibnuti)“. Uns vertrauter klingt der tschechische Gebrauch: „Lokálka v kazdé stanici síbovala vagóny“ (Die Lokalbahn schob an jeder Station Waggons herum). Warum tschechisch „posunovat“ nehmen, wenn deutsch „schieben“ deutlicher ist: „S terminem dovoleny se nedá sibovat“ (der Urlaubstermin läßt sich nicht verschieben). Oder: Bei schönem Wetter „nemusite tak casto sibovat s lehátky“ (müssen Sie nicht so oft die Liegestühle verschieben).

Bei Südslawen wird mehr Bewegung geschoben, etwa slowenisch „malo vode pa smo sibale naprej“ (etwas Wasser, und wir schoben weiter). Serbokroatisch klingt's mal martialisch „sibati po neprijatelju zelezom i ognjem“ (sich mit Eisen und Feuer auf den Feind werfen), mal zivil: „Tako imamo sibnit samo priku Slovenije“ (So sollen wir nur über Slowenien reisen). „U mozgu su sibale kombinacije“ (im Kopf schoben sich Kombinationen), gut für den Belgrader „siber za merenje patriotizma“ – (Rechen-)Schieber zum Messen von Patriotismus.

Am häufigsten wird in Autos geschoben. Da werden der polnische „szyber“ oder serbokroatische „siber“ zum Synonym für „Schiebefenster“, oft als „automatyczny szyber“ oder „elektricni siber“ präzisiert. Dabei ergeben sich ganz unslawische Worthäufungen, etwa mazedonisch „siber krov“ (Schiebedach), „siber vrata“ (Schiebetür) etc. Ganz deutsch klingen das polnische „szyber dach“ oder das bulgarische „sibidach“ (mein Liebling).

Kinder aus erster Ehe vergessen

Statistisches Bundesamt gibt Daten einer Sondererhebung bekannt

Von Rebecca Bellano

Obwohl Statistiken sich auf Fakten berufen, ist es erstaunlich, wie unterschiedlich die Interpretationsmöglichkeiten sind. „Gebildet, westdeutsch, kinderlos“ betitelte die „Frankfurter Rundschau“ ihren Bericht über die Sondererhebung „Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland“ des Statistischen Bundesamtes. Die „Tageszeitung“ titelte hingegen „Auch Akademikerinnen kriegen Kinder“. Zwei Zeitungen und beide schaffen es, mit ihren Überschriften der Sondererhebung eine andere Aussage zuzuschreiben.

Natürlich bekommen Akademikerinnen auch Kinder, nur eben nicht so häufig wie der Rest der weiblichen Bevölkerung. So hat die Sondererhebung, bei der 2006 12500 Frauen zwischen 16 und 75 Jahren befragt wurden, ergeben, daß bei den Frauen mit gehobenen Bildungsstand zwischen 40 und 75 Jahren 20 Prozent keine Kinder hätten, während bei den Frauen ohne Berufsausbildung nur 14 Prozent kinderlos seien. Über die Gründe sagt diese Statistik nichts.

Bei den Geburtsjahrgängen 1957 bis 1966 ist die Kinderlosigkeit sogar noch höher, hier haben 23 Prozent von ihnen keine eigenen Nachkommen. Dies gilt aber nur für den Westen, denn in den neuen Bundesländern liegt sie bei diesen Jahrgängen nur halb so hoch. Dafür ist der Anteil der potentiellen Mütter an der Gesamtbevölkerung im Osten der Bundesrepublik Deutschland aufgrund von Abwanderung in den Westen von 28 Prozent 1990 auf 20 Prozent im Jahr 2006 abgesunken. Insgesamt hat sich die Zahl der Frauen im gebärfähigen Alter von 19,7 Millionen 1997 auf 19,3 Millionen verringert.

Doch das wirklich neue an der Sondererhebung ist die Tatsache, daß die befragten Frauen erstmals nicht nur nach den Kindern aus ihrer aktuellen Ehe, sondern auch aus vorherigen Ehen und Beziehungen ohne Trauschein befragt wurden. Hatten die mehrfach verheirateten Frauen so die Statistik verschoben, da man ihre Erstgeborenen bei der jährlichen Befragung ausgewählter Haushalte, dem Mikrozensus, nicht mitgezählt hatte, ist jetzt das Durchschnittsalter, in dem Frauen erstmals Mutter werden, in der Statistik wieder von 30 auf realistische 26 Jahre abgesunken.

„Trau keiner Statistik, die du nicht selber gefälscht hast“, unken böse Stimmen. Die Tatsache, daß das Statistische Bundesamt über Jahrzehnte Hunderttausende Kinder unter den Tisch hat fallen lassen, läßt zumindest nicht gerade auf Professionalität schließen. Erst 2008 soll nun auch beim Mikrozensus nach Kindern aus vorherigen Beziehungen gefragt werden.

Letztendlich sind also aus Befragungen stammenden Daten, die das Statistische Bundesamt zur Bewertung der demographischen Lage mit an die Hand gibt, nur mit Vorsicht zu betrachten. Ziemlich sicher sind jedoch die Daten, die von den Standesämtern stammen, und so ist es unwiderlegbare Tatsache, daß 2006 673000 Kinder angemeldet wurden. Und nur jedes zweite Kind hatte in dem Jahr Eltern, die beide einen deutschen Paß besaßen.

Alimente vom Steuerzahler

In Deutschland leben zirka 2,5 Millionen Kinder auf Hartz-IV-Niveau, am Rande der Armut. Grund dafür: Die Familien bestreiten ihren Lebensunterhalt aus Hartz-IV-Leistungen, oder das Arbeitseinkommen ist unterdurchschnittlich und muß durch zusätzliche Sozialleistungen aufgestockt werden. Besonders schlimm trifft es Kinder, deren Eltern getrennt leben und deren unterhaltspflichtiger Elternteil die Alimente für das eigene Kind nicht aufbringen kann, weil das Einkommen gerade so für das eigene Auskommen reicht. Bei 498384 Kindern konnten die getrennt lebenden Elternteile im Jahr 2006 nicht für den Unterhalt aufkommen, so daß der Sozialstaat in Gestalt des Steuerzahlers einspringen mußte: Nach dem Unterhaltsvorschußgesetz kann der Elternteil, bei dem das Kind lebt, einen Unterhaltsvorschuß für das Kind beantragen, wenn der andere Elternteil trotz Unterhaltspflicht keine Alimente zahlt. Der Ersatzunterhalt wird aber nur für 72 Monate gewährt und muß vom Unterhaltsschuldner zurückgezahlt werden. Die Rückzahlungspflicht verjährt allerdings nach drei Jahren, dann bleibt der Staat auf den Kosten sitzen. 2006 mußte der Bund 235 Millionen für nichtzahlende Unterhaltspflichtige zahlen. *M. Albrecht*

MELDUNGEN

Neuer Vorsitz in G8 und EU

Tokio / Ljubiliana – Mit dem Jahreswechsel hat auch der Vorsitz in der G8 und der EU gewechselt. Den Vorsitz der G8 hat Japan von Deutschland übernommen, den der EU Slowenien von Portugal.

Verlustreichstes Jahr im Irak

Bagdad – Das vergangene Jahr war nach Pentagon-Angaben das verlustreichste Jahr der US-Armee im Irak. 900 Soldaten verloren hier 2007 das Leben, seit Besetzung des Iraks 2003 sind es insgesamt 3900.

Neues Geld für Simbabwe

Harare – Aufgrund der rasanten Inflation – offizielle Stellen sprechen von 8000 Prozent, inoffizielle Stellen vermuten das doppelte – geht Simbabwe das Bargeld aus. Nun hat die Zentralbank des Landes neue Geldscheine ausgegeben. Während der Nennwert der höchsten Banknote vorher bei 200 000 Simbabwe-Dollar (zirka 4,40 Euro) lag, gibt es jetzt Geldscheine mit den Werten 250 000, 500 000 und 750 000 Simbabwe-Dollar. Das Horten von mehr als 50 Millionen Simbabwe-Dollar (1100 Euro) wurde unter Strafe gestellt.

Teilung vorerst abgewendet

Brüssel – Nachdem bereits die Teilung Belgiens befürchtet worden war, hat das Land Weihnachten eine provisorische Regierung erhalten. Gut sechs Monate hatte der Wahlgewinner Yves Leterme vergeblich versucht, die verschiedenen Positionen miteinander zu vereinen und eine Regierung zu bilden. Erst als König Albert II. Letermes Aufgabe an den Wahlverlierer Guy Verhofstadt übertrug, kam zumindest ein vorläufiges Ergebnis zustande.

Schlimmer als jede Klima-Katastrophe

Demographische Entwicklungen bis 2050 verschieben Machtverhältnisse auf der Welt

Von ALBRECHT ROTHACHER

Nach dem Willen der politischen Klasse soll der Bürger glauben, der Klimawandel sei als unsere Hauptbedrohung Menschenwerk und hauptsächlich durch das Lichtausschalten und Steuererhöhungen zu bekämpfen. Er teilt in seiner medialen Aufgeregtheit das Schicksal des Waldsterbens, des Rinderwahns, von Aids und der Vogelgrippe, die uns zuvor hatten auslöschen sollen.

Tatsächlich gibt es einen Faktor, der das Schicksal der Völker und Kulturen viel nachhaltiger, wirkmächtiger und mit unmerklicher Präzision beeinflußt: die Kraft des demographischen Wandels. Weil seine Ergebnisse für die westlich-abendländische Zivilisation und die Völker der kulturträchtigeren Nordhalbkugel der Erde so katastrophal sein werden und weil sich die Mehrheit in ihrem ungenügenden reproduktiven Verhalten schuldig fühlen dürfte, werden jene unangenehmen Wahrheiten gerne übersehen und totgeschwiegen. So nahm so gut wie niemand von der Aktualisierung der Weltbevölkerungsszenarien der Vereinten Nationen für das Jahr 2050 Kenntnis. Sie gehen von mittleren Wahrscheinlichkeiten der Geburten- und Sterbezahlen, der Konstanz der aktuellen Migrationen aus, sind also außerordentlich moderat.

Nehmen wir den Nahen Osten. Die Bevölkerung Israels wird von derzeit 6,5 Millionen auf 10,5 Millionen im Jahr 2050 wachsen. Ihr Araberanteil von jetzt 20 Prozent auf 30 Prozent zunehmen. Die Zahl der Palästinenser in den Besatzungsgebieten wird von 3,7 Millionen auf 10,3 Millionen steigen. Auch bei den Nachbarn explodieren in den nächsten 40 Jahren die Bevölkerungszahlen. In Ägypten von 73 auf 121 Millionen, in Jordanien von fünf auf zehn Millionen, in Syrien von 19 auf 35 Millionen, und in Saudi Arabien von 24 auf 45 Millionen. Dem Judenstaat werden Grenzmauern, US-Militärhilfe und Atombomben kaum helfen. Sein Schicksal scheint angesichts der erdrückenden, ständig zunehmenden Übermacht seiner Nachbarn und Feinde besiegelt. Es erscheint deshalb zweifelhaft, ob Israel die Lebensdauer des ersten Kreuzfahrerstaats (1000–1087) wird übertreffen können.

Nehmen wir Rußland. Seit 1995 schon ist die Bevölkerung von damals 149 Millionen rückläufig. So gibt es heute nur noch 144 Millionen Russen. Ihre Zahl wird laut UN 2050 nur noch 108 Millionen betragen (und im Jahr 2100 dann nur noch 80 Millionen). Jene Bevölkerungsverluste sind größer als die, die das Land im Zweiten Weltkrieg, im Großen Terror Stalins und in den Hungersnöten der Kollektivierung und des Bürgerkriegs zusammengenommen erlitten hat. Gleichzeitig wachsen Nachbarn wie der Iran und die Türkei bis 2050 auf jeweils 100 Millionen an. Die Einwohner Zentralasiens, einschließlich Afghanistans werden 160 Millionen betragen. Chinas Bevölkerung wird sich um weitere 100 Millionen auf 1,4 Milliarden vermehren. Schon jetzt stehen im fernöstlichen Rußland sechs Millionen Russen 140 Millionen Chinesen in der verarmten Mandschurei gegenüber. Die Immigration der Chinesen hart dort bereits schon eine Millionenhöhe erklommen. Im Jahre 2050 dürfte es keine europäischen Siedler mehr östlich des Urals geben, dagegen alles, einschließlich der örtlichen Bodenschätze und Energiequellen, sich fest in chinesischer Hand befinden.

Stark rückläufig sind die Einwohnerzahlen auch für Japan und Südkorea: In Korea um Minus sechs Millionen auf 42 Millionen (2050) und in Japan um Minus 25 Millionen auf 102 Millionen, zumal beide Völker keine kulturfremden Zuwanderer ins Land lassen. Ihr Durchschnittsalter wird im Jahr 2050 je 55 Jahre betragen. 43 Prozent der Bevölkerung werden im Rentenalter sein. Das ist das Ende des japanischen und des koreanischen Wirtschaftswunders. Dafür werden sich die Philippinos bis 2050 auf 140 Millionen vermehren, und die Indonesier auf 300 Millionen.



Slumbewohner in Manila: Kein festes Dach über dem Kopf, aber reich an Kindern Foto: argus

In Europa schrumpft die Bevölkerung von derzeit 731 Millionen auf 664 Millionen (2050). Am stärksten in Ost- und Südosteuropa, wo zusätzlich zu niedrigen Geburtenraten die Emigration der jungen Leute hoch ist: die Ukraine von 47 auf 31 Millionen, Polen von 38 auf 30 Millionen. Die Zahl der Deutschen wird bis 2050 auf 74 Millionen schrumpfen und die der Italiener auf 54 Millionen (2050). Auf 2100 hochgerechnet werden die europäischen Bevölkerungsverluste in ihrer Dimension nur mit der Pest, die im 14. Jahrhundert ein Drittel der Bevölkerung dahinraffte, vergleichbar sein. Überalterte, schrumpfende Gesellschaften modernisieren nicht länger, sie verzehren ihr Kapital. Solche verarmenden Länder sind für gut qualifizierte Migranten nicht länger attraktiv. Es kommen nach Europa jene im Jahr 2020 schon 60 Millionen ausmachenden Überschuß-Jungmänner, die wegen der in Indien und China herrschenden Abtreibungspraxis weiblicher Föten auf dem Ehemarkt chancenlos sind und eher unterqualifiziert sein dürften. Tatsächlich wird sich die Massenimmigration aus einer anderen Himmelsrichtung verstärken: aus Schwarzafrika und der islamischen Welt Nordafrikas, der Türkei und des Nahen Ostens.

Die Bevölkerung Afrikas wird sich in den nächsten 40 Jahren von 920 Millionen auf zwei Milliarden Menschen mehr als verdoppeln, ohne daß sich die Lebenschancen dort verbessern dürften. Wird doch das geringe Wirtschaftswachstum von der Bevölkerungsexplosion mehr als aufgezehrt. Entsprechend stärker wird der Migrationsdruck gerade der Unqualifizierten.

Gelegentlich wird behauptet, Europa stehe vor der Wahl, entweder zum Altersheim oder zum Dritte-Welt-Slum zu werden. Es scheint nun beides zu geben. Statt romantisierter Multikultur droht kulturfreie Verslumung, Gewaltkriminalität und religiöse Radikalisierung.

In den USA verläuft die Situation ähnlich. Waren 1960 noch 89 Prozent der US-Amerikaner weiß, und 1990 76 Prozent, so wird ihr Anteil 2020 gerade noch 61 Prozent betragen, um 2050 unter 50 Prozent zu fallen.

Warum gerade »Nabucco«

Projekt einer Erdgasleitung von der Türkei über den Balkan nach Mitteleuropa wirft Fragen nach der Namensgebung auf

Vor mehr als einem Jahr wurde das Projekt einer Erdgasleitung bekannt, die vom Osten der Türkei über den Balkan bis nach Mitteleuropa verlaufen soll. Für welches Erdgas, könnte man fragen, scheint doch immer irgendwer dagegen zu sein: Bei zentralasiatischem Gas die Russen, bei iranischem die Amerikaner und bei irakischem die Umstände.

Aber es gibt ein weiteres Rätsel: Warum wurde für das Projekt ausgerechnet der Name „Nabucco" gewählt? Nun, Opernfreunde wissen, daß es eine Verdi-Oper dieses Namens gibt. Der einzige einem breiteren Publikum bekannte Teil davon dürfte der „Gefangenen-Chor aus Nabucco" sein. Und wer die Übertragungen vom Wiener Opernball verfolgt, erinnert sich vielleicht, daß dieses Stück vor ein paar Jahren im Vorspann gesungen wurde – als eine der üblichen Einlagen vor dem Kommando „Alles Walzer".

Doch wer oder was ist Nabucco? Nabucco ist die italienische Verbalhornung der hebräischen Verbalhornung eines babylonischen Namens, den wir als „Nebukadnezar" verbalhornen. In dem Namen steckt der babylonische Hauptgott von damals: „Nebo" oder „Nabu" oder so ähnlich – aus semitischen Konsonantenschriften läßt sich die Aussprache nie genau rekonstruieren. Nebukadnezar bedeutet „Nabu schütze meinen Grenzstein" oder „Nabu schütze meinen ältesten Sohn" – auch hier ist man sich uneins.

Nabucco bezieht sich auf Nebukadnezar II., der von 605 bis 562 v. Chr. regierte und dessen Vater Nabopolassar das „Neubabylonische Reich" begründet hatte. Nebukadnezar herrschte über ein Gebiet, das sich vom persischen Golf bis ans Mittelmeer und von Gaza bis nach Südanatolien erstreckte. Er galt als fähiger Staatenlenker, Stratege und Bauherr – von ihm stammt unter anderem das „Ischtar-Tor", heute im Berliner Pergamon-Museum untergebracht. Und er war so angesehen, daß er von umliegenden Völkern und Stämmen als Vermittler eingeschaltet wurde.

Verdi-Oper gleichen Namens

Als er sich anschickte, auch Ägypten seinem Reich einzuverleiben, wagte man in Judäa, im Rücken seiner Armee, den Aufstand. Der wurde aber niedergeschlagen – und es kam zur sogenannten „Babylonischen Gefangenschaft". Da Nebukadnezar ein weiser Staatsmann war, hielt sich seine Rache in Grenzen. Er begnügte sich damit, das ideologische Zentrum und sichtbare Symbol des Aufstands, den Jerusalemer Tempel, zu zerstören und die aufmüpfige Oberschicht – und nur diese – zwangsweise nach Babylonien umzusiedeln. Die übrige Bevölkerung sollte nämlich wie alle im Reich weiterhin ein Sozialprodukt erarbeiten, das man besteuern konnte.

Die Verschleppten waren zunächst in Siedlungen nahe der Hauptstadt untergebracht. Religion und Brauchtum konnten sie beibehalten. Wie es ihnen in weiterer Folge erging, ist nur bruchstückhaft und auch nicht unbedingt in objektiver Weise überliefert. Jedenfalls handelte es sich um eine für damalige Zeiten gebildete, teilweise schriftkundige Elite – die hebräische Schrift war ja schon zwei Jahrhunderte davor aus der phönizischen, der „Mutter aller Alphabete", abgeleitet und zur Aufzeichnung religiöser Überlieferungen herangezogen worden. So kann es wenig verwundern, daß sich in babylonischen Urkunden bald auch Hofbeamte, Kaufleute und Bankiers mit jüdischen Namen finden.

Im babylonischen Exil kamen die Juden mit mesopotanischem und altpersischem Gedankengut in Berührung, was wesentlichen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Judentums und auf die Endredaktion der biblischen Texte haben sollte. Der „Babylonische Talmud" entstand allerdings erst in nachchristlichen Jahrhunderten.

Da ist aber noch etwas: Die „Diaspora" begann nicht, wie viele glauben, mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. Sie bestand vielmehr schon in hellenistischer Zeit, wie unter anderem die „Septuaginta" belegt. Diese zwischen 250 und 130 v. Chr. im ägyptischen Alexandria entstandene Übersetzung der hebräischen Bibeltexte ins Griechische verdankt ihre Entstehung dem Umstand, daß Hebräisch bereits eine tote Sprache war und die Juden nur Griechisch oder Aramäisch verstanden.

Ihren Anfang genommen hatte die Diaspora jedoch schon mit Nebukadnezar. Unter dessen Nachfolgern wurde das Neubabylonische Reich durch innere Konflikte geschwächt und brach 539 v. Chr. zusammen. Babylon, damals die größte Stadt der Welt, fiel dem Perserkönig Kyros II. kampflos in die Hände.

Verballhornung von Nebukadnezar II.

Die „Babylonische Gefangenschaft" war damit zu Ende – doch nur ein Teil der Juden ging wieder ins karge Judäa. Denn für viele aus der dritten oder vierten Generation war Babylonien Heimat geworden. Und der Perserkönig war ihnen besonders wohlgesonnen, denn er begriff wie vor ihm Nebukadnezar und nach ihm noch etliche andere, wie nützlich kleine Minderheiten sind, wenn man ein Vielvölkerreich im Griff behalten will. Jüdische Präsenz im iranischen Hochland und in Mittelasien hat also eine lange Geschichte.

An Nebukadnezar versuchte später auch ein gewisser Saddam Hussein anzuknüpfen – eine seiner Elite-Divisionen trug sogar den Namen des Babyloniers. Doch die Berufung auf historische Vorbilder ist eine vertrackte Sache, und im heutigen Irak kräht kein Hahn nach Nebukadnezar oder seinen Nachahmern.

Daß beim Opernball 2001 just der „Gefangenenchor aus Nabucco" zum Zug kam, war eine Spitze des Operndirektors Ioan Holender gegen die damalige blau-schwarze Regierung. Eine dank Unkenntnis meist gar nicht verstandene Bosheit. Und sogar eine doppelte Bosheit, was aber noch weniger verstanden wurde: Denn ziemlich vergessen ist, daß der Verdi-Chor einst eine antiösterreichische Hymne der italienischen Irredentisten war – in jener Zeit, als Feldmarschall Radetzky als Generalgouverneur der Lombarbei und Venetiens in Mailand residierte.

So, jetzt wissen wir also eine ganze Menge über Nabucco. Nur warum das Gas-Projekt so heißt, ist immer noch unklar. Denn vom Orient bis nach Mitteleuropa reichte das babylonische Reich nie. Auch nicht dessen Nachfolger, das persische. Nur das osmanische. *RGK*

Blutiger Kampf um die Macht

Nach der Ermordung Benazir Bhuttos stürzt Pakistan in ein noch größeres Chaos

Von R. G. Kerschhofer

Nach der Bluttat in Rawalpindi bleibt vieles offen. Anschuldigungen und Dementis hängen im Raum, und selbst der Tathergang wird widersprüchlich dargestellt. Klar ist aber, daß der amerikanische Plan eines „demokratischen Pakts" zwischen dem Staatspräsidenten und der Bhutto-Partei mit dem Tod ihrer Gallionsfigur hinfällig wurde. Alternativen zeigen sich keine.

Die politische Szene war zuletzt von drei tödlich verfeindeten Persönlichkeiten geprägt: Von Staatspräsident Pervez Muscharraf, dessen Partei eine Abspaltung der Muslim-Liga ist. Von Nawaz Scharif, der ein von der „echten" Muslim-Liga dominiertes Parteienbündnis anführt und 1990 bis 1993 sowie 1997 bis 1999 Premierminister war. Und von Benazir Bhutto, die den Vorsitz der Pakistanischen Volkspartei PPP von ihrem Vater geerbt hatte und 1988 bis 1990 sowie 1993 bis 1996 Premierministerin war. Die „Islamisten" haben bisher keine Führerfigur.

Zur politischen Misere in Pakistan beigetragen hat aber auch der Westen. Denn die Sucht, außereuropäische Politiker, Parteien und Verhältnisse in europäische Kategorien einzuordnen, führt leicht zu groben Fehleinschätzungen. Und mit „moralischem Druck" schwächen Besserwisser oft genau jene Kräfte, die längerfristig das kleinere Übel wären. Da ist etwa das Klischee, daß Diktatoren unbedingt böse, doch Oppositionelle unbedingt „demokratisch" und folglich gut sein müssen. Und eine Frau als Führungsfigur muß in einem islamischen Land wohl überhaupt der Inbegriff von Säkularisierung, Gerechtigkeit und Demokratie sein.

Wie demokratisch die PPP wirklich ist, zeigt sich aber schon daran, daß der Parteivorsitz wieder in der Familie weitergereicht werden konnte. Wenngleich nur an den Sohn Bilawal und nicht dem Testament entsprechend an den allgemein verhaßten Ehemann Asif Ali Sardari. Der gilt leider als knochenkorrupt und – für einen Prinzgemahl nicht untypisch – als Lebemann und Schmarotzer. Doch er wurde immerhin Stellvertreter des 19jährigen Sohnes und damit dessen politischer Vormund.

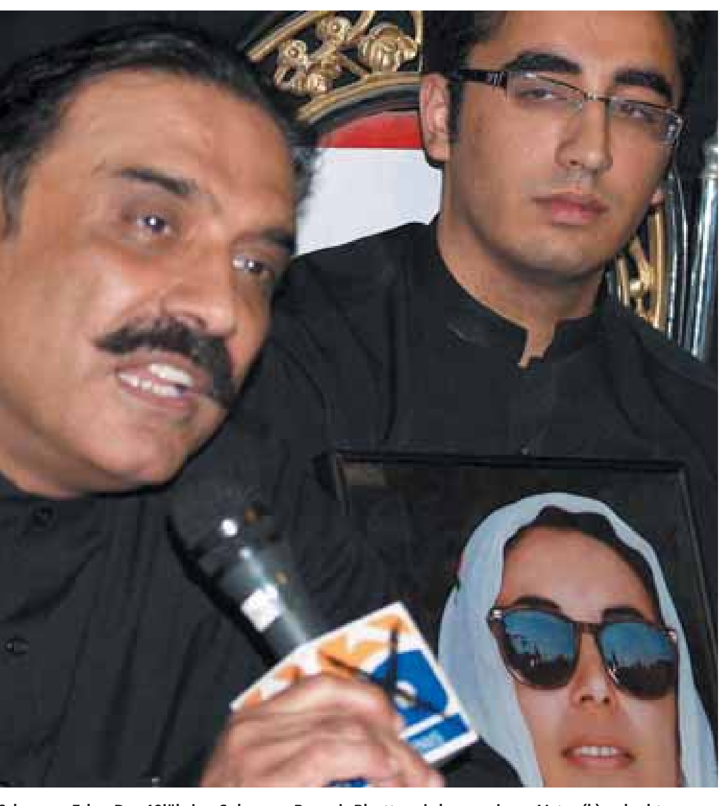
Daß manche die PPP als „sozialistisch" einstufen, geht daneben. Ebenso, daß manche die Ermordete als Vorkämpferin für Frauenrechte ansehen. Ja, Benazir Bhutto hatte ihre Rechte – als Erbin großer Latifundien. Und als Tochter des PPP-Gründers, Staatspräsidenten und Premierministers Sulfikar Ali Bhutto, von dem sie für eine politische Laufbahn erzogen wurde – die Parallelen zum Nehru-Klan in Indien sind kein Zufall. Mit den Frauen des städtischen und ländlichen Proletariats hatte sie ebensowenig gemein wie ihre Hofdamen, sprich: Mitarbeiterinnen. Sie verstand es bestens, von ihrem Aussehen Gebrauch zu machen. Und vor westlichen Medien und Politikern glitt ihre Kopfbedeckung – ohnehin weit hinter dem Haaransatz getragen – gerne in den Nacken. All das spricht nicht gegen sie, trug aber sehr wohl zu Fehleinschätzungen bei.

Als Muscharraf 1999 – damals Oberbefehlshaber der Streitkräfte – putschte und sich 2001 zum Staatsoberhaupt machte, „strapazierte" er zwar die Verfassung. Aber er handelte machtpolitisch richtig – er kam ja der eigenen Absetzung zuvor. Und er nützte dem Land, denn die Vertreibung des korrupten Premiers Nawaz Scharif trug zum Wirtschaftsaufschwung der Folgejahre bei.

Schon 1977 hatte ein Oberbefehlshaber – damals Zia ul-Hak – geputscht und dann bis zu seinem Ableben 1988 diktatorisch regiert. Zia ul-Hak ließ den Vater von Benazir Bhutto hinrichten. Und er leitete mit Einführung der Scharia die Radikalisierung des vorwiegend gemäßigten Landes ein! All das wurde ihm von den USA verziehen, denn er war ja der wichtigste Verbündete gegen die Sowjets in Afghanistan: Der pakistanische Geheimdienst ISI wurde vom CIA hochgepäppelt, um Islamisten diesseits und jenseits der Grenze zu mobilisieren. Und seit damals ist der ISI ein Staat im Staate – mit Einkünften aus Drogen-, Waffen- und Menschenhandel. Die islamistische Unterwanderung des ISI erklärt auch einige von Muscharrafs Problemen, etwa das Debakel um die „Rote Moschee" im Vorjahr.

Muscharrafs erster großer Fehler war es, sich für Bushs „Krieg gegen den Terror" einspannen zu lassen. Damit geriet er selber in die Schußlinie. Und während die Islamisten bis dahin nur in Grenzregionen stark waren, verbreiten sie sich seither metastasenartig.

Es ist nicht unlogisch, Muscharraf für den Tod von Benazir Bhutto verantwortlich zu machen, denn sie wäre noch am Leben, hätte er nicht den Ausnahmezustand aufgehoben. Daß Muscharraf El-Kaida beschuldigt, ist auch logisch. Daß El-Kaida ausnahmsweise dementiert, ist ebenfalls logisch, denn das fokussiert den Volkszorn auf Muscharraf. Und es ist logisch, daß ein Typ wie Nawaz Scharif die Parlamentswahlen boykottieren wollte, jetzt aber auf ihrer baldigen Abhaltung besteht, um am „Märtyrertod" von Benazir Bhutto mitzunaschen. Daß Muscharraf – auch auf westlichen Druck – die Uniform auszog, könnte sich als sein letzter und als der für Pakistan folgenschwerste Fehler erweisen.



Schweres Erbe: Der 19jährige Sohn von Benazir Bhutto wird von seinem Vater (l.) gelenkt. Foto: pa

MELDUNGEN

Energiekrise in Fernost

Rußlands fernöstlichste Halbinsel Kamtschatka hat zwar deutlich mehr Fläche als ganz Deutschland, wird aber von lediglich 380 000 Menschen bewohnt. Bei denen klopft jedes neue Jahr zuerst an: Wenn in Moskau gerade erst Mittag ist, können die Kamtschatkaner schon die Korken knallen lassen.

2008 wird ihnen jedoch der traditionelle Wunsch „Neues Jahr, neues Glück" wie purer Hohn klingen, denn ihre Halbinsel wird von einer schweren Energiekrise heimgesucht, die auf weitere Fernost-Regionen übergreift. Angeblich lösten „Gerüchte" sie aus, daß Energiekonzerne, allen voran Mehrheitseigner „Rossneft", die Öllieferungen nach Kamtschatka gestoppt hätten. Laut Boris Dobshenetzki, oberster Energiemanager Kamtschatkas, lebt dieses „seit einem Monat von Tanker zu Tanker", kurz vor Weihnachten kam der letzte und die Benzinvorräte reichen wohl nur für eine Woche.

Jetzt brach ein Run auf die Zapfsäulen aus, der tägliche Benzinverbrauch wuchs um ein Drittel auf 300 Tonnen, die Literpreise stiegen bis zu 40 Prozent an. Wo es noch Benzin gab, bildeten sich lange Schlangen, immer mehr Tankstellen schlossen und Benzin wurde nur noch auf Rationierungskarten ausgegeben – maximal 30 Liter pro Person.

Hinter verschlossenen Türen tagte die Regionalregierung unter Gouverneur Aleksej Kusmicki, während die Medien bereits die wahre Krisenursache verrieten: Rußland will den Preisanstieg auf dem Weltmarkt ausnutzen, hat seine Energieexporte gesteigert, was seine Bürger in Fernost jetzt ausbaden müssen.

Mitte Januar, so hofft man, soll die Krise vorbei sein. Dann kommt die Stunde der „Föderalen Antimonopol-Agentur", die prüfen will, ob hier einige marktwirtschaftliche Raubritter ihre Hand im Spiel hatten. *Wolf Oschlies*

Das Trauma der Ukraine

Kiews neue Geschichtspolitik: Erinnerung an die Millionen Opfer der Hungersnot von 1932/1933

Von Martin Schmidt

Ende November wurde in Kiew nach zweijährigem politischen Schwebezustand wieder eine Regierungskoalition geschmiedet. Sie trägt erneut das orangene Banner, versteht sich also im Unterschied zur russophilen Opposition als pro-westlich und eher rußlandkritisch und setzt sich aus dem „Block Julia Timoschenko" und dem Bündnis „Unsere Ukraine" zusammen. Da die Mehrheit dieser Koalition äußerst knapp ist, könnte sie schon bald ins Straucheln geraten und die innenpolitische Situation wieder verunsichern.

Für ein von tiefen geistig-materiellen Umbrüchen gezeichnetes, extrem heterogenes Land wie die Ukraine ist all das kaum verwunderlich. Die innenpolitischen Grabenkämpfe spiegeln den tiefen Riß wider, der die national gesinnte Westukraine und zunehmend auch die Mitte des Landes vom russisch geprägten Osten scheidet. Daß die auf Eigenständigkeit vom übermächtigen „Großen Bruder" Rußland bedachten Kräfte die Meinungsführerschaft innehaben, zeigen nicht nur die Wahlergebnisse, sondern in weit größerem Maße die – politisch geförderte – Veränderung der Sprachenverhältnisse zugunsten des Ukrainischen und zu Lasten des Russischen sowie die geschichtspolitische Debatte um den sogenannten „Holodomor". Der Begriff leitet sich von „holod" = Hunger und und „mor" = Seuche ab und bezeichnet den millionenfachen Hungertod, der dem Höhepunkt der stalinistischen Zwangskollektivierungen in den Jahren 1932/33 folgte und in der Ukraine einen genozidartigen Charakter hatte.

Im November erinnerte die Ukraine an die Opfer der verheerenden Ereignisse, deren Gesamtzahl in der Sowjetunion meist mit siebeneinhalb Millionen, manchmal aber auch mit zehn Millionen angegeben wird. Mindestens ein Viertel der ukrainischen Bevölkerung kam durch die von den Moskauer Bolschewiki wahrscheinlich bewußt hervorgerufene oder zumindest gesteuerte Hungersnot ums Leben. Sie sollte den Widerstand der dortigen Bauern gegen die Abschaffung bäuerlichen Privateigentums brechen. Russische Historiker betonen dagegen die vorangegangenen schlechten Ernten als wichtigste Ursache.

Jeder vierte Ukrainer kam ums Leben

Fest steht, daß Stalin seit Einführung des ersten sowjetischen Fünfjahresplanes im Oktober 1928 und der anschließenden Einleitung rücksichtsloser Kollektivierungsmaßnahmen die Vernichtung der großbäuerlichen Schicht, der sogenannten „Kulaken", anstrebte. Diese gab es in der fruchtbaren Ukraine mit ihren Schwarzerdeböden in besonders hoher Zahl. Sie mußten überhöhte Steuern zahlen sowie „freiwillige" Selbstverpflichtungen zur Ablieferung größerer Getreidemengen leisten und erlitten bei Nichterfüllung brutale Strafen einschließlich der Konfiszierung von Haus und Hof, Verbannung oder mehrjährige Gefängnisaufenthalte. Da nie ganz klar war, wer zur sozialen Schicht der Kulaken zu zählen war und wer nicht, führten all diese Maßnahmen zu einer allgemeinen Verunsicherung auch unter den Mittel- und Kleinbauern. Als die Notlage 1932/33 ihren katastrophalen Höhepunkt erreichte, exportierte die UdSSR dennoch größere Mengen Getreide zwecks Devisenbeschaffung ins Ausland, und in den Getreidespeichern des Landes stapelte sich das Korn. Strenge Kontrollen unterbanden die Versorgung ukrainischer Hungernder oder deren vorübergehende Umsiedlung in die besser versorgten Städte beziehungsweise weniger betroffene Landesteile. Ein von Stalin eingeführtes System von Passierscheinen sorgte dafür, daß die ukrainischen Bauern ihre Heimatdörfer nicht verlassen konnten, um anderswo Lebensmittel aufzutreiben. Es gab nicht wenige Fälle von Kannibalismus, und schätzungsweise 11 000 ukrainische Dörfer mitsamt ihren Bewohnern gingen zugrunde.

Professor James Mace, der Leiter einer in den 80er Jahren in den USA im Regierungsauftrag mit dem Thema beschäftigten Forschungsgruppe, fällte ein klares Urteil: „Ich bin überzeugt davon, daß, um die Macht in Stalins Händen zu zentralisieren, sowohl die ukrainische Bauernschaft als auch die ukrainische Intelligenzija, die ukrainische Sprache und Geschichte – also praktisch die Ukraine selbst – vernichtet werden sollte." Und Vassilij Marotschko, Historiker am Zentrum zur Erforschung des Genozids bei der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften in Kiew, betonte: „Ob es nun ein Sozio- oder ein Genozid war, das ist für mich ein Spiel mit der Terminologie, an dem sich einige ukrainische und westeuropäische Historiker gerne beteiligen! – Aber wenn ich diese verehrten Kollegen frage: ‚Welche Nationalität hatten denn die Bauern in der Ukraine?', bleiben sie stumm ... Der Anteil der ethnischen Ukrainer unter den Bauern betrug knapp 87 Prozent! – Gegen wen also ... hat man den Hunger eingesetzt?!" – Dann: Die Korrespondenz zwischen Kaganowitsch und Stalin: Da fällt andauernd das Wort ‚Ukraine', ‚ukrainisch'. Die ethnische Komponente wird dort stets betont. An keiner Stelle heißt es: ‚Die sozialistische Ukraine' oder die ‚sowjetische Ukraine'. Vielmehr liest man: ‚Die ukrainische Frage muß gelöst werden.'" Ganz anders sieht die russische Bewertung aus, für die das Zitat Gennadij Bordjugows steht: „Kein Forscher hat bis jetzt dokumentarische Beweise des gezielten Genozids eben des ukrainischen Volkes durch die Sowjetmacht vorgelegt. Um diese Frage entstand in letzter Zeit eine regelrechte Hysterie. Diese Hysterie hat die ukrainische Gesellschaft gespalten. Ihre Erklärungen zum Genozid zeugen von der Schwäche der heutigen ukrainischen Regierung."

Anerkennung als »Völkermord«?

Seitdem Präsident Viktor Juschtschenko kurz nach seinem Amtsantritt den 25. November als nationalen Gedenktag einführte, fordern immer mehr Ukrainer eine internationale Anerkennung des „Holodomor" als Völkermord. Sie wollen endlich eine historische Klärung des traumatischen Geschehens und eine angemessene Würdigung der Opfer. Außenminister Tarasjuk rief am 25. September letzten Jahres die Uno-Generalversammlung auf, die große Hungersnot als Genozid anzuerkennen, den das Sowjetregime bewußt organisiert habe, um die Grundlage des ukrainischen Volkes – seine Bauernschaft – zu vernichten. Der US-amerikanische Kongreß erkannte die Katastrophe von 1932/33 bereits 1988 als Genozid an, weitere Länder wie Österreich, Litauen, Kanada oder Argentinien folgten. Der Europarat verurteilte die Ereignisse am 26. Januar 2005 als „Verbrechen des kommunistischen Regimes", und der polnische Senat verabschiedete am 16. März 2006 eine „Resolution über den Jahrestag der Hungersnot in der Ukraine", mit der Polen seine Solidarität mit all jenen bekundete, die für eine Anerkennung der Hungersnot als Genozid eintreten.

Manchen Politikern in der Ukraine und anderswo dürfte es auch um eine moralisch-politische Schwächung des inzwischen wieder expandierenden Rußlands gehen, wenn sie diesen „Völkermord durch Aushungerung" als solchen benennen.



Die Grenzen sind offen: Grenzpolizisten aus Deutschland und Polen öffneten am 21. Dezember symbolisch den Schlagbaum anläßlich der Erweiterung des sogenannten Schengen-Raums. Foto: ddp

»Auf ein Wort«



Ein historisches Glück für Europa

Von Jörg Schönbohm

Mit dem Aufeinandertreffen von Kaiser Otto III. und Herzog Boleslaw beginnt im Jahr 1000 die deutsch-polnische Geschichte. Immer wieder haben sich seitdem die Wege der beiden Staaten gekreuzt – nicht immer im Positiven. Mißverständnis, Mißtrauen und tiefsitzende Ressentiments dominierten für lange Zeit die deutsch-polnischen Beziehungen. Um so größer war die Freude, als Polen am 21. Dezember gemeinsam mit acht weiteren EU-Mitgliedsstaaten dem Schengen-Raum beitrat. Der Wegfall der Grenzkontrollen bedeutet ein historisches Glück für Europa und markiert zugleich den Beginn eines neuen Kapitels in den Beziehungen der beiden Länder.

Auf über 450 Grenzkilometern wurden die Schlagbäume abmontiert, die Abfertigungshäuschen geräumt, Paßkontrollen sind passé. Wer hätte sich das vor zwei Jahrzehnten vorstellen können? Durch die Erweiterung des Schengen-Raums können jetzt insgesamt 400 Millionen Menschen in Europa das Privileg der uneingeschränkten Reisefreiheit nutzen. Zugleich ist die Grenzöffnung ein hoffnungsvolles Symbol für das Zusammenwachsen von Europa, ein Zeichen für die endgültige Überwindung der Folgen des Eisernen Vorhangs, der die europäischen Völker auf so schicksalhafte Weise fast ein halbes Jahrhundert voneinander getrennt hat.

Die Grenzöffnung ist ein Gewinn für alle – für die Polen wie für die Deutschen. Die Gestaltung des täglichen Miteinanders wird immens erleichtert. Dazu tragen auch die neuen Verkehrsverbindungen bei. So wurden gleichzeitig mit dem Wegfall der Grenzen auch die neuen regelmäßigen Buslinien zwischen Schwedt und Königsberg (Neumark), zwischen Cottbus, Guben und Grünberg sowie zwischen Frankfurt / Oder und dem Ostteil der Stadt eingeweiht.

Das Ende der Grenzkontrollen ermöglicht es uns, unsere östlichen Nachbarn besser kennenzulernen, voneinander zu lernen und – warum auch nicht – voneinander zu profitieren. Viele deutsche Unternehmen machen sich nicht unberechtigte Hoffnung darauf, daß die Exportwirtschaft durch den Wegfall der Grenzkontrollen weiter angekurbelt wird. Bereits heute ist Polen für viele der neuen Bundesländer der Haupthandelspartner.

Polen und Deutsche gehören jetzt endlich gemeinsam zu dem „Raum der Freiheit, des Rechts und der Sicherheit“. Brandenburg ist von seiner Randlage in die Mitte Europas gerückt, und Polen ist wieder das alte Mitteleuropa.

Natürlich waren im Vorfeld der Grenzöffnung auch kritische Stimmen laut geworden. Unter anderem war zu hören: Man sorge sich darum, daß die neue Freizügigkeit der Polen für Deutschland ein Sicherheitsrisiko darstelle, daß die Kriminalität im Grenzbereich zunehmen werde, und daß die Polizei auf diese Herausforderungen nicht genügend vorbereitet sei. Dieselben Befürchtungen wurden bereits vor dem polnischen EU-Beitritt beziehungsweise vor der Einstellung der Zollkontrollen 2004 geäußert – und schon damals haben sich die Bedenken als unbegründet erwiesen. Dennoch wird auch weiterhin durch übertriebenen Alarmismus bewußt Angstmacherei betrieben. Ein Blick in die Kriminalitätsstatistik genügt, um zu sehen, daß die Sorgen unberechtigt sind. Nicht zuletzt durch die engere Zusammenarbeit und die bessere Abstimmung mit den polnischen Behörden ist bereits jetzt in vielen Bereichen ein deutlicher Rückgang der Straftaten zu verzeichnen. Bei Diebstahl und Rohheitsdelikten ging die Zahl zuletzt um fünf Prozent zurück, bei Rauschgift- und Gewaltkriminalität sogar um zehn Prozent. Die Grenzöffnung bedeutet nicht weniger, sondern mehr Sicherheit.

Die Zahlen belegen, daß sich die Sicherheitskräfte auf deutscher wie auf polnischer Seite auf den Wegfall der Grenzen gut vorbereitet haben. Gemeinsame Streifengänge, Verkehrskontrollen und Einsätze der deutschen und der polnischen Polizei gehören in vielen Grenzstädten schon seit längerem zum gewohnten Straßenbild. Die grenzübergreifende polizeiliche Zusammenarbeit wurde in den vergangenen Jahren immer weiter verbessert. Zuletzt regelte Polen zudem sehr großzügig die Nacheile deutscher Polizisten auf polnisches Staatsgebiet, indem es die Nacheile weder räumlich noch zeitlich begrenzt. Mit dem Tag der Grenzöffnung hat schließlich auch das deutsch-polnische Polizei- und Zollzentrum in Schwetig seine Arbeit aufgenommen. Hier arbeiten polnische Polizisten, Polizisten aus Brandenburg, Berlin, Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern, Beamte der Bundespolizei und des Bundeskriminalamtes, Beamte der beiden Zollbehörden sowie Grenzschützer Hand in Hand. Zudem sorgen die automatisierte Kennzeichenfahndung und gemeinsame operative Fahndungseinheiten für zusätzliche Sicherheit im Grenzbereich.

Die Erweiterung des Schengen-Raums bedeutet für Millionen von Menschen einen Zugewinn an Freiheit. Dies sollte ein Grund zur Freude sein. Trotz – vielleicht aber auch gerade wegen – ihrer schwierigen gemeinsamen Geschichte rücken Polen und Deutsche durch die Grenzöffnung näher zusammen. Dies ist eine große Chance für beide Staaten. Wir wollen diese Chance nutzen und begrüßen unsere polnischen Freunde im grenzfreien Europa.

Die »Ware« Bildung

Die Ökonomie bestimmt die Art der Ausbildung der Menschen

Von George Turner

Wenn im politischen Raum von Bildung gesprochen wird, ist generell Ausbildung gemeint. In der Alltagssprache wird der Begriff Bildung häufig synonym mit Erziehung verwendet. Im wissenschaftlichen Gebrauch bedeutet er „das über theoretische Einsicht vollzogene Lernen“; Erziehung ist die im praktischen Umgang „durch Disziplin und Übung bewirkte Formung des Verhaltens“. Demgegenüber ist Ausbildung das Einüben von Leistungsaufgaben. Dabei geht es darum, daß Fertigkeiten erworben werden.

Ohne ein bestimmtes Maß an „Handwerk“ ist Bildung im eigentlichen Sinn nicht zu haben. Man kann es auch schlicht die Fähigkeit nennen, etwas (er)lernen zu können. In der allgemeinen Diskussion gewinnt man allerdings den Eindruck, Bildung im Sinn von Ausbildung beschränke sich allein darauf, Kenntnisse zu vermitteln. Dabei scheint Pate zu stehen der Gedanke, daß auf diese Weise eine Selbstverwirklichung der Betroffenen stattfinden kann und dies zum Ausgleich von Chancen, auch zum Ausgleich von Benachteiligungen genutzt werden soll, damit die Betroffenen ihre Belange besser vertreten können. In diesem Sinne wird als gewerkschaftliche Forderung erhoben, möglichst alle an „Bildung“ zu beteiligen. Das ist zwar nicht illegitim, nur verkennt es den Sinn von Bildung.

»Bildung« wird auf Ausbildung reduziert

Die Reduzierung des Begriffs „Bildung“ auf Ausbildung führt im Ergebnis zu einer weit verbreiteten Halbbildung, nämlich dem Steckenbleiben in unverarbeitetem Wissen. Zu einer Umsetzung des reinen Faktenwissens zu dem, was als Vorgang geistiger Formung verstanden wird, kommt es oft gar nicht. Davon, daß Bildung die „innere Gestalt“ bedeutet, zu der ein Mensch gelangt, wenn er seine „Kräfte in Auseinandersetzung mit den Gehalten der Kultur entfaltet“, haben manche sogenannte Bildungspolitiker womöglich noch nicht einmal etwas vernommen – reden darüber hört man sie jedenfalls nicht. Der Begriff Bildungskatastrophe bekommt damit eine ganz andere Bedeutung.

So wäre es denn, denkt man an politische Programme, zutreffender, nicht von einem Bildungsministerium, sondern von einem Ausbildungsministerium zu sprechen. Nichts gegen eine möglichst gute Ausbildung für alle; ein bißchen mehr Bildung für möglichst viele wäre ein weiterer Fortschritt.

Als solchen wird man folgendes kaum bezeichnen können: Bei einem Kaffeeröster kann die Zulassung an einer privaten Fachhochschule erworben werden. Die Initiatoren mögen es vielleicht als einen besonderen Gag verstehen, die Skeptiker als Exzeß der Ökonomisierung. Letztlich ist dies nur die Konsequenz aus einem Auseinanderdriften von Bildung und Ausbildung. Das überkommene Humboldtsche Bildungsideal der Entfaltung des Menschen durch eine zweckfreie Bildung wird bestenfalls noch in Sonntagsreden bemüht. Bildungspolitik orientiert sich in erster Linie an wirtschaftlichen Effizienzansprüchen mit Leistungsstandards und Evaluationen. Die Formel „fit für die Zukunft“ umfaßt nur verwertbare, auf den Einsatz in der Berufswelt abgerichtete Inhalte. Die Vorgaben und Bedingungen dafür werden von der Politik und Interessengruppen gesetzt und ständig eingeengt. Dies hat der Wuppertaler Kunstpädagoge Jochen Krautz in seinem bemerkenswerten Buch „Ware Bildung – Schule und Universität unter dem Diktat der Ökonomie“, Heinrich Hugendubel Verlag, 2007, eindringlich und überzeugend dargestellt.

Es ist gut, in dem ständigen Reformbemühen, das nun schon rund 40 Jahre anhält und mit immer neuen Heilslehren aufwartet, innezuhalten, sich die verschiedenen Ansätze zu vergegenwärtigen und festzuhalten, was am Ende das Ergebnis war. Meist ist es ernüchternd. Das gilt für vieles, womit die alte Ordinarien-Universität weggefegt wurde, die demokratisierte Hochschule Schiffbruch erlitten hat und inhaltliche Reformen im Hickhack der Experten endeten. Um so skeptischer muß man bei neuen „Wahrheiten“ sein, die unter dem Mantel der Wissensgesellschaft den Eindruck vermitteln sollen, alles sei mit der Elle der Ökonomie zu messen.

Immer neue Heilslehren sollen helfen

Kein Zweifel: Geld und andere Ressourcen müssen verantwortungsbewußt und sparsam eingesetzt werden. Aber Maßstab für das, was Wissenschaft ausmacht und was Studierenden als Rüstzeug zu vermitteln ist beziehungsweise was sie sich selbst erarbeiten sollten, darf nicht nur der Aspekt der Nützlichkeit und der unmittelbaren Umsetzbarkeit in der anschließenden beruflichen Praxis sein. Die Universität ist keine Berufsschule. Hier wäre eine sinnvolle Arbeitsteilung zwischen Fachhochschulen und Universitäten denkbar, statt des Bemühens der ersteren, möglichst „uni-like“ zu sein.

Mit der Überbetonung ökonomischer Grundsätze nicht nur bei der Bewertung der Abläufe, sondern auch bei der Konzipierung von Inhalten ist ein Geist in die Hochschulen eingezogen, der zum mindesten wissenschaftsfremd, wenn nicht -feindlich ist. Auch da hat Krautz recht.

»Sie werden jeden Tag was Neues sehen«

Wilhelm Busch war weitaus mehr als nur der Erfinder von »Max und Moritz«

Von HELGA STEINBERG

Immer wieder zerriß er seine Bilder und er signierte nur diejenigen, die er für gut hielt. Die alten Meister hatten ihn seine Grenzen erkennen lassen, und so wurde er ein Maler, der an sich zweifelte und nur in aller Stille malte. Um so erstaunlicher ist die Menge der Gemälde (335) und Handzeichnungen (mehr als 1300), die sich heute im Besitz des Wilhelm-Busch-Museums in Hannover befinden. Einen großen Teil hat man nun von Hannover nach Schleswig-Holstein ausgeliehen, damit auf Schloß Gottorf zum 100. Todestag die Ausstellung „Soviel Busch wie nie“ gezeigt werden kann. In der Ausstellung werden über 240 Ölbilder und 140 Zeichnungen präsentiert, darunter auch zahlreiche bislang nie ausgestellte Werke, die einerseits die große Fülle der Sammlung verdeutlichen, andererseits aber auch die thematische Vielfalt im Schaffen des Malers und Zeichners Busch zeigen. Sie sind chronologisch gehängt und lassen so die stilistische Entwicklung des Malers Busch deutlich werden. Das Spektrum reicht von Arbeiten aus den 1850er Jahren, die noch romantisch geprägt waren, über Zeichnungen und Gemälde, die ahnen lassen, daß Busch freier und souveräner mit dem Sujet umgehen wollte, bis hin zu Werken der Spätzeit, die durchaus bis an die Grenze der Abstraktion heranführen. Den letzten Schritt aber wagte Busch nicht. Er blieb stets gegenständlich in seinen Landschaftsbildern und Porträts. Und er fand seine Motive in der heimatlichen norddeutschen Landschaft, die für andere vielleicht gar langweilig war. „Sagen Sie mir nicht, Sie hätten alles schon gesehen“, entgegnete er einem Gesprächspartner, der die Impulse der Großstadt bevorzugte. „Üben Sie Ihr Auge, und Sie werden jeden Tag was Neues sehen. Schaut der Wald nicht täglich anders aus?“

Der akademische Betrieb gefiel Busch gar nicht

Auf den Akademien in Düsseldorf und München (da als Schüler von Wilhelm v. Kaulbach) hatte Wilhelm Busch sich nicht wohlgefühlt. Auch in Antwerpen waren es vor allem die alten Meister, die ihn faszinierten – Rubens, Brouwer, Teniers, Hals – nicht die Ausbildung an der Königlichen Akademie. „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, die Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen“, schreibt er in seiner Autobiographie. „... und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch. Die Versuche, freilich, sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden ...“

Er schätzte die »göttliche Leichtigkeit der Darstellung«

Natürlich sind auf Schloß Gottorf auch Bilderfolgen wie originale Handschriften von „Max und Moritz“ zu sehen, die ihn unsterblich machten und bis heute mit seinem Namen verbunden sind.



Mit kritischem Blick: Selbstbildnis von Wilhelm Busch Foto: Archiv

Die Ausstellung „Soviel Busch wie nie“ ist auf Schloß Gottorf (Reitstall) bis März dienstags bis freitags von 10 bis 16 Uhr, am Wochenende von 10 bis 17 Uhr zu sehen, ab April bis 18 Uhr, Eintritt 6 / 3 Euro, bis 27. April.

Aus der Reihe der Veröffentlichungen zum 175. Geburtstag im vergangen Jahr und zum 100. Todestag am 9. Januar seien drei Bücher aus dem Deutschen Taschenbuch Verlag, München, herausgegriffen, welche die Vielfalt im Schaffen des Mannes aus Wiedensahl zeigen: die Biographie von Michaela Diers ***„Wilhelm Busch – Leben und Werk“*** *(196 Seiten, brosch., 14,50 Euro),* ***„Max und Moritz – mundartgerecht“*** *(zehn Mundarten, 192 Seiten, brosch., 8 Euro) sowie* ***„Und überhaupt und sowieso – Reimweisheiten“*** *(160 Seiten, brosch., 6 Euro). Ein Lesevergnügen für die ganze Familie.*

Von den Höhen und Tiefen im Leben von Wilhelm Busch

Einszweidrei, im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit“, so heißt der bekannte Vers aus der Bildergeschichte „Julchen“ von Wilhelm Busch. Der humoristische Dichter, der durch satirische Bildergeschichten in Versen weltberühmt wurde, starb am 9. Januar vor 100 Jahren.

Geboren wurde Wilhelm Busch am 15. April 1832 in Wiedensahl – einem kleinen Ort westlich von Hannover – als erstes von sieben Geschwistern. Die Eltern gaben ihren Ältesten im Alter von neun Jahren zu Georg Kleine, einem Bruder der Mutter, der als Pfarrer in Ebergötzen bei Göttingen tätig war, weil der Platz im Hause Busch nicht mehr ausreichte. Wilhelm Busch, der bis dahin die Dorfschule in Wiedensahl besuchte, erhielt von seinem Onkel fortan Privatunterricht.

1847 bestand Busch im Alter von 15 Jahren die Aufnahmeprüfung am Polytechnikum Hannover und begann – so wie sein Vater es wünschte – ein Maschinenbau-Studium, obwohl seine Begabung mehr beim Malen und Zeichnen lag. 1851 brach Wilhelm Busch das Maschinenbaustudium ab und ging an die Kunstakademie Düsseldorf.

Enttäuscht vom nüchternen wissenschaftlichen Betrieb wechselte er 1852 an die Königliche Akademie der schönen Künste in Antwerpen. Die Werke der großen flämischen und holländischen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts übten einen großen Einfluß auf Busch aus. Rund 1000 Ölgemälde sind von Busch überliefert, die er allerdings zu Lebzeiten nicht veröffentlichte, weil er sie für zu schlecht hielt.

1853 erkrankte Wilhelm Busch an Typhus. Er kehrte nach Wiedensahl in sein Elternhaus zurück, um sich dort zu erholen. Danach sammelte er Volkslieder, Sagen und Märchen, die bisher nur mündlich überliefert waren, um sie aufzuzeichnen und zu publizieren.

1854 ging Busch nach München in die Akademie der bildenden Künste. Er schloß sich dem Künstlerverein „Jung-München“ an und arbeitete ab 1858 für das satirisch-humoristische Journal „Fliegende Blätter“, in dem er viele Zeichnungen, aber auch Gedichte veröffentlichte. Insbesondere als Karikaturist hatte Busch eine glückliche Hand.

Waren die Anfangswerke noch gekennzeichnet von der ausgedehnten Erzählprosa in den Texten sowie einer steifen und detailgetreuen Bildgrafik, so änderte sich das nach und nach zu einer gebundenen Sprache in Versform. Die zitatenartigen Sprüche waren eingängiger zu merken und die auf das Wesentliche beschränkten Zeichnungen schneller zu erfassen.

In seinen Werken nahm sich Busch satirisch die bürgerliche Gesellschaft der Gründerzeit vor. Die komischen Bildgeschichten waren provozierend mit grotesken oder grausamen Elementen ausgestattet.

1863 kehrte Wilhelm Busch nach Wiedensahl zurück. Dort zeichnete er seine Bildergeschichte „Max und Moritz“, die 1865 veröffentlicht wurde. Diese Bildergeschichte, die Busch berühmt gemacht hat, gibt es heute in mehr als 200 Übersetzungen. Weitere Werke folgten.

1868 zog Wilhelm Busch nach Frankfurt, wo sein Bruder Otto lebte. Dort lernte er Johanna Keßler kennen, mit der ihn eine tiefe Freundschaft verband.

Von 1872 bis 1878 lebte Busch bei seiner Schwester Fanny und deren Mann, dem Pastor Hermann Nöldeke, im Pfarrhaus in Wiedensahl. Nach dessen Tod zog er dann mit seiner Schwester und den drei Neffen ins Pfarrwitwenhaus.

1898 holte Otto Nöldeke, einer der drei Söhne von Fanny, der mittlerweile Pfarrer in Mechtshausen geworden war, die Mutter und den Onkel zu sich. Das war für den 66jährigen Busch der Abschied von Wiedensahl, denn er kehrte bis zu seinem Tod am 9. Januar 1908 nicht mehr dorthin zurück.

Seit 1997 wird dem großen Dichter zu Ehren jährlich in Stadthagen, der Heimatregion von Wilhelm Busch, der Wilhelm-Busch-Preis für satirische und humoristische Versdichtung verliehen. *Corinna Weinert*

Wie die Wurzeln eines Baumes

Auch in diesem Jahr warten wieder viele Gedenktage auf kulturell Interessierte

Von SILKE OSMAN

So manche Zeitgenossen sind einfach nicht zu beeindrucken. Da kann man von kulturell so wichtigen Ereignissen berichten wie etwa dem 175. Todestag des Dichterfürsten Johann Wolfgang von Goethe, der im vergangenen Jahr begangen wurde. Eichendorff ließ sie ebenso kalt wie Sudermann. „Wir leben im Heute“, tönen sie selbstherrlich, „was interessiert uns, was gestern gewesen ist?“ Na klar, im 21. Jahrhundert ist es an der Tagesordnung, sich nur mit der Gegenwart zu beschäftigen. Allenfalls wagt man einen Blick in die Zukunft.

Doch die Leistungen der vor uns Lebenden, seien sie auch noch so gering, sind nicht aus dieser Welt wegzudenken. Sie sind wie bunte Mosaiksteinchen, die das Ganze erst ausmachen.

Und hinter diesen Leistungen verbergen sich Menschen mit all ihren Licht- und Schattenseiten, Menschen, die in ihrer Zeit Großes vollbrachten, ohne das unser Leben hier und heute ganz gewiß anders wäre.

Auch in diesem noch so jungen Jahr steht nun wieder eine Reihe von Gedenktagen an, an denen man die kulturellen Leistungen des deutschen Volkes festmachen kann. Eine Auswahl mag dies deutlich machen.

Nach Wilhelm Busch (siehe Artikel oben auf dieser Seite) ist ein zweiter großer Zeichner und Beobachter zu ehren: Vor 150 Jahren wurde Heinrich Zille im sächsischen Radeburg geboren (10. Januar). 200 Jahre sind vergangen, da Carl Spitzweg, der Meister des Biedermeier, in Unterpfaffenhofen das Licht der Welt erblickte (5. Februar).

Von Carl Spitzweg bis hin zu Johannes Brahms

Musikfreunde werden ihr Augenmerk auf den 13. Februar richten: Vor 125 Jahren starb der Komponist Richard Wagner in Venedig.

Seine Tiergeschichten machten ihn berühmt: Der Baltendeutsche Manfred Kyber starb vor 75 Jahren (10. März) in Löwenstein bei Heilbronn. 100 Jahre wäre Herbert von Karajan geworden, der Meister des Taktstocks (5. April) aus Salzburg.

Einer ganz anderen Welt war der Theologe und Vater der Diakonie Johann Hinrich Wichern verbunden, der vor 200 Jahren in Hamburg geboren wurde (21. April). Der einst in seiner Vaterstadt Hamburg so schnöde mißachtete Johannes Brahms wird dort in diesem Jahr gewiß gefeiert werden, gedenkt man doch am 7. Mai der 175. Wiederkehr seiner Geburt. 125 Jahre sind hingegen vergangen, da in Berlin der spätere Architekt und Gründer des Weimarer Bauhauses, Walther Gropius, das Licht der Welt erblickte (18. Mai). Im selben Jahr wurde der Dichter Franz Kafka in Prag geboren (3. Juli), während bereits 150 Jahre vergangen sind, da der Maler Lovis Corinth im ostpreußischen Tapiau auf die Welt kam (21. Juli). Ein halbes Jahrhundert ging bereits vorüber, da der Königsberger Geologe und Forschungsreisende Siegfried Passarge die Augen für immer schloß (26. Juli).

Erich Heckel, Maler und Mitbegründer der Künstlergruppe „Brücke“, wurde vor 125 Jahren im sächsischen Döbeln geboren (31. Juli). Im selben Jahr erblickte auch Hans Böttcher das Licht der Welt (7. August). Der Schriftsteller, Kabarettist und Maler aus dem sächsischen Wurzen dürfte allerdings unter dem Namen Joachim Ringelnatz besser bekannt sein.

Sieben Jahrzehnte sind vergangen, da der Bildhauer, Schriftsteller und Zeichner Ernst Barlach in Rostock für immer seine Augen schloß (24. Oktober).

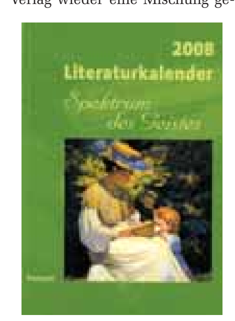
Die evangelischen Christen werden in diesem Jahr ganz besonders des Reformators Martin Luther gedenken, wurde er doch vor 525 Jahren in Eisleben geboren (10. November).

Der Sänger der Befreiungskriege, Max v. Schenkendorf, wurde vor 225 Jahren in Tilsit geboren (11. Dezember), während am gleichen Tag, jedoch 25 Jahre zuvor in Berlin Friedrich Zelter, dem Musikfreunde die Bearbeitung so vieler heute noch beliebter Volkslieder verdanken, das Licht der Welt erblickte.

Sieben Jahrzehnte sind vorüber, da der Königsberger Architekt Bruno Taut am Heiligabend im fernen Istanbul die Augen für immer schloß. Bei der Eröffnung seiner letzten großen Ausstellung 1938 in Istanbul hatte Taut den Gründer der modernen Türkei, Kemal Atatürk, zitiert: „Ein großer Baum muß tiefe Wurzeln haben.“ Ein Wort, das auch heute noch seine Gültigkeit haben dürfte. Und so sind die Leistungen der vor uns Lebenden nicht wegzudenken aus unserem Leben, geben sie doch den notwendigen Halt wie die Wurzeln eines Baumes.

Facettenreiche Sammlung

Seit über einem halben Jahrhundert begleitet der Literaturkalender **„Spektrum des Geistes“** den Freund guter Bücher und Schriftsteller durch das Jahr. Auch für 2008 ist dem Husum Verlag wieder eine Mischung gelungen, die viele Interessenten finden dürfte (Alix und Ingwert Paulsen, Hrsg., 160 Seiten mit 40 Autorenporträts, zahlr. Abb., brosch, 8,95 Euro). „Spektrum des Geistes“ ist weitaus mehr als ein Kalender, facettenreich wie die literarische Welt von gestern und heute. *os*



Gern hat er die Frau'n geküßt

Erinnerung an den umschwärmten Tenor Richard Tauber, der mit seiner Stimme sein Publikum begeisterte

Von U. KLÖCKNER-DRAGA

Kein Sänger hat je so viel Glanz verbreitet. Schon gar nicht in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ein Mythos schon zu Lebzeiten: Richard Tauber. Schon mit 17 Jahren hatte der am 16. Mai 1891 unehelich in einem Gasthaus in Linz an der Donau Geborene die Schule verlassen, um Musik zu studieren. Zunächst wollte er Dirigent, dann Sänger werden. Doch die ersten Gesangstudien fielen vernichtend aus. Erst in dem hellhörigen Karl Beines fand der mittlerweile 20jährige einen idealen Gesangslehrer, der von der „berückend schönen stimmlichen Mittellage" seines Schülers begeistert war. Als Richards Vater 1913 Leiter des Stadttheaters von Chemnitz wurde, holte er den

Erste Erfolge in der »Zauberflöte«

Sohn an sein Theater. Als Tamino in Mozarts „Die Zauberflöte" hatte der junge Tenor einen derartigen Erfolg, daß ihm der Intendant der Dresdner Hofoper sofort einen Fünfjahresvertrag anbot. Schon bald avancierte Richard Tauber zum Lokalstar.

1915 wollte der energiegeladene Sänger die Reichshauptstadt Berlin erobern, doch fiel er mit Pauken und Trompeten durch. Ihm fehlten noch die Routine und die Sicherheit. Mehr Glück hatte Tauber an der Wiener Hofoper. Mit seiner Antrittsrolle als Don Octavio in Mozarts „Don Giovanni" machte er von sich reden. Richard Tauber war es gelungen, die Verbindung von ausdrucksvoller Innigkeit und italienischer Belcanto-Schönheit herzustellen. Durch Erich Kleiber wurde der gefeierte Mozart-Interpret dann an die Berliner Staatsoper Unter den Linden verpflichtet und hatte endlich auch dort Erfolg. Schnell stand er ohne Rivalen da.

Schicksalhaft wurde Taubers Bekanntschaft mit dem über 20 Jahre älteren Franz Lehár. Dem Sänger brachte sie noch größeren Ruhm und dem Komponisten ein triumphales Comeback seiner Werke. Lehár schrieb für Tauber die Tenorpartien in seinen Operetten und machte ihn damit zu seinem Standard-Interpreten. Der Komponist: „Tauber und ich, wir sind Brüder, ohne den Luxus der Blutsverwandtschaft." Und sein Urteil als Freund: „Als Musiker – weit über dem Handwerk stehend, tiefgründig und von umfassendem Können. Als gottbegnadeter Sänger, die Stimme, die ich beim Komponieren höre. Als Mensch – ein lieber prächtiger Kerl, treu wie Gold und zuverlässig wie Stahl."

1926 fand in Berlin die Premiere von „Paganini" statt. Es folgten 1927 „Der Zarewitsch", dann 1928 das Singspiel „Friederike" mit der gefeierten Käthe Dorsch in der Titelrolle. 1929 folgte „Das Land des Lächelns", und 1930 führte Tauber zusammen mit Gitta Alpar Lehárs „Schön ist die Welt" zum Erfolg.

Der enthusiastische Furor dieser Operettenaufführungen entfachte nicht nur in Berlin einen enormen Medienrummel. Der umjubelte Tenor erwarb sich eine unvorstellbare Popularität und wurde von seinem Publikum geradezu vergöttert. Der gefeierte Bonvivant füllte die Klatschspalten. Seine Liebesaffären, seine Stimmungsschwankungen und seine Extravaganzen wurden Tagesgespräch.

Die größten Bühnen der Welt bemühten sich um den deutschen Tenor. Er verdiente pro Abend 2000 Reichsmark, aber er lebte auch in großem Stil.

Auf über 700 konservierten Tonträgern bezauberte der ungemein vielseitige Sänger ein Millionenpublikum. Selbst simple Schlager wurden durch seinen lyrischen Tenor veredelt. Mit Liedern wie „Gern hab' ich die Frau'n geküßt", „Ich küsse Ihre Hand, Madame" oder „Dein ist mein ganzes Herz" verschaffte er sich eine bis heute ungebrochene Popularität.

Als sich der Tonfilm durchgesetzt hatte, gründete der Bühnenstar die „Richard Tauber Tonfilm GmbH" und verschrieb sich auch diesem neuen Medium. Allein 1930 entstanden gleich drei Filme mit Tauber in der Hauptrolle: „Ich glaub nie mehr an eine Frau", „Das lockende Ziel" und „Das Land des Lächelns". 1931 folgte dann „Die große Attraktion". Presse und Publikum waren von Taubers zurückhaltendem, menschlichen Spiel begeistert und natürlich von seinen Liedern, die er in den Filmen sang. 1932 wurde sein letzter Tonfilm in Berlin gedreht: „Melodie der Liebe".

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten begann für viele Stars die Götterdämmerung. Auch Richard Tauber fiel dem sogenannten „Arierparagraphen" zum Opfer, denn sein Vater war Jude. Sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Tourneen führten den Exilanten weiterhin um die ganze Welt. Tauber drehte Filme in englischer Sprache: so 1934 den Schubert-Film „Blossom-Time", 1935 folgte „Hearts Desire", 1936 „Land without Music" und im Jahr darauf „I Pagliacci".

Neben seinen Auftritten als Sänger und Filmschauspieler betätigte sich der vielseitige Künstler auch als Dirigent und Komponist. Von ihm stammten die Operetten „Der singende Traum" und „Old Chelsea" mit dem Schlager „We are in love with you".

1940 wurde Tauber britischer Staatsbürger und Mitglied der Londoner Covent Garden Opera. Er hatte die englische Schauspielerin Diana Napier geheiratet, die ihn bis zuletzt betreute und pflegte. Nach Kriegsende hatte er große Pläne. Zusammen mit Franz Lehár gab er 1946 in Zürich ein Konzert. Ein Gastspiel in New York mit „Yours is my Heart" wurde nach wenigen Tagen abgesetzt, weil „the world famous tenor" an einer akuten Kehlkopfentzündung litt. Auch wollte er wieder in Berlin und Wien auftreten.

Im September 1947 nahm Tauber das Angebot an, in London bei einem Gastspiel der Wiener Staatsoper mitzuwirken. Als Octavio in „Don Giovanni" (unter dem Dirigenten Karl Böhm) stand er neben Maria Cebotari und Elisabeth Schwarzkopf auf der Bühne von Covent Garden.

Ihn quälten Hustenanfälle, die er dem Londoner Großstadtnebel zuschob. Dennoch trat Richard Tauber auf und sang den Don Octavio so herrlich wie nie. Das Publikum raste vor Begeisterung.

Anfang Oktober kam Tauber ins Krankenhaus und mußte operiert werden. Er glaubte, daß ihm ein Abszeß entfernt werden müsse. In Wirklichkeit wurde die inzwischen vom Krebs befallene linke Lunge entfernt.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß der Mann, der Millionen verdient hatte, kein Geld

Den Sänger quälte heftiger Husten

mehr besaß. Für den Klinikaufenthalt und die Nachbehandlung sammelten Freunde und Kollegen. Nach mehrwöchigem Krankenhausaufenthalt fühlte sich Tauber gestärkt, plante sogar für das kommende Jahr eine neue Tournee durch Amerika und Australien.

Doch der körperliche Verfall war nicht mehr aufzuhalten, der Krebs hatte inzwischen auch den rechten Lungenflügel befallen. Am 7. Januar 1948 flüsterte er seiner Frau schwer atmend zu: „Morgen werde ich wieder lachen, und du auch ...", dann schlief er ein.

Der Todeskampf dauerte bis in die frühen Morgenstunden, dann war Richard Tauber erlöst. Am 8. Januar starb der „Nachfolger Carusos" in einem Londoner Krankenhaus. Er wurde nur 56 Jahre alt.



Traumpaar: Die Hochzeit Richard Taubers mit Diana Napier im Jahr 1936 Foto: pa

Ein offenes Ohr

Durch aktives Zuhören kann man in Krisen anderen durchaus helfen

Von ANJA SCHÄFERS

Gespräche über schwierige Themen kommen meist unerwartet. Beispielsweise ruft ein Familienmitglied an und berichtet von einer Krebsdiagnose. Oder die beste Freundin erzählt bei einem Treffen, daß ihr Partner fremdgeht. Oft fühlt man sich dann hilflos und weiß nicht, was man machen soll. „Die meisten Menschen wünschen sich ein offenes Ohr", sagt Anita von Hertel, Dozentin für Kommunikation und Mediation in Hamburg.

Beim Zuhören sollte man dem anderen seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenken. „Jemand, der sich Ihnen am Telefon anvertraut, spürt, wenn Sie nebenbei eine E-Mail schreiben oder in der Küche werkeln", sagt von Hertel. Insofern sollte man seinem Gesprächspartner offen sagen, wenn man noch etwas Dringendes zu erledigen habe. Wer sich etwa zuerst um den Braten im Ofen kümmern müsse, könne dem anderen anbieten, gleich zurückzurufen. „In der Krisensituation gibt es keine Quick-Fix-Lösungen", sagt von Hertel. Vielmehr gehe es zunächst darum, dem Gesprächspartner die Chance zu geben, von seinem Problem zu erzählen. Häufig würde ihm dabei seine Lage klarer und er könne selbst mögliche Auswege finden.

Dieser Vorgang lasse sich gut durch das sogenannte aktive Zuhören unterstützen. Dabei spiegelt man seinem Gegenüber wider, was dieser gesagt hat, und stellt ihm offene Fragen. Wenn der andere etwa von seiner Krebsdiagnose berichtet, sollte man das Schlüsselwort „Krebs" aufnehmen und fragen, ob er mehr darüber erzählen möchte.

Der Gesprächspartner kann dann selbst entscheiden, über was er reden will. Denn letztlich bedeutete solch eine Nachricht für jeden Menschen etwas anderes.

Während den einen etwa zuerst die medizinische Behandlung beschäftigt, möchte ein anderer seiner Angst und Verzweiflung Ausdruck verleihen. „Wichtig ist, daß man die Äußerungen seines Gesprächspartners nicht bewertet", sagt Annelie Bracke, Diplom-Psychologin und Leiter in der katholischen Telefonseelsorge in Köln.

Denn nicht alle Menschen sind zum Beispiel nach dem Tod des Lebenspartners sofort tief bestürzt oder traurig. Etliche Betroffene empfinden zuerst gar nichts und sollten darüber offen reden können. In einer Krise helfe es einem, wenn man sich so geben kann, wie man will beziehungsweise wie man es gerade vermag. Dies bedeute nicht, daß ein Zuhörer sich neutral verhalten soll.

„Man muß nicht stark bleiben, sondern darf sich vom Leid des anderen berühren lassen", sagt Bracke. So könne man in bestimmten Situationen zum Beispiel mitweinen. Letztlich sollte man sich aber immer auch abgrenzen. Dafür muß man sich klarmachen, daß es um die Gefühle und Probleme des anderen gehe.

Ein Zuhörer sollte auch seine momentanen Empfindungen mitteilen. Dies gelte besonders, wenn einem das Gehörte die Sprache verschlage. Aussagen wie „Was du erzählst, berührt mich sehr" oder „Ich kann jetzt gar nichts sagen. Aber erzähle weiter, ich bin da und höre zu" seien wichtige Rückmeldungen für den Betroffenen.

Nicht gefragt sind allerdings Berichte über frühere Erfahrungen in einer ähnlichen Situation. „Erzählungen wie ‚Als ich damals diese schwere Krankheit hatte' sollte man unbedingt zurückstellen", empfiehlt die Seelsorgerin.

Ähnliches gelte auch für Ratschläge und vermeintlich praktische Lösungen. „Die sollte man nur machen, wenn der andere ausdrücklich danach fragt", sagt Bracke. Man könne sich aber zum Beispiel erkundigen, welche Schritte der andere bislang unternommen hat.

Wenn es zur Beziehung passe, möchte man seinem Gesprächspartner vielleicht auch konkrete Hilfen anbieten oder das Signal geben, weiter für ihn da zu sein – und zuzuhören.

Auszeit

Gebete großer Dichter und Denker

Ich aber würde zu Gott mich wenden und meine Sache vor ihn bringen", liest man im Buch Hiob des Alten Testaments. „Die Sache vor Gott bringen", sprich beten – wer macht das heute noch? Dabei ist ein Gebet in der Lage, den Willen des Menschen zu stärken, seine Seele zu läutern und somit eine ganzheitliche Änderung zum Guten zu bewirken, sagen Theologen.

Gebete gibt es in fast allen großen Religionen. Sie sind nicht nur Bestandteil des Gottesdienstes, sie können auch zur Besinnung mitten im Alltag führen oder eine kurze Auszeit geben. Beten, ja gern, aber was soll ich beten? wird der eine oder andere sich fragen. In verzweifelten Situationen ist es meist einfach, Worte zu finden, um seine Not zu beschreiben. Am ergreifendsten hat es wohl Martin Luther ausgedrückt: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Rufen ..." Luthers entschiedener Gegner in Glaubensfragen, Thomas Morus, fand geradezu heitere Worte, als er sich an Gott wandte: „Schenke mir eine Seele, der die Langeweile fremd ist ... und laß nicht zu, daß ich mir allzuviel Sorge mache um dieses Etwas, das sich ‚Ich' nennt ..." und machte damit deutlich, daß es nicht immer nur zu Klagen gilt, wenn man sich im Gebet an Gott wendet. Schließlich: „Alles hat seine Zeit ...", erkannte schon der weise Salomo.

Eine Vielzahl von Gebeten großer Dichter und Denker ist in dem Diogenes-Band **„Lobet den Herrn!"** (Christian Strich Hrsg., 208 Seiten, brosch, 8,90 Euro) versammelt, altbekannte Texte, aber auch neue. Ein Buch, in ruhiger Stunde zu lesen, das innehalten läßt im trubeligen Zeitgeschehen, das eine Auszeit möglich macht und dessen Inhalt nachdenklich stimmt. *Silke Osman*

Ein unvermeidlicher Ehrentag

Warum der Muttertag abgelehnt und doch geliebt wird / Das bleibt in der Familie (Folge 10)

Von Klaus J. Groth

Seltsam, bei Umfragen geben Frauen gerne an, den Muttertag dürfe man getrost vergessen, der vermittle ohnehin nur ein längst überholtes Bild der Mutter. Doch vergißt eine oder einer der Lieben tatsächlich einmal, den Tag zu würdigen, wird eine Flunsch gezogen. Irgendwie scheint der Muttertag nicht ganz auf der Höhe der Zeit zu sein, aber ohne ihn geht es auch nicht. Vielleicht liegt es daran, daß das Bild der Mutter gerade wieder einmal einen Wandel durchmacht.

So naturgegeben, wie die Rollenverteilung zwischen Frau und Mann bei der Fortpflanzung, ist die Rolle der Mutter bei der Aufzucht des Nachwuchses keineswegs. Die aktuelle Debatte ist voll von gut gemeinten Ratschlägen und Aufforderungen zu gewagten Selbstversuchen.

Vorerst aber gibt es den Muttertag noch, und es sieht so aus, als würde er noch lange bleiben. Mit all seinen Fehldeutungen und Fehleinschätzungen. Die einen stellen den Muttertag unter den allgemeinen deutschen Generalverdacht und bezichtigen ihn, ein Produkt der Nazi-Propaganda zu sein, das aus Versehen der Entnazifizierung entgangen sei. Die anderen machen es nicht ganz so schlimm und bezichtigen den Muttertag, vom Blumenhandel inszeniert worden zu sein, um den Absatz in der flauen Zeit im Mai anzukurbeln. Beides ist nicht richtig, aber auch nicht ganz falsch. Denn sowohl die Nationalsozialisten als auch der Blumenhandel bedienten sich des Muttertages für ihre Zwecke. Aber immer der Reihe nach.

Wer ganz tief in die Historie abtaucht, der stellt fest, daß bereits in der Antike die Göttermütter Kybele beziehungsweise Rhea verehrt wurden, und konstruiert daraus einen Vorläufer des Muttertages. Etwas näher kommt dem schon der „Mothering Day" im mittelalterlichen England. Zwar galt dieser Feiertag vornehmlich der Mutter Kirche, aber auch die leiblichen Mütter wurden an diesem Tag geehrt. Und immerhin war nun schon mal der Name da.

Dann nahm sich 1872 die amerikanische Frauenrechtlerin Julia Ward der Sache an und versuchte einen Feiertag für Mütter zu initiieren. Doch die Sache wollte nicht recht gedeihen.

So richtig los ging das mit dem Muttertag allerdings vor genau 100 Jahren. Dieses Datum läßt sich im Gegensatz zu den bisherigen belegen: 8. Mai 1907. Das war der zweite Todestag der Mutter von Anna Jarvis. Im Angedenken an ihre Mutter und zu Ehren aller Mütter gründete Jarvis eine Initiative, die sich mit raschem Erfolg durchsetzte. Vielleicht lag es daran, daß Männer stets ein wenig das schlechte Gewissen plagt, wenn sie an ihre Mütter denken, jedenfalls erklärte der US-Kongreß unter Woodrow Wilson bereits sieben Jahre später, 1914, den zweiten Sonntag im Mai zum offiziellen nationalen Ehrentag für alle Mütter.

So offiziell anerkannt, kam der Muttertag bald über den Großen Teich, zuerst nach England, dann in die Schweiz und nach Skandinavien. 1923 erreichte er Deutschland. Und nun kamen in der Tat die Blumenhändler ins Spiel. Der Verband Deutscher Blumegeschäftsinhaber nahm sich der fabelhaften Geschäftsidee an. Ähnliches wiederholte sich später übrigens mit dem sogenannten Valentinstag.

Erst nach den Blumenhändlern griffen die Nazis die Idee auf. Der Muttertag paßte perfekt ins Programm. 1933 wurde der Muttertag zum offiziellen Feiertag erklärt. Die Mutter wurde zur Heldin stilisiert. Sie schenkte dem Führer den Nachwuchs, je mehr, desto besser. Und weil sich Leistung lohnen muß, stiftete das Reich das Mutterkreuz: Bronze für vier Kinder, Silber für sechs und Gold ab acht. Als der Krieg 1939 ausbrach, trugen drei Millionen Frauen das Mutterkreuz.

Als der Krieg 1945 endete, legten die Mütter das Mutterkreuz ab (wenn sie es nicht schon vorher getan hatten). Der Muttertag aber blieb, jedoch ab 1949 in der Bundesrepublik als rein privater Feiertag.

In der DDR allerdings wurde er aus dem Bewußtsein verbannt. Die SED stempelte den Muttertag zum Nazi-Tag, und damit war er erledigt. Stattdessen sollte ein Tag zu Ehren aller Frauen geschaffen werden, der werktätigen Frau zumal. Fortan hatten die Männer in der DDR am „Internationalen Frauentag" am 8. März ein Problem: Woher sollte sie die Nelken bekommen, die an diesem Tag obligatorisch waren? Die gab es nämlich nicht, oder nur mit guten Verbindungen. Doch solche Probleme lernte man rasch im Land des Tauschhandels auf recht eigene Weise zu lösen.

Mittlerweile sind Nelken auch dort im März ohne Probleme erhältlich, aber wer will sie schon. Der „Internationale Frauentag" blieb nur noch wenigen Veteranen des Sozialismus mit ihrem außerordentlichen Beharrungsvermögen vorbehalten.

Der Muttertag jedoch lebt munter fort. Und obgleich die Mütter versichern, eigentlich wollten sie diesen Tag gar nicht (siehe oben), geben bei anonymen Umfragen 80 Prozent an, der Tag bedeute ihnen etwas, für 60 Prozent ist das ein Tag, an dem man kleine Geschenke macht. Auch hier ist das Verhalten wieder ambivalent. Eigentlich, versichern die Mütter, erwarteten sie gar nichts. Auf dieses Gar Nichts haben sich Handel und Industrie erfolgreich eingestellt. Sie bedienen jene 25 Prozent der Mütter, die bei einer Umfrage angaben, sie hofften auf ein „tolles Geschenk". Die anderen geben sich bescheidener. Für 54 Prozent darf es ein Ausflug mit der Familie sein, ein Essen mit der Familie (48 Prozent), ein Blumenstrauß (39 Prozent, der Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber läßt grüßen), ein Familienfoto (37 Prozent), einen Tag ohne Hausarbeit (34 Prozent) oder ein Tag für die Schönheit (32 Prozent). Absoluter Spitzenreiter sind die selbst gebastelten Geschenke der Kinde, die zu 65 Prozent das Mutterherz erfreuen. Und selbst wenn die Bastelei noch so scheußlich ist, das im Kindergarten bemalte Herz aus Styropor noch so kitschig um den Spruch „Der größte Schatz der Welt ist mein, das bist Du, lieb Mütterlein" wuchert, die ungläubig erstaunte Frage „Ist das für miiich?" kommt allen Müttern gleichermaßen direkt von Herzen. Erst später stellt sich dann die Frage, wo man diese herzallerliebste Scheußlichkeit unterbringen soll. Aber ein Platz findet sich immer. Schließlich ist nur einmal im Jahr Muttertag.

Und dann gibt es noch jene Mütter, das sei hier nicht verschwiegen, für die „ein Tag ohne die Familie" das schönste Geschenk ist. Immerhin 37 Prozent der Befragten bekannten sich dazu. Aber auch sie würden bei einem selbst gebastelten Geschenk ungläubig erstaunt fragen: „Ist das für miiich?" und sich mächtig freuen. Dessen darf das Kind sicher sein. Denn ohne Muttertag würde was fehlen.

In der nächsten Folge lesen Sie: In der Planungsfalle / Warum der Kinderwunsch immer weiter aufgeschoben wird.



Mami ist die Beste: Am Muttertag gibt es auch noch Blumen und Küßchen vom Junior. Foto: ddp

Familienmenschen (und andere)

Elly Heuss-Knapp (* 25. Januar 1881 in Straßburg, † 19. Juli 1952 in Bonn) wurde bekannt als Mitbegründerin des Deutschen Müttergenesungswerks. Später wurde diese Einrichtung nach ihr benannt. Heute lautet die korrekte Bezeichnung: Elly Heuss-Knapp-Stiftung Deutsches Müttergenesungswerk. Als das Müttergenesungswerk 1950 gegründet wurde, war Theodor Heuss Bundespräsident. Seither übernimmt die Gattin des jeweils amtierenden Bundespräsidenten diese Aufgabe. Zielsetzung des Müttergenesungswerks ist es, die Gesundheit der Mütter zu fördern. Rehabilitationsmaßnahmen werden für Mütter und Mütter mit Kindern angeboten. Fünf Trägergruppen arbeiten im Müttergenesungswerk zusammen: Arbeiterwohlfahrt (AWO), Paritätischer Wohlfahrtsverband (DPWV), Deutsches Rotes Kreuz (DRK), Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Müttergenesung (EAG), Katholische Arbeitsgemeinschaft für Müttergenesung (KAG). Eleonore Anna Justine „Elly" Knapp selbst wuchs ohne Mutter auf. Sie erkrankte kurz nach der Geburt der Tochter und mußte wegen eines seelischen Leidens in ein Sanatorium eingewiesen werden. So wurden „Elly" und die ältere Schwester Marianne vom Vater alleine aufgezogen. Elly Knapp wurde Lehrerin. Sie heiratete 1908 den Journalisten und späteren Bundespräsidenten Theodor Heuss. Albert Schweitzer traute das Paar in Straßburg. Bei der Geburt eines Sohnes zwei Jahre später kam es zu erheblichen Komplikationen. Als Folge konnte Elly keine Kinder mehr bekommen.

Romy Schneider (* 23. September 1938 in Wien; † 29. Mai 1982 in Paris) hat sich mit der Sissi-Trilogie in die Herzens des Publikums gespielt. Die Schauspielerin selbst – davon waren die Boulevardzeitungen bei ihrem Tod überzeugt – starb an gebrochenem Herzen. Die offizielle Diagnose war so weit nicht von dieser Interpretation entfernt: Herzversagen. Nur elf Monate zuvor hatte Romy Schneider ihren 1966 geborenen Sohn David Christopher verloren. Das Kind stammte aus der Verbindung mit dem Schauspieler und Theaterregisseur Harry Meyen. 1977 wurde Tochter Sarah geboren. Romy Schneider wollte mehr Kinder. Das Muttersein, erklärte sie, sei die wahre Erfüllung der Frau. Als sie Anfang der 80er Jahre mit ihrem neuen Lebensgefährten Laurent Petin auf ein Weingut zog, wünschte sie sich weitere Kinder. Doch dann verunglückt David im Alter von 14 Jahren 1981 tödlich. Er war beim Überklettern eines Eisenzaunes mit scharfen Spitzen abgerutscht und verblutet. Nur elf Monate später starb auf Romy Schneider. Sie wurde auf dem kleinen Friedhof Boissy Sans Avoir beigesetzt. Dort befindet sich auch die letzte Ruhestätte ihres Sohnes. „Jetzt seid ihr endlich wieder zusammen", steht auf einem Schild neben dem Grabstein.

Marie-Luise Marjan (* 9. August 1940 in Essen als Marlies Lause) zeigt, wie sich inzwischen Wirklichkeit und Medien-Wirklichkeit die Grenzen verlieren. Kinder werden ihr ausschließlich als schauspielernde Partner zugeschrieben, dennoch hat sie es geschafft, Inge Meysel als „Mutter der Nation" zu beerben. Im Dezember 1985 war die Schauspielerin Marie-Luise Marjan zum ersten Mal in der Rolle als Mutter Helga Beimer zu sehen – und diese Rolle sollte prägend für sie werden. Als Mutter Beimer hat sie drei Kinder, zwei Ehen und eine Rivalin. Damit wurde sie zur Fernsehmutter schlechthin. Und irgendwann war nicht mehr eindeutig Marie-Luise Marjan von Helga Beimer zu unterscheiden. Die eine nahm Charakterzüge der anderen an. Die reale Marjan sagt über die fiktive Beimer: „Zu Beginn war sie mir unähnlich. Ich sah Helga nicht als mein alter ego. Mit den Jahren näherten wir uns an. Das bleibt wohl nicht aus, wenn man über einen so langen Zeitraum eine Rolle spielt. Ich lebe gut mit Helga und habe mittlerweile sogar mehr Spaß daran, ihre schlechten Seiten zu verkörpern als ihre guten." Und weil Wirklichkeit und Medien-Wirklichkeit so perfekt verschmelzen, wurde die (Fernseh-)Mutter der Nation mit dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse ausgezeichnet.

MELDUNGEN

Neuer Fernsehsender

Wetzlar – Deutschland bekommt nach Bibel-TV (Hamburg) einen weiteren christlichen Fernsehsender. Der Evangeliums-Rundfunk (ERF) plant ab 2009 einen eigenen digitalen Radio- und Fernsehkanal. Das hat Direktor Jürgen Werth bei einer Sondersitzung des Trägervereins am 11. Dezember in Wetzlar bekanntgegeben. Bei dem Programm rund um die Uhr setze der Sender auf christliches Qualitätsfernsehen. Dazu sollen unter anderem Eigenproduktionen gezeigt werden, so Werth. Sendestart könne eventuell die Liveübertragung der Evangelisation ProChrist vom 29. März bis 5. April 2009 mit Pfarrer Ulrich Parzany (Kassel) aus Chemnitz sein. ProChrist und der ERF, die seit 1993 zusammenarbeiten, sind vor kurzem eine Medienpartnerschaft eingegangen. Wie Werth weiter sagte, will der ERF künftig seine Angebote in Radio, Fernsehen und Internet stärker vernetzen. Ziel sei eine größere Bekanntheit und ein deutlicheres Profil. Der Slogan „ERF Gute Nachrichten" werde erweitert durch den Satz „Der Sender für ein ganzes Leben." Werth: „Der ERF wird auch in Zukunft alle wichtigen technischen Wege und Kanäle nutzen, um zu den Menschen zu gelangen und um ihr geistliches Leben zu bereichern. *idea*

Geplagte Manager

Düsseldorf – Geld verdirbt den Charakter – das glaubt auch die Mehrzahl der deutschen Top-Manager. 57 Prozent der Führungskräfte quält mehrmals jährlich ihr schlechtes Gewissen, weil ihr Handeln mit einstigen Wertvorstellungen unvereinbar ist. 47 Prozent beobachten in ihrem beruflichen Umfeld regelmäßig moralisch verwerfliches Handeln. Und bei 72 Prozent der Leistungsträger haben sich die moralisch-ethischen Maßstäbe im Laufe ihres Berufslebens verschoben. Das sind Ergebnisse des „Managerpanels", durchgeführt von der internationalen Personalberatung LAB Lachner Aden Beyer & Company in Kooperation mit der „Wirtschaftswoche". Wegen des wachsenden Drucks, ständig und kurzfristig Erfolge vermelden zu müssen, glaubten Top-Manager zunehmend, ohne Verrat an den eigenen moralischen Maßstäben nicht überleben zu können, sagt Klaus Aden, Geschäftsführender Gesellschafter von LAB & Company. Oder, wie es ein Umfrageteilnehmer zuspitzt: „Als Barsch überlebt es sich eben schlecht im Haifischbecken. Am ruhigsten scheinen die Führungskräfte von Großunternehmen im Familienbesitz schlafen zu können: Sie plagt deutlich seltener als Spitzenmanager von Konzernen und Mittelständlern ein schlechtes Gewissen wegen moralisch verwerflichen Handelns. Gefragt wurden die Teilnehmer auch danach, ab welchem Zeitpunkt im Berufsleben Gefahr droht, entgegen eigener Moral zu handeln. Für rund ein Viertel liegt diese bereits mit der ersten Projektverantwortung vor, für 51 Prozent erst mit der Übernahme von Führungsverantwortung. Der Widerspruch von Moral und Ethik einerseits und Sachzwängen andererseits scheint Deutschlands Top-Manager stark zu bewegen. Insgesamt gingen im Rahmen der Umfrage mehr als 120 Kommentare ein. *ots*



Bissiger Aufklärer

Bekannte Klischees bestätigt

In seinem ersten Buch „Bekenntnisse eines Economic Hit Man“ hat John Perkins die rücksichtslosen Machenschaften, mit denen sich US-amerikanische Konzerne nicht nur mit Wissen, sondern sogar mit Unterstützung von Regierung und Geheimdiensten ihre Profite in der Dritten Welt sichern, gegeißelt. In „Weltmacht ohne Skrupel – Die dunkle Seite der Globalisierung – wie die USA systematisch Entwicklungsländer ausbeuten“ kommt er allerdings nicht mehr an seinen Bestseller heran, denn der Mann, der zwölf Jahre für die US-amerikanische National Security Agency (NSA) gearbeitet haben will, berichtet eigentlich kaum Neues. Viel zu häufig beruft er sich auf sein erstes Buch und die Erlebnisse, die er bei den Lesereisen gemacht hat, was einen etwas naiven Eindruck macht.

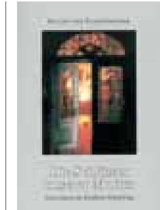
Vielleicht ist der interessierte Leser auch schon zu abgestumpft, aber es ist durchaus nicht neu, daß US-Konzerne Geld an der Armut der Dritten Welt verdienen, indem sie bewußt deren Notlage ausnutzen und sich billig einkaufen. Daß die Weltbank in Verruf geraten ist, weil sie Kredite vergibt, die die Armen der Armen in Zahlungsschwierigkeiten bringen, so daß diese ihr „Tafelsilber“ an die Geldgeber verscherbeln müssen, überrascht und schockiert nicht. Und das dies immer und vorsätzlich geschieht, mag man wiederum nicht glauben. Zwar liefert Perkins einige Beispiele aus seinem Berufsalltag, die von schwarzen Schafen in diesem Geschäft berichten, daraus aber auf eine grundsätzliche Strategie zu schließen, schadet auch diesen Ländern. Aktivisten wie John Perkins, die überall herausschreien, wie ausbeuterisch der Westen sei, treiben die Länder der Dritten Welt in die Arme von China und Rußland. Und selbst wenn Perkin Vorwürfe vollständig stimmen sollten, hätte er die Betroffenen nur von der Pest zur Cholera wechseln lassen, denn während der Westen immerhin den Schein wahrt und durchaus humanitäre Beiträge leistet, beuten China und Co. unverblümt aus.

„Wir hatten die Daten, um zu beweisen, was wir unbedingt glauben wollten, und um uns gegenseitig in der Überzeugung zu bestärken, daß unsere Arbeit in Alexandria eine neue Epoche auf dem Kontinent einleiten würde und daß die gravierendsten Probleme Afrikas bis zur Jahrtausendwende der Vergangenheit angehören würden.“

Aussagen wie diese belegen hingegen keine böse Absicht, und wenn Fehler gemacht wurden, dann könnte man daraus lernen, doch wie Perkins seine Erlebnisse präsentiert, dürfte er auf keinerlei Diskussionsbereitschaft bei den von ihm als Täter Diffamierten treffen.

Wenn John Perkins wirklich etwas hätte bewirken wollen, hätte er weniger anklagend sein dürfen, so jedoch steht nur er als jemand im Mittelpunkt, der endlich offen die Sauereien aufdeckt, die manche Kreise schon längst vermutet haben. Diese Kreise fühlen sich jetzt bestätigt und geifern, geändert wird so allerdings nichts. *Bel*

***John Perkins: „Weltmacht ohne Skrupel – Die dunkle Seite der Globalisierung – wie die USA systematisch Entwicklungsländer ausbeten“**, redline, Heidelberg 2007, geb., 324 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 6495*



Charmante Zeitreise

Eliane von Falkenhausen berichtet über die »Schlösser ihrer Mutter«

Die schönsten Kindheitserinnerungen von Eliane von Falkenhausen spielen auf dem Gut Nährschütz, das ihren Großeltern gehörte. Immer wenn ihre Mutter ein Kind bekam, durfte Eliane, die älteste, zu den Großeltern. Da ihre Mutter streng katholisch war, bekam Eliane sogar fünf jüngere Geschwisterchen, und das, obwohl der Großvater schon nach dem dritten Kind ihren Vater ermahnte, Maß zu halten: „Eigentlich müßte ich Dir ja nun, lieber Schwiegersohn, zu Deinem neugeborenen Sprößling gratulieren, aber ich tue das mit Vorbehalt! Weder Dein Einkommen noch die wirtschaftliche Lage unserer Zeit rechtfertigen einen solchen Leichtsinn. Ich hoffe, Du verstehst mich nicht falsch. Von mir werdet Ihr keinerlei Unterstützung in Zukunft erwarten können. Die Krise in der Landwirtschaft spitzt sich zu. Die Güter in meiner Nachbarschaft stehen fast alle auf der Kippe, und ich kämpfe einen besonderen Kampf, um Nährschütz zu erhalten.“

Natürlich unterstützt der Großvater die Familie trotzdem, und obwohl er sein Gut verkaufen muß, gibt er sein Geld, damit seine Tochter und ihr Mann sich ein eigenes Herrenhaus kaufen können. Doch mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Flucht verlieren die von Falkenhausens alles, was der Großvater ihnen ermöglicht hatte.

„Die Schlösser unserer Mutter – Eine schlesische Kindheits-Erinnerung“ enthält zahlreiche süße Erlebnisse der Autorin. Beispielsweise berichtet sie von einem Fest ihrer Familie, bei dem angesichts einer sehr offenherzig gekleideten Baronin der anwesende Pfarrer gefragt wird, wie weit eine Dame nach katholischer Sitte ausgeschnitten sein dürfe. „So, daß man nicht sieht, daß es zwei sind“, lautet die kurze Antwort des sich dem köstlichen Braten hingebenden Geistlichen.

Vor allem die Zuneigung, die Eliane von ihren Großeltern erfährt, wärmt das Herz, genauso wie der Zusammenhalt, der die Geschwister miteinander verbindet. Eliane von Falkenhausen ist mit dem vorliegenden Buch eine charmante Zeitreise gelungen. *Bel*

***Eliane von Falkenhausen: „Die Schlösser unserer Mutter – Eine schlesische Kindheits-Erinnerung“**, Schleswiger Druck & Verlagshaus, Schleswig 2007, geb., 221 Seiten, 24,80 Euro, Best.-Nr. 6439*



Ärzte an der Front

Dokumentation über Mediziner in Stalingrad

Über den Untergang der sechsten Armee im Kessel von Stalingrad und das Sterben der Gefangenen in den Lagern der Stadt gibt es eine Unmenge Literatur. Das Leiden und Sterben auf den Truppen- und Hauptverbandplätzen, in den Lazaretten und den Verwundeten-Sammelstellen ist bisher aber nur von sehr wenigen Ärzten in ihren Erlebnisberichten oder in einzelnen Artikeln beschrieben worden. Eine zusammenfassende Darstellung vom Untergang des Sanitätswesens in Stalingrad existiert bisher nicht.

Seit dem Frühjahr 2003 hat der Herausgeber von „Die Ärzte von Stalingrad“, Reinhold Busch, begonnen, alle erreichbare Literatur zusammenzutragen und das Vorhandene zu bearbeiten und neu herauszugeben. Dazu versuchte er, möglichst alle noch lebenden Angehörigen der Sanitätsdienste im Kessel von Stalingrad (Ärzte, Zahnärzte, Apotheker, Sanitätsdienstgrade und Pfarrer) zu finden und mit ihnen Interviews zu führen; von etwa 40 Kollegen, die er noch lebend antraf, waren aber aufgrund ihres hohen Alters (85 bis 101) nicht mehr alle in der Lage, brauchbare Auskünfte zu erteilen. Darüber hinaus fahndet er nach den Hinterbliebenen und Angehörigen.

Wie viele Ärzte zum Beispiel im Kessel eingesetzt waren, läßt sich niemals mit Sicherheit feststellen, da die Vermißten- und Rückkehrerkarteien unvollständig sind, ebenso die Meldungen über die Gefallenen; und diejenigen, die aus dem Urlaub nicht mehr in den Kessel ein- beziehungsweise krank oder verwundet aus dem Kessel ausgeflogen wurden, sind nirgendwo erfaßt. Die Schätzungen über eingesetzte Ärzte schwanken zwischen 600 und 1200, wohl mehr als 10 000 Sanitäter befanden sich im Kessel. Immerhin konnte Reinhold Busch inzwischen die Namen von 460 Ärzten, 47 Zahnärzten und 19 Apothekern erfassen, von denen zirka 350 Biographien erstellt werden konnten. Die Ausbeute: Mehr als zehn Aktenordner Material, bisher 1050 Feldpostbriefe von Angehörigen der Sanitätsdienste, meist Ärzten, aus der Zeit vom 28. Juni 1942 (Angriffsbefehl) bis zum 23. Januar 1943 (Abheben der letzten Maschine).

Zunächst ist der Autor so vorgegangen, daß er die zwei bekannten Bücher neu bearbeitet und mit Fotos und Biographien versehen neu herausgegeben hat. Es handelt sich um den Klassiker von Hans Dibold „Arzt in Stalingrad“ und das Buch von Werner Gerlach „Das dunkle Tal“. Bei den Recherchen schickte ihm ein Kamerad aus der Gefangenschaft das Manuskript von Dr. Paul Wappler, das jetzt erstmals unter dem Titel „Überleben in Stalingrad“ publiziert wurde. Vorläufiges Ergebnis der Forschungen ist der Dreiteiler „Stalingrad – Zurück aus der Hölle“, in dem die 25 längeren Berichte von Ärzten, die meisten zum ersten Mal, veröffentlicht wurden, einschließlich der Biographien von zirka 170 Ärzten und eines Literaturverzeichnisses, das auf den neuesten Stand gebracht wurde. Zwei weitere Ärzte nehmen im jeweiligen Vorwort zur psychischen Belastung der Stalingradkämpfer und zur Problematik des Fahneneides auf Hitler Stellung. Im dritten Teil hat das Schlußwort Professor Alexander Epifanow aus Wolgograd, der sich anhand russischer Dokumente mit der medizinischen Versorgung und dem Schicksal der Gefangenen während und nach der Schlacht von Stalingrad beschäftigt und aus dieser Sicht Stellung dazu nimmt, warum so wenige Überlebende zurückgekehrt sind.

Die Reihe wird fortgesetzt: Gerade wurde das Buch von Otto Rühle „Genesung in Jelabuga“, das seinerzeit in der DDR erschien, fertiggestellt (Rühle war Sanitäter und Zahlmeister bei der 2. Sanitätskompanie 305 und zuletzt beim Feldlazarett 194). Geplant ist ein Buch mit kürzeren Erlebnisberichten von Ärzten, Sanitätern, Pfarrern, Verwundeten und Piloten, die Kranke und Verwundete ausflogen. Des weiteren ist ein Doppelband mit den Briefen aus Stalingrad vorgesehen, in Form eines Tagebuchs vom 28. Juni bis zum 2. Februar. Abschließend soll noch ein Buch über „Gott in Stalingrad“ mit den Erlebnissen der Lazarett- und Divisionspfarrer herauskommen. *F. W.*

***Reinhold Busch (Hrsg.): „Die Ärzte von Stalingrad“**, Frank Wünsche Verlag, Berlin 2007, 500 Seiten, 26 Euro, Best.-Nr. 6496*

Seiten voller Patriotismus

Neueste Ausgabe des »Deutschland-Journal« erschienen

Seit 35 Jahren lädt die Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft, die aus dem damaligen *Ostpreußenblatt* hervorgegangen ist, vor allem in Norddeutschland geschichtlich sowie kultur- und wirtschaftspolitisch interessierte Bürgerinnen und Bürger zu Vortragsveranstaltungen ein. Immer wieder gelingt es ihr, namhafte Referenten zu gewinnen, die sich mit Fragen unserer Zeit jenseits der politischen Korrektheit befassen und mit ihren Zuhörern darüber diskutieren. Am Ende eines Jahres werden dann nicht nur wichtige Referate, sondern auch journalistisch bemerkenswerte Beiträge im „Deutschland-Journal“ zusammengefaßt. Soeben ist die neueste Ausgabe erschienen. Auf 128 Seiten liest man Beiträge, die man so kaum irgendwo anders findet. Der rührige Vorsitzende, Brigadegeneral a. D. Reinhard Uhle-Wettler, leitet ein. Ihm und seinen politischen Freunden geht es darum, den Willen der Deutschen zu festigen, sich im Sinne des Patriotismus dafür einzusetzen, deutsche Interessen in der Gemeinschaft der Nationen durchzusetzen.

Den Anfang macht ein Beitrag des Bundestagsabgeordneten Henry Nitzsche, bis zu seinem Austritt Mitglied der CDU. Er äußert sich über „Perspektiven patriotischer Politik“. Scharf kritisiert er eine „Parteienherrschaft mit linker Weitsicht“, die nichts anderes im Sinn habe, als eine linke Meinungsführerschaft in unserem Lande durchzusetzen und alle anderen Ansichten zu unterdrücken. Er wünscht sich die Vereinigung der vielen kleineren Rechtsparteien, die dann in den Mittelpunkt ihrer Arbeit die Bevölkerungspolitik ebenso stellt wie die Schulpolitik, Probleme der Zuwanderung, die Gefahr der Islamisierung, die Einführung von mehr direkter Demokratie und die Überwindung der Herrschaft der Parteien, die sich nach einem Urteil eines früheren Bundespräsidenten „den Staat zur Beute gemacht“ hätten.

Der Völkerrechtler Theodor Schweisfurth legt in einem Beitrag dar, daß bei dem in den letzten Jahren üblich gewordenen Eingreifen in andere Länder unter Berufung auf die Menschenrechte das etablierte Völkerrecht außer Kraft gesetzt werde. Er warnt und fordert, daß gegen solche Ansprüche die übrige Welt scharf protestiere.

Wjatscheslaw Daschitschew, Berater Gorbatschows und einer der Förderer der deutschen Wiedervereinigung, fordert mit Immanuel Kant, daß in der internationalen Politik nicht die Gewalt, sondern das Recht herrsche. Gesellschaftliche Systeme, die Geld zum Sinn des Lebens machen, lehnt er ab.

Der Historiker Walter Post, Autor mehrerer wichtiger Bücher über den deutsch-sowjetischen Krieg und andere Ereignisse der Zeitgeschichte, schildert, wie die Kriegsschuldfrage beider Weltkriege in der deutschen und der internationalen Politik dargestellt wird. Dabei erfährt man, daß alle Weimarer Regierungen, gleichgültig welcher Partei sie angehörten, sich damals nach Kräften darum bemühten, die Beschuldigung, Deutschland sei allein Schuld am Weltkrieg, zurückzuweisen. Ganz anders die Bundesregierungen: Sie hätten nichts besseres zu tun, als immer wieder über die deutsche Alleinschuld zu lamentieren, obgleich es inzwischen eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur gebe, die differenzierter urteile.

Hans-Joachim von Leesen befaßt sich mit einem wichtigen Kapitel unserer Geschichte, das weitgehend unterdrückt wird und daher in Vergessenheit zu geraten droht: mit den Umsturzversuchen der Kommunisten nach dem Ersten Weltkrieg, die das Ziel hatten, Deutschland – wie bereits Rußland und Ungarn – in eine Sowjetrepublik zu verwandeln. Allein dem Einsatz der deutschen Freikorps und der Politik Friedrich Eberts und Gustav Noskes sei es zu verdanken, daß die Bestrebungen – zum Teil in schweren Kämpfen – niedergeschlagen wurden, so daß die Weimarer Demokratie begründet werden konnte.

Der ehemalige „Spiegel“-Redakteur Wolfram Baensch vertritt in einem Beitrag die wohl begründete Ansicht, der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Uwe Barschel habe sich keineswegs das Leben genommen, sondern sei das Opfer eines Verbrechens geworden.

Walter Marinovic, Kulturpolitiker aus Österreich und weithin dafür bekannt, daß er die deutsche Kultur gegen Abstieg und Verfall verteidigt, erinnert an den Dichter Joseph von Eichendorff, dessen Todestag sich 2007 zum 150. Male jährte. *Jochen Arp*

Das „Deutschland-Journal 2007“ ist gegen Einsendung eines Fünf-Euro-Scheines pro Exemplar (Versandkosten sowie Schutzgebühr) anzufordern bei der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft, Postfach 26 18 27, i20508 Hamburg.



Politiker verstehen

Lustiger Sprachführer

Der Verlag Langenscheidt ist dem Leser als Verlag für Wörterbücher von jeher ein Begriff. Jetzt sind beim Verlag ganz besondere „Sprachführer“ erschienen, die dem Leser keine Fremdsprachen im herkömmlichen Sinne, sondern in diesem Falle zum Beispiel „Chef – Deutsch“ oder „Arzt – Deutsch“ näherbringen sollen.

In dem Comedy-Büchlein „Politiker – Deutsch“ nimmt Fernseh-Moderatorin Maybrit Illner die typischen Sprach- und Verhaltensmuster von Regierungs- und Oppositionspolitikern aufs Korn.

Von Wahlkampfpolitik über Abstimmungstaktiken und die Top-Ten der Zwischenrufe im Parlament bietet dieses Buch eine Fülle an amüsanten Informationen. Denn wer hätte schließlich erwartet, daß unsere deutschen Spitzenpolitiker sich im Parlament gegenseitig als „Zuhälter“, „Windbeutel“ oder „Schwachmatiker“ beschimpfen.

Und wer bisher mit Begriffen wie „Zehnender“, „Hammelsprung“ oder „Pairing“ nichts anzufangen wußte, wird zukünftig in politischen Diskussionen mit diesem Wissen glänzen können.

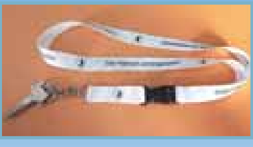
Doch referiert die bekannte ZDF-Polit-Talkshow-Moderatorin Maybrit Illner mit Unterstützung zweier weiterer Autoren nicht lediglich über politische Fachbegriffe und Floskeln, sondern gibt auch viele Hinweise, wie sie sich das Verhalten der Politiker eigentlich idealerweise wünschen würde.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß das Herunterbeten altbekannter Klischees zwar sehr amüsant ist, aber auf Dauer etwas ermüdend wirkt. Die Pointen sind hinlänglich bekannt und somit zu vorhersehbar.
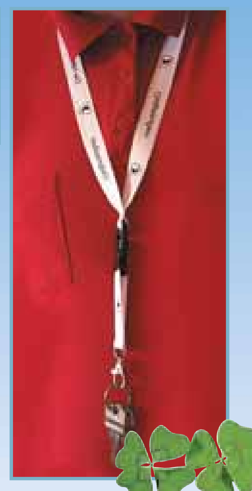
Langenscheidts „Politiker – Deutsch“ ist ein unterhaltsames Büchlein, dessen Leser jedoch gewisse Vorkenntnisse in politischen Dingen mitbringen und nicht mit der Erwartungshaltung an das Buch herantreten sollte, die Politiker nach diesem Buch besser verstehen zu können. Denn das ist definitiv nicht der Fall. *A. Ney*

***Maybrit Illner: „Langenscheidt Politiker – Deutsch“**, Langenscheidt, Berlin 2007, geb., 128 Seiten, 9.95 Euro, Best.-Nr. 6497*

OSTPREUSSEN-
Die Heimat unvergessen!







Ostpreußen-Schlüsselband

Umlauftext:
Ostpreußen-Die Heimat unvergessen!
Schlüssel-Umhängeband mit Haken und Clip zum leichten Lösen. Länge: 550 mm, Breite: 20 mm

Best.-Nr.: 6329, € 4,95

Arno Surminski
Das alte Ostpreußen



Es geschieht nicht alle Tage, dass verloren geglaubte Bilder plötzlich auftauchen und eine vergangene Welt mit ihren Denkmälern, Städten, Kirchen, Landschaften und Menschen zeigen. Dieses „Wunder“ ist der früheren Provinz Ostpreußen widerfahren. In den Archiven in Warschau und Allenstein fand man Fotos, die im Auftrag des Königsberger Denkmalamtes Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts angefertigt wurden. Da die Fotografen sich nicht streng an den Auftrag hielten, Kulturdenkmäler abzubilden, sondern auch spielende Kinder und Menschen bei ihrer Alltagsarbeit oder ihren Festen festhielten, entstand ein lebendiges Kaleidoskop jener Zeit. Die schönsten der über 6000 Fotos sind in diesem Band vereinigt. Der in Ostpreußen geborene Schriftsteller Arno Surminski hat dazu erklärende und verbindende Texte geschrieben.

Geb., 360 Seiten mit 306 Abb., Format 22,5 x 28 cm
Best.-Nr.: 6430, € 19,95

Frohes neues Jahr!
Wünscht Ihnen Ihr Preußischer Mediendienst

Heimataufkleber und Anstecker

Ostpreußen Provinz- Wappen Best.-Nr: 6418



Ostpreußen-Elchschaufel Best.-Nr.: 6419

Königsberg Best.-Nr: 6416



Westpreußen Best.-Nr.: 6420

Schlesien Best.-Nr.: 6417

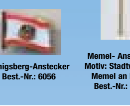
Ostpreußen-Provinz-Anstecker Best.-Nr.: 5889

Ostpreußen-Elchschaufel-Anstecker Best.-Nr.: 6055

Preußen-Anstecker Best.-Nr.: 6057



Königsberg-Anstecker Best.-Nr.: 6056



Memel- Anstecker Motiv: Stadtwappen Memel an Nadel Best.-Nr.: 6364

Format: 14,5 x 9,5 cm zum Einführungspreis statt € 2,45 je Aufkleber nur € 1,99

Je Anstecker nur € 2,95

Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen
Die Heimat unvergessen!



Best.-Nr. 6349 | Best.-Nr. 6347 | Best.-Nr. 6348



Best.-Nr. 6216



Neu Best.-Nr. 6472



Best.-Nr. 6473 Neu

Rundstempel
Durchmesser 30 mm
je Stück € 12,95

Sachsens Glanz und Preußens Gloria



Preußische und sächsische Märsche Präsentiermarsch • Präsentiermarsch (1756) • Präsentiermarsch der Schwarzen Brigade • Der Hohenfriedberger • Marsch des Alten Dessauers • Der Torgauer Parademarsch • Der Kesselsdorfer • Parademarsch Nr. 1 • Der Pappenheimer • Kürassiermarsch „Großer Kurfürst“ • Parademarsch der 18er Husaren (Der Großenhainer) • Marsch aus Petersburg • Fridericus-Rex-Grenadiermarsch • Preußens Gloria • Graf-Pückler-Wöllwarth-Marsch • Frohsinn-Marsch • Glück auf ! • Unter Linden • Berliner Luft u.a.



CD

LUFTWAFFENMUSIKKORPS 4 BERLIN
Leitung: Oberstleutnant Bernd Zivny
Best.-Nr.: 6447, € 12,95

100 Deutsche Volkslieder, 3-CD-Box

3 CDs

CD 1: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein • All mein Gedanken, die ich hab • Mein Mädel hat einen Rosenmund • Kein Feuer, keine Kohle • Jetzt fängt das schöne Frühjahr an • Es, es, es und es • Ein Jäger aus Kurpfalz • Es blies ein Jäger wohl in sein Horn • u.a.
CD 2: Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen • Heiße Kathreinerle • Hopsa, Schwabenliesel • Wenn alle Brünnlein fließen • Das Lieben bringt groß Freud • Ännchen von Tharau • Im schönsten Wiesengrunde • Wahre Freundschaft • Loreley • Und in dem Schneegebirge • u.a.
CD 3: O Täler weit o Höhen • Kein schöner Land in dieser Zeit • Am Brunnen vor dem Tore • An der Saale hellem Strande • Ach, wie ist´s möglich dann • Du, du liegst mir am Herzen • Der König von Thule • Es waren zwei Königskinder • Heideröslein • Freut euch des Lebens • Der Winter ist vergangen • Auf, auf zum fröhlichen Jagen • u.a.
Rundfunk-Jugendchor Wernigerode, Mädchenchor Wernigerode, Studiochor Berlin
Best.-Nr.: 6452, € 24,95



Gerd-Helmut Komossa
Die deutsche Karte
Das Verdeckte Spiel der Geheimdienste
Geb., 216 Seiten
Best.-Nr.: 6246, € 19,90

ACHTUNG Schnäppchen!!!

Großer Sonderverkauf des Preußischen Mediendienstes.
Wir ziehen um und räumen unser Lager.
Bis zu 80% Rabatt auf alle Bücher.
Antiquarische Bücher € 0,50 – € 5,00
DVDs, CDs stark reduziert.
Vom 7. –11. Januar tägl. Von 9:00–15:00 Uhr Parkallee 86 20144 Hamburg

Super Sonder-Angebote!

Alle Bücher statt € 9,95 nur noch € 4,95
Sie sparen fast 50 %

Sagenbrunnen für Ostpreußen
Heimatlesebuch
Geb., 64 Seiten, Reprint der Originalausgabe von 1924
Best.-Nr.: 4801

Zwischen Weichsel und Memel
Sagen und Geschichten aus Ost- und Westpreußen
Geb., 52 Seiten, Reprint der Originalausgabe von 1925
Best.-Nr.: 4813

Heimatsagen aus Danzig und Pommerellen
Geb., 86 Seiten, Reprint der Originalausgabe von 1924
Best.-Nr.: 6422

Unsere Musikempfehlung

Ein Männlein steht im Walde
Die schönsten alten Kinderlieder
Hänschen klein • Jetzt kommen viele Musikanten • Kuckuck, Kuckuck ruft´s aus dem Wald • Alle meine Entchen • Ich bin die Frau Hummel • Ein Männlein steht im Walde • Der Schaffner hebt den Stab • Liebe Schwester, tanz mit mir • Meine Blümchen haben Durst • Zeigt her eure Füße • Dornröschen war ein schönes Kind • Backe, backe Kuchen • Fuchs, du hast die Gans gestohlen • Summ, summ, summ • Auf unsrer Wiese gehet was • Ei, ei, ei ihr Hühnerchen • Unsre Katz heißt Mohrle • Geht mein Pferdchen • Es war eine Mutter, die hatte vier Kinder • Frau Holle, Frau Holle • Schneeflöckchen tanze • A, a, a, der Winter, der ist da • In einem kleinen Apfel • Hänsel und Gretel • Schneeflöckchen, Weißröckchen • Ich geh mit meiner Laterne • Sandmann, lieber Sandmann u.a.
RUNDFUNK-KINDERCHOR BERLIN und der ARMONISCHER KINDERCHOR DRESDEN
Best.-Nr.: 6448, € 12,95

CD

Fuchs, du hast die Gans gestohlen
Die schönsten Kinderlieder (Folge 2)
Fuchs, du hast die Gans gestohlen • Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann • Grün, grün, grün sind alle meine Kleider • Suse, liebe Suse • Trarira, der Sommer, der ist da • Kleine Meise • Eine kleine Geige • Jetzt fahrn wir übern See • Was macht der Fuhrmann • Erst kommt der Sonnenkäferpapa • Unsre Katz heißt Mohrle • Was scharrt die alte Henne • A, B, C, die Katze lief im Schnee • Ich freue mich, dass ich geboren bin • Ringlein, Ringlein, du musst wandern • Wir öffnen jetzt das Taubenhaus • Häschen in der Grube • Spannelanger Hansel • Es regnet, es regnet • Der Verkehr hat drei Gesichter • Leise, Peterle, leise • Kindlein mein • Laterne, Laterne • Schneewittchen hinter den Bergen • Wenn ich ein Vöglein wär • Schlaf, Kindlein, schlaf u. a.
Rundfunk-Kinderchor Berlin, Pilharmonischer Kinderchor Dresden u.a.
Best.-Nr.: 6449, € 12,95

CD

O Alte Burschenherrlichkeit
Lieder der Studenten und fahrenden Scholaren



Hörbuch

O alte Burschenherrlichkeit; Festgelage; Gaudeamus igitur; Alles, was wir lieben, lebe; Studentenlied; Lützows wilde Jagd; Burschen heraus !; Das Wasser ist so hell und klar; Ergo bibamus; Heute ist heut; Wo zur frohen Feierstunde; Freundschaft und Liebe; Was frag ich viel nach Geld und Gut; Tischlied; Willkommene Zecher; Jetzt schwingen wir den Hut; Romanze vom Floh; Brüder, reicht die Hand zum Bunde; Ça ça, geschmauset; Bedenklichkeiten; Keinen Tropfen im Becher mehr; Vivat Bacchus
Rundfunk-Jugendchor Wernigeroode
Best.-Nr.: 6454, € 14,95

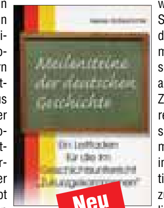
Hermann Sudermann
Die Reise nach Tilsit



CD

gelesen von Thomas Kylau der Schauspieler ist Er war an den Schauspielhäusern in Hamburg, Bremen, Wien und München zu sehen und spielt jetzt am Münchener Volkstheater. Er ist in Memel geboren und hat in Heydekrug gelebt. Dort ging er auch täglich, bis Oktober 1944, am Sudermann-Denkmal vorbei zur Schule.
Laufzeit: 1 Std. 19 Min.
Best.-Nr.: 6450, € 12,95

Heiner Hofsommer
Meilensteine der deutschen Geschichte
Ein Leitfaden für die im Geschichtsunterricht „Zukurzgekommenen“.



Neu

Die vorliegende Abhandlung bietet eine in klarer Sprache abgefaßte, ungemein eingängige Zusammenschau der politischen Geschichte Deutschlands von den Anfängen bis in die Gegenwart. Hier äußert sich keiner jener nachgeborenen, moralisierenden Besserwisser, die in Schulen und Universitäten mit erhobenen Zeigefingern dozierend, willentlich oder aus Unwissenheit, der dauerhaften Neurotisierung des deutschen Volkes Vorschub leisten. Der Autor beschreibt und erläutert in prägnant-knapper Form die wesentlichen Entwicklungsstufen und Zusammenhänge und legt überzeugend dar, daß die deutsche Geschichte erheblich mehr ist als eine Kette von Fehlern, Irrtümern und Katastrophen, sondern im Gegenteil zur Identifikation einlädt. Eine reiche Lebenserfahrung und ein natürlicher historischer Verstand befähigen hier zu einem Rückgriff, der dem vergangenen menschlichen Leben Gerechtigkeit widerfahren läßt und zeitgebundene Konstrukte als unhistorische Verkürzungen in Frage stellt. Durch die Verwendung einer Vielzahl direkter Zitate gewinnt insbesondere die Darstellung der neueren Geschichte sehr stark an Lebendigkeit. Deutungsmöglichkeiten werden ausgeführt, die die gewöhnlichen Absolventen bundesrepublikanischer Bildungsanstalten zum Nachdenken anregen dürften und neue Suchbewegungen auslösen könnten. Die abschließende weltanschauliche Selbstverortung des Autors, die mit einer kritischen Bestandsaufnahme des Zustandes unseres Landes zusammenfällt, macht das Buch in seiner Konzeption und in seiner Intention zu einem wirklichen Unikat. Dabei wird augenfällig, daß Tagespolitik und Geschichtsdeutung aufs engste miteinander verwoben sind. Nur wenn es uns gelingt, den Mißbrauch der Geschichte zu politischen Zwecken zu beenden und uns aus einer selbst verschuldeten Unmündigkeit zu befreien, werden wir die erforderliche politische Gestaltungsfähigkeit wiedererlangen und die Zukunft dieses Landes sichern können.
Kart., 119 Seiten
Best.-Nr.: 6414, € 12,90

Heinz Schön
Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff

Im Morgengrauen des 30. Januar 1945 versenkte ein sowjetisches U-Boot durch drei Torpedotreffer die mit Flüchtlingen und zahlreichen Verwundeten überladene WILHELM GUSTLOFF. Tausende von Menschen versanken mit dem ehemaligen KdF-Schiff in der eisigen Ostsee. Die wahre Dimension dieser furchtbaren Tragödie blieb jedoch über lange Jahre ungewiss - Heinz Schön ging in seinem 1982 erstmals erschienenen Tatsachenbericht „Die GUSTLOFF-Katastrophe“ noch von 5000 bis 6000 Opfern aus. Heute kann er beweisen, dass damals über 9000 Menschen den Tod fanden.



Neu

In seinem neuen Buch „Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff“ geht der Autor neben dem Tatsachenbericht auch auf den Zweiteiler im ZDF ein. Heinz Schön wurde als Fachberater zum Film hinzugezogen und hat daher exklusives Bildmaterial für sein Buch gesammelt.
Aus dem Inhalt:
Vorwort * Das Urlaubsschiff * Das Lazarettschiff * Das Soldatenschiff * Das Flüchtlingsschiff * Der Untergang * Die Rettungsaktion * Das Wrack * Der U-Boot-Held * Die Überlebenden * Der Film * Nachwort * Anhang
Geb., 160 Seiten mit 202 Bildern, davon 163 in Farbe
Best.-Nr.: 6482, € 29,90

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

01/08

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Spielbälle im Machtkampf

Kaiser Wilhelm II. heiratete seine spätere Gattin Auguste Viktoria vor allem, weil seine Eltern ihn dazu drängten



„Dein dich heißliebendes Frauchen Dona“: Auguste Viktoria an Prinz Wilhelm Foto: Ullstein

Von REBECCA BELLANO

Mein lieber, süßer Schatz ... Ja, es war ein glücklicher Tag in Gotha, der erste Kuß, ich vergeß es nie.“ Diese Worte einer liebenden Frau, genauer der jungen Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, an den preußischen Prinzen Wilhelm klingen glücklich und voller Unschuld, doch die damals 22jährige kehrte schon in der zweiten Zeile ihres Briefes an ihren Verlobten auf den Boden der Tatsachen zurück: „Was Du mir über Deinen Vater schreibst, hat mich tief betrübt. Lieber Schatz, wenn es auch heftig ist, und ich kann mir denken, daß dies für Dich oft gar schwer zu ertragen ist, so gieb doch manchmal in Kleinigkeiten nach, bedenke, er hat ja augenblicklich wirklich viel zu thun und da ist es natürlich nicht unnatürlich, wenn er kritisch ist.“

Dabei hatte ihr Verlobter, der spätere Kaiser Wilhelm II., sich gerade erst dem Willen seines Vaters gebeugt: Er war den Heiratsplänen seiner Eltern, Kronprinz Friedrich Wilhelm und seiner Gattin Victoria, gefolgt. Denn eigentlich hatte der junge Mann ein Auge auf seine hübsche Cousine Elisabeth von Hessen-Darmstadt geworfen.

Diese Verbindung favorisierten auch sein Großvater, Kaiser Wilhelm I., und der Reichskanzler Otto von Bismarck, doch das Kronprinzenpaar hatte noch eine alte Rechnung mit seinem Vater beziehungsweise ihrem Schwiegervater offen und wollte sie dem alten konservativen Regenten auf dem deutschen Thron nun präsentieren. Ihr Sohn Wilhelm und Auguste Viktoria, genannt Dona, wurden so zu Spielbällen im Machtkampf zweier miteinander verfeindeter Systeme.

Doch was empfanden die jungen Menschen bei dem Manöver, bei dem sie nie ganz durchschaut haben, worum es ging, das sie aber mit Argwohn gegenüber den älteren Generationen erfüllte?

Wilhelm selbst war keineswegs von Anfang an von dem Heiratsprojekt seiner Eltern begeistert, doch der vor allem in den Augen seiner Mutter schwächliche Prinz wagte keinen offenen Widerstand, zumal die junge Auguste Viktoria ihn bewunderte, was ihm Auftrieb verlieh. So ließ er schnell von Elisabeth von Hessen-Darmstadt ab, die statt dessen ihre große Liebe, den russischen Großfürsten Sergei Alexandrowitsch Romanow, Bruder von Zar Alexander III., ehelichte. Nach dessen Ermordung 1905 ging sie ins Kloster und wurde 1918 ebenfalls von Bolschewisten umgebracht.

Wilhelms Schicksal sah trotz Entmachtung 1918 zumindest nicht seinen gewaltsamen Tod vor, auch heiratete er nur wenige Jahre nach Auguste Viktorias Ableben 1921 erneut. Trotzdem waren sich die Eheleute, obwohl aus politischem Kalkül miteinander vereint, durchaus zugetan. Dabei ging es seinen Eltern bei der Verheiratung der beiden keineswegs um Zuneigung, obwohl sie 1878 ähnliches in einem Brief an Kaiser Wilhelm I. behaupteten: „Das dynastische Interesse ist von dem des Vaterlandes nicht zu trennen, aber die Kraft der Dynastien beruht auf dem Glück und den gesunden Zuständen der Familie. Eine glückliche Ehe ist Hauptsache!“ Zuvor hatten sie in dem Brief ausgeführt, warum die anderen in Frage kommenden Prinzessinnen eben nicht in Frage kämen. So sei beispielsweise die Tochter des verstorbenen Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz: „kränklich, nicht hübsch und vollständig russisch“.

Ziel: Kaiser Wilhelm I. eins auswischen

Doch warum gab sich das Kronprinzenpaar so viel Mühe damit, gerade Auguste Viktoria zur Schwiegertochter zu bekommen? Zwar war sie durchaus nett anzuschauen, ohne dabei schön zu sein, dezent-zurückhaltend und zugleich aristokratisch im Auftreten, aber das boten auch andere Kandidatinnen. Bismarck und sein Kaiser machten sogar mehrere Makel an ihr aus, denn so war sie „sechs Wochen älter“ als der Bräutigam und wirkte reifer, außerdem war ihre eine Großmutter bürgerlich und die Augustenburger hatten nicht einmal ein eigenes Herzogtum, so daß sie aus keiner ebenbürtigen Familie stammte.

Und genau letzterer Punkt war es, der Friedrich Wilhelm und Victoria dazu veranlaßt hatte, das Heiratsprojekt anzugehen. Auguste Viktorias Vater, Herzog Friedrich VIII. zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, war nämlich vor allem wegen Wilhelm I. und Bismarck ohne Herzogtum. Schon die Dänen hatten den Herzog, dessen Herzogtum bis Mitte des 19. Jahrhunderts unter ihrer Krone stand, keinen Einfluß gegönnt, doch anstatt nach dem Sieg Preußens und Österreichs über die Dänen 1864 dem Schleswig-Holsteiner sein Herzogtum zu geben, gliederten die Preußen das Gebiet 1866 bei sich an. Der Herzog ging erneut als Privatmann nach Gotha ins Exil.

Das Kronprinzenpaar, das mit dem Augustenburger befreundet war, wollte den Herzog für diese Schmach zumindest mit dieser Heirat entschädigen. Außerdem wollten sie dem Alten auf dem Thron – der der Eheschließung nur zustimmte, weil der Vater der Braut unter Druck Bismarcks alle Ansprüche auf seine Herzogtümer aufgab – eins auswischen. Friedrich Wilhelms Gattin Victoria, die Tochter der britischen Königin, war schon von Haus aus für eine parlamentarische Monarchie, die ihr ebenfalls liberal gesinnter Gatte bestimmt nach der Thronbesteigung durchgesetzt hätte, wäre er nicht nach nur 99 Tagen als Kaiser 1888 an Kehlkopfkrebs gestorben. Ihr danach auf den Kaiser-Thron folgender Sohn Wilhelm teilte zu ihrem Leidwesen eher die Vorstellungen des 1888 verstorbenen Großvaters. Bedauerlicherweise zeigte sich auch die Schwiegertochter Auguste Viktoria keineswegs dankbar dafür, daß ihre Schwiegermutter Victoria ihr diese „Karriere“ als Kaiserin mit ihrem Heiratsprojekt überhaupt ermöglicht hatte. Victoria, die ihrem Sohn 1878 die junge Auguste Viktoria mit den Worten „süßes Geschöpf“ und „Engel des Friedens“ ans Herz gelegt hatte, klagte 1890, inzwischen Witwe und um allem Einfluß beraubt, ihrer Mutter: „Dona freut sich ihrer Stellung auf das äußerste; ihr ganzes Gesicht drückt innigste Befriedigung aus. Sie ist davon überzeugt, das alles, was Wilhelm und sie tun, denken und sagen vollkommen ist ... sie befiehlt und bestimmt in einer für die anderen verletztenden Weise, da es von einer so jungen Person ausgeht.“

Das Ostpreußenblatt

Nr. 1 – 5. Januar 2008

MELDUNGEN

Arbeitsfreie Zeit: ein Problem

Königsberg – Das neue Jahr ist offiziell der Familie gewidmet. Aber die vielen arbeitsfreien Tage, die in der Russischen Föderation seit 2004 eingeführt worden sind, stellen für viele Familien eine ernsthafte Belastung dar. Gemeinsame Abendgesellschaften und tagelanges Dauertrinken zerstören vieler Familie Frieden und Einverständnis sowie selbst stärkste Familienbande. Die Menschen, die mit sich nichts anzufangen wissen, müssen sich fast zwei Wochen ohne Arbeit langweilen und vergehen vor Untätigkeit. Gegen Winterende werden weitaus mehr Scheidungen eingereicht als zu anderen Zeiten. Die schlimmste Zeit für Familien beginnt zu Weihnachten (in der Russischen Föderation am 6. Januar), wenn nach einer Woche ununterbrochenen Alkoholkonsums die Krankenhäuser überfüllt sind mit Patienten, die Delirium oder Alkoholvergiftungssymptome aufweisen. Aber nicht alle wissen mit ihrer Zeit nur so schlecht umzugehen. Königsberger, denen es finanziell besser geht, können sich Reisen nach Ägypten, auf die Kanaren, nach Thailand und anderen warmen Ländern leisten und auf diese Weise Neujahr feiern und es sich gut gehen lassen.

Ausstellung über Spielzeug

Königsberg – Während der Vorweihnachtszeit fand in Königsberg neben diversen anderen Kulturveranstaltungen auch eine Spielzeugausstellung statt. Am 12. Dezember wurde sie im Museum „Friedländer Tor" eröffnet. Sie war ganz dem Neujahrsfest gewidmet. Ein Teil der Exponate, darunter Fotografien, Postkarten und Weihnachtsspielzeug, erzählt davon, wie von den Deutschen im Vorkriegs-Königsberg Weihnachten und Neujahr gefeiert wurden, die andere Hälfte ist den Bräuchen zum Jahreswechsel der ersten sowjetischen Übersiedler nach dem Krieg gewidmet. Die Ausstellung ist hauptsächlich durch private Sammlungen von Königsbergern ermöglicht worden.

Tamara Iwanowa tot aufgefunden

Königsberg – Die 77jährige Tamara Iwanowa wurde in ihrer Königsberger Wohnung erschlagen aufgefunden. Die Polizei vermutet einen Raubüberfall und fahndet nach den Tätern. Königsberger Intellektuelle trauern um eine stille Frau, die jahrzehntelang Juri Iwanow Stütze und treue Begleiterin war. Der Schriftsteller Iwanow war der erste Fürsprecher einer Aussöhnung von Deutschen und Russen und ein engagierter Förderer des deutschen Kulturerbes seiner Stadt, wo er Kant- und Hoffmann-Gesellschaften gründete, gegen die Zerstörung alter deutscher Gebäude rebellierte und sich um den Schutz der noch bestehenden bemühte.

Neue künstliche Neujahrstanne

Der Christbaum auf Königsbergs Siegesplatz (Hansaplatz) ist 20 Meter hoch und vier Tonnen schwer

Von Jurij Tschernyschew

Im Jahre 2006 war alles schiefgegangen. Die Königsberger hatten das Weihnachtsfest ohne große Tanne in der Stadt feiern müssen, weil sie wegen des damaligen Sturms hatte vorzeitig demontiert werden müssen. 2007 wurde vor dem Gebäude des Bürgermeisteramts eine neue Tanne errichtet. Sie wurde der Stadt von der Firma „Baucenter" gestiftet. Sie wiegt vier Tonnen und besteht aus 26 Teilen mit über 1500 Ästen aus feuerfestem Material. Die Tanne wurde so konstruiert, daß sie Windstöße bis zu Sturmgeschwindigkeiten von 150 Stundenkilometern aushalten kann. Die neue Tanne ist 20 Meter hoch, die bisherige hatte eine Höhe von 17 Metern. Es ist inzwischen Tradition, daß die Neujahrstanne in Königsberg bis zum 15. Januar stehen bleibt. Sie ist mit funkelnden Girlanden, Bändern und verschiedenfarbigen Kugeln geschmückt.

Traditionell findet in der Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar in Königsberg unter der Neujahrstanne ein feierliches Konzert örtlicher Künstlergruppen statt. Die öffentlichen Verkehrsmittel und Kleinbusse verkehren in der Neujahrsnacht bis um 5 Uhr in der Frühe.

Übrigens werden im gesamten Gebiet neuerdings nicht mehr nur Tannen geschmückt. Im Zentrum von Gumbinnen hat man außer der 17 Meter hohen Tanne auch eine 25 Meter hohe Eiche mit Girlanden verschönert, eine Attraktion für die Bürger.



Feinarbeit an der Neujahrstanne: Der künstliche Baum ist noch bis zum 15. Januar zu besichtigen. Foto: Tschernyschew

Mit einem Hilfstransport nach Lötzen

Der Erste und der Zweite Kreisvertreter betreuten die deutsche Volksgruppe in der Heimat

Um 5 Uhr morgens starteten der Erste und der Zweite Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Lötzen, Erhard Kawlath und Siegfried Koyro aus Hildesheim, ihre lange Fahrt von Kawlaths Wohnort Neumünster mit dem VW-Transporter. Der Transporter war voll beladen, so daß der Rückspiegel kaum frei war. Den Wagen hatte die Firma Michel, deren Ursprung Bartenstein im Ermland/Ostpreußen ist, leihweise zur Verfügung gestellt. Bei strömendem Regen erreichten die beiden gegen 17 Uhr Allenstein, wo sie im „Novohotel" übernachten. Sie hatten 900 Kilometer, überwiegend Bundesstraße, hinter sich.

Nach dem Frühstück ging es um 7 Uhr weiter nach Lötzen. Von Allenstein bis Lötzen hatten die beiden sieben große Baustellen mit Ampeln zu überwinden. Dazu kamen kleine Baustellen, wo die starken Kurven begradigt werden. Hier sieht man, wo die Gelder der Europäischen Union verbraucht werden. In Stürlack wurde Zwischenstation gemacht und das Automobil zum ersten Mal erleichtert. Dort wohnt eine arme deutsche vierköpfige Familie, nette bescheidene Leute. Die ältere Frau war zur Zeit sehr krank und lag im Bett. Sie meinte, die beiden sollten sich das nächste Mal anmelden, dann würde sie ein schönes Essen bereithalten.

Um 15 Uhr war Kawlath mit dem Geschäftsführer des Deutschen Vereins Walter Zantop im Hotel Wodnik in Lötzen verabredet. Er war aber gut in der Zeit, und so fuhren er und Koyro über das rund neun Kilometer von Lötzen entfernte Steintal nach Doben, einem landschaftlich wunderschönen Ort mit einer hübschen kleinen Kirche. Dort besuchten sie eine rund 35 Jahre alte Frau, die an Muskelschwund leidet und seit vielen Jahren an den Rollstuhl gefesselt ist. Es ist eine sehr ordentliche Familie. Der Mann arbeitet als Tierpfleger in Lötzen und ist handwerklich sehr geschickt. Die Tochter ist rund 14 Jahre alt. Die Frau saß zusammengekrümmt im Sessel, nur noch ein kleines „Häuflein". Sie konnte noch nicht mal den 50-Euro-Schein fassen, den sie erhielt. Bei den vorausgegangenen Begegnungen hatte Kawlath sich immer bücken müssen, damit sie ihn umarmen konnte. Hierzu war sie nun nicht mehr fähig. Sie sagte nur flüsternd danke, danke. Die Spende hatte Kawlath von einem ehemaligen Landsmann aus Widminnen erhalten, der nun in Mainz wohnt. Das Mädchen war sehr schüchtern und gehemmt. Sie bekam einen roten langen Schal und band ihn gleich um, dazu zwei neue T-Shirts. Der Mann erhielt drei guterhaltene Pullover, die von Kawlath selber stammten und eine schöne wattierte Winterjacke. Anschließend sahen Kawlath und Koyro zu, daß sie fortkamen, denn das Erlebte ging an ihre Nieren. Wer weiß, ob die junge Frau die Weihnacht 2008 noch überleben wird.

Die beiden gingen noch durch das kleine Dorf und wurden von den Einwohnern bestaunt, weil Kawlath von der Landschaft und vom Kirchlein Aufnahmen machte. Vom am Mauersee gelegenen Doben ist es nicht mehr weit nach Steinort. Besitzer waren die bekannten Lehndorffs. Die beiden verzichteten bei der Weiterfahrt auf das Mittagessen in einem Restaurant, da sie noch genügend „Stullen" im Gepäck hatten.

Walter Zantop war natürlich pünktlich da – als alter Masure –, und Kawlath entledigte sich des vielen Geldes. Er ist immer sehr froh, wenn er dies tun kann. Allein 4000 Euro hatte er von der Kreisgemeinschaft für die geplante neue Dacheindeckung mit. Dann begann das große Umladen in Walters Personenkraftwagen für die Weihnachtsfeier in der Begegnungsstätte. Allein 15 Marzipanstollen, fünf Pakete Bohnenkaffee, rund zehn Päckchen mit Weihnachtsgebäck, dazu Marzipanbrote und für die Kinderweihnachtsfeier Spielzeug, Kinderkleidung und einen blauen Sack mit Stofftieren ... Zwei nette Hilfskräfte vom Hotel, die Kawlath seit mehreren Jahren kennt, erhielten auch Geschenke. Dann wurden mitgebrachte Pakete an der Rezeption abgegeben, die Kawlath für Landsleute aus dem Kreis Lötzen mitgenommen hatte.

Um 11 Uhr begann das große Weihnachtsfest für die Senioren. Vorher kamen zwei Mann mit dem Lastkraftwagen und holten 3800 Einwegspritzen für das Muterhaus Bethanien (Preußenhaus) ab. Die Firma Transcoject aus Neumünster ist der größte Spender. Der große Raum der Begegnungsstätte mit rund 125 Quadratmetern Wohnfläche war sehr festlich geschmückt. Erschienen waren diesmal fast 80 Landsleute, sonst waren es meistens 120 und mehr. Viele fehlten wegen Krankheit. Nach der Zweiten Vorsitzenden, Barbara Ruzewicz, sprach Kawlath zu den Landsleuten, die er vorher alle einzeln mit Handschlag begrüßt hatte. Er berichtete, daß die Kreisgemeinschaft auch zu kämpfen hat, weil die Jugend fehlt und es laufend weniger Mitglieder werden, bedingt durch Krankheit und Todesfälle. Trotzdem konnte er ihnen zusagen, daß die Kreisgemeinschaft Lötzen zum Haupttreffen Ende August 2008 wieder 40 Landsleute einladen wird. Die Freude war groß. Alle gingen mit einer reichhaltigen Weihnachtstüte nach Hause. Viele erhielten noch eine gute Geldspende und mußten teilweise mit dem Bus noch 30 Kilometer nach Hause fahren.

Am nächsten Tag ging eine Fahrt nach Widminnen, Gr. Gablick, Lindenheim und weiter nach Treuburg. Das sind von Lötzen insgesamt 57 Kilometer. Alle Sa-

Fortsetzung auf Seite 16

Mit einem Hilfstransport nach Lötzen

Fortsetzung von Seite 15

chen wurden von Kawlath persönlich überreicht. Es gab viele Freudentränen. Die Familien in Gr. Gablick und Treuburg erhielten noch Geldspenden für schwerbehinderte Angehörige. Spät am Abend, um 21 Uhr, waren Kawlath und Koyro wieder im Hotel. Natürlich erhielten viele von Kawlath noch Bohnenkaffee. Dieser erfreut sich bei den Landsleuten im südlichen Ostpreußen einer besonderen Beliebtheit, weil die Polen ihn anders brennen als die Deutschen.

Am nächsten Tag hatten Kawlath und Koyro bereits um 9 Uhr ein Gespräch mit der Lötzener Bürgermeisterin Jolanta Piotrowska und drei Stadträten, darunter die Zuständige für Wirtschaft, die Kawlath bereits in Kiel bei einer kommunalpolitischen Veranstaltung kennengelernt hatte. Thema war die Sozialstation der Johanniter-Unfall-Hilfe. Das Problem ist, daß die Johanniter-Unfall-Hilfe in Schleswig-Holstein die Förderung nach zehn Jahren aufgibt. Davon betroffen sind auch zwölf weitere Stationen im südlichen Ostpreußen. Die Kreisgemeinschaft Lötzen hat weitere Unterstützung zugesagt, falls es denn zu einer Lösung kommt. Die Deutschen, die von den zwei Krankenschwestern im weiten Umkreis betreut werden, sind bitter enttäuscht. Die betroffenen Kreisvertreter haben keinen Einfluß auf diese Entscheidung. Der Dank der Johanniter an die Kreisgemeinschaft Lötzen für die enorme geleistete Arbeit und Hilfe war groß.

Am fünften Tag ging es – diesmal bei trockenem Wetter – wieder zurück Richtung Neumünster. Abends um 18 Uhr waren Kawlath und Koyro in Deutsch-Krone. Den Rest der Fahrt bewältigten sie am nächsten Tag über die A 20. Um 13 Uhr trafen sie in Neumünster ein. 2620 Kilometer hatten sie zurückgelegt. Auf der Rückfahrt war der Wagen mit vielen Honiggläsern für alle netten Freunde gut beladen.

Schon jetzt gehen Kawlaths Gedanken hin zu der Fahrt 2008. Oft wünscht er sich, daß doch einer von den treuen Spendern die Freude der Landsleute in Masuren miterleben könnte. *E. K.*



Im Büro der Bürgermeisterin Lötzens: Koyro, Ruzewicz, Zantop, Kawlath und Piotrowska (von links nach rechts) Foto: Kawlath

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

„Das Leben gleicht einer Reise, Silvester einem Meilenstein" – mit diesem Wort Theodor Fontanes möchte ich meine erste Familien-Kolumne im Neuen Jahr beginnen, obgleich der Altjahrsabend schon vorbei ist, wenn Ihr diese Zeilen lest. Ich halte nicht viel von lauthals verkündeten guten Vorsätzen – die dann doch nicht eingehalten werden –, aber so wie man auf einer langen Wegstrecke an einem Meilenstein stehen bleibt, so wollen wir es auch tun. Ein kurzes Atemschöpfen, dann geht es weiter auf der vorgezeichneten Route, ein nahtloser Übergang, denn wir nehmen unsern Pungel mit Fragen, Wünschen und Dankesbriefen mit. Da möchte ich aber zuerst einmal Dank sagen für die vielen guten Wünsche zum Weihnachtsfest und Jahreswechsel, manche von Leserinnen und Lesern, die ich nicht kenne und die mir noch nie geschrieben haben, die ganz einfach nur sagen möchten, wie gut ihnen unsere Ostpreußische Familie gefällt, und daß sie sich ihr verbunden fühlen. Andere schickten Gedichte und kleine Geschichten, zumeist Erinnerungen an die Heimat, manche mit der Bitte, diese doch zu veröffentlichen, und das so kurz vor dem Fest, daß dies zeitlich unmöglich war. Und jetzt im Neuen Jahr wollen wir ja nichts mehr von Weihnachtsmusik und Christkind in der Krippe lesen – oder doch? Da meldet sich nämlich eine Leserin mit der besorgten Frage: „Und was macht unser Christkind?" und meint damit den kleinen **Mantas Stankevic** aus Litauen, von dem wir in jedem Jahr in der Weihnachtsausgabe berichten – aber diesmal war nichts von ihm zu lesen. Was war geschehen? Vergessen – oder ging es ihm wieder schlecht? Hatte er einen Rückfall erlitten? Oder hatten wir ganz einfach kein Interesse mehr an seinem Schicksal, an dem unsere Ostpreußische Familie so regen Anteil genommen und geholfen hatte, es zu meistern?

Keine Sorge – nichts von alledem! Allerdings hatten wir – und damit meine ich vor allem Herrn Dr. **Detlef Arntzen** und mich – die doch gehabt, denn weder Mantas noch seine Mutter hatten sich in den letzten Monaten gemeldet. Detlef Arntzen rief vergeblich an, bekam nie einen Anschluß. Was war passiert? Die Ungewißheit blieb bis kurz vor dem Fest, auch dann, als unsere Weihnachtsausgabe schon fertig war. Also keine Mantas-Geschichte! Und dann kam der Anruf, der die Lösung brachte: Mutter **Raßa** hatte lange in der Klinik gelegen, weil eine schwere Geburt bevorstand, die dann kurz vor dem Fest glücklich verlief. Da inzwischen in ihrer Wohnung das Telefon gestohlen wurde, konnte sie nicht anrufen, als sie wieder zu Hause war. Auch Mantas hatte einen Klinikaufenthalt hinter sich – kleiner Schock, hatte es einen Rückschlag gegeben? Dann Aufatmen: Es war nur eine Routineuntersuchung gewesen, denn die litauischen Ärzte sind sehr an dem Fall interessiert, der wirklich ungewöhnlich ist und der dank deutscher Hilfe eine kaum glaubhafte, glückliche Wendung genommen hat.

Wir wollen noch einmal die Geschichte kurz aufrollen, weil sie für unsere neuen Leserinnen und Leser sonst nicht verständlich ist. Sie beginnt auf eines Ostpreußenreise des in Königsberg beheimateten, jetzt in Hamburg lebenden Dr. Detlef Arntzen, der im Sommer 1998 in Ruß von einer älteren Frau angesprochen wurde, einer Deutschen, die dort geblieben war. Sie bat für ihren vierjährigen Urenkel um ein paar alte „Koddern", weil „dem Jungchen immer alles aus dem Bauch läuft": Es fehlten dem Kind verschiedene Organe im Unterleib, oder sie waren mißgebildet, so daß seine Lebenserwartung nur noch kurz schien. Detlef Arntzen schickte nicht nur jede Menge Windeln nach Ruß, sondern rief eine allein auf Privatinitiative beruhende Hilfsaktion ins Leben. Durch die Veröffentlichung dieses tragischen Kinderschicksals in verschiedenen Medien – und besonders in unserer Zeitung – kamen genügend Spenden zusammen, so daß Mantas mit Mutter Raßa und Urgroßmutter **Ursula Jakumeit** in die Bundesrepublik Deutschland kommen konnte, wo in Kiel eine Erstuntersuchung erfolgte, der sich dann im Laufe der Jahre mehrere Operationen und Nachuntersuchungen in norddeutschen Kliniken anschlossen. Die deutschen Ärzte bewirkten, daß der nun 13jährige Mantas ein völlig normales Leben führen kann. Er hat sich nicht nur zu einem hübschen, aufgeweckten Jungen entwickelt, sondern treibt Sport und glänzt auch durch gute Leistungen auf dem Gymnasium. Jetzt freut er sich über das kleine Brüderchen. Es ist vorgesehen, daß Mantas in diesem Sommer zur vielleicht letzten Nachuntersuchung nach Hamburg kommt. Unser Landsmann Detlef Arntzen, der Mutter und Sohn auf ihren Aufenthalten in der Bundesrepublik umsorgt, ist nun beruhigt, daß es seinem Schützling gut geht. Und wir auch.

Greifen wir weiter in unsern Pungel. Da übersandte mir unser Leser **Erich Kibbat** die Kopie eines Briefes, den er an Frau **Waltraud Krawielitzki** geschrieben hatte, die nach dem im Kreis Insterburg gelegenen ehemaligen Rittergut Krusinn suchte, weil ihr Großvater dort Verwalter gewesen war. Sie hatte es aber auch auf keiner Karte gefunden, es war wie vom Erdboden verschwunden. Einige Hinweise konnte ich ihr auf Grund meiner Nachforschungen geben, aber einen sehr konkreten übermittelte ihr nun Herr Kibbat. So akribisch, daß Frau Krawielitzki – die unsere Ostpreußische Familie bis dato noch gar nicht kannte – nun bei ihrem nächsten Ostpreußenbesuch die richtige Stelle finden wird, wo einmal Krusinn stand – vielleicht entdeckt sie noch einige von Unkraut überwucherte Fundamentreste. Herr Kibbat weist ihr den Weg: „Auf der ehemaligen Reichsstraße 1 Richtung Gumbinnen, etwa fünf Kilometer hinter Insterburg bei Walkenau rechts abbiegen, Richtung Angerapp. Nach 3,5 Kilometer erreichen Sie Krusinn. Auf halber Wegstrecke überqueren Sie die Bahnstrecke nach Gumbinnen." Herr Kibbat hat zu jedem der genannten Orte auch die alten deutschen Namen (vor 1938) und die jetzigen russischen aufgeführt und einen Kartenauszug beigefügt. Also wenn das keine Auskunft ist! Vielen Dank, lieber Landsmann, für Ihre Mühe. Ja, liebe Frau Krawielitzki, das ist unsere Ostpreußische Familie!





Ruth Geede Foto: privat

Was die bewirkt, konnte auch Frau **Irene Marie Marchewa** feststellen, deren Buch „Der alte Stopfpilz – Von Ostpreußen nach Mecklenburg" ich erwähnt hatte. Sie schreibt: „Viele Landsleute haben sich daraufhin bei mir gemeldet. Ich brauchte schon bald jemand, der meine Post beantwortet. Zu allem Unglück streikte auch noch mein PC, und in den letzten Wochen war ich viel unterwegs. Zweimal in Straßburg beim Europäischen Parlament und in Berlin, dort Reichstagsauftritte mit dem Vertriebenen-Verband." Schön, wenn man so aktiv ist, bleiben Sie weiter so.

Die Suche von Frau **Hannelore Bremser**, die sie auch erst spät zu unserer Ostpreußischen Familie führte, nach der ersten Frau ihres Vaters **Willy Ullendorf** und dessen blinder Tochter aus Tilsit hat nun zu einem brauchbaren Ergebnis geführt: Die Mutter **Gertrud** Ullendorf geborene **Litzenberg** gilt als vermißt, die Tochter **Elly Lawrenz** ist 1985 in einem Blindenwohnheim verstorben. Diese Auskünfte konnte der Kirchliche Suchdienst erteilen. Aus Tilsit hatte sich leider niemand gemeldet, der die Familie Ullendorf aus der Dragonerstraße kannte. Das Ehepaar, das 1924 geheiratet hatte, soll auch noch einen Sohn gehabt haben, über diesen gibt es aber keine Angaben, vielleicht ist er schon im Kindesalter verstorben. Frau Ullendorf dürfte bis zuletzt in Tilsit gewohnt haben. Da sie als vermißt gilt, könnte sie beim Russeneinfall oder auf der Flucht umgekommen sein. Vielleicht erinnern sich jetzt ehemalige Bekannte an die Familie. Für Frau Bremser sind die vorhandenen Angaben schon sehr wichtig, denn sie hatte von der Existenz dieser Familienangehörigen erst nach dem Tod ihres Vaters erfahren.

Und nun noch einige Auszüge aus unserer Familien- Festtags-Post, über die ich mich besonders gefreut habe und die ich gerne an unsere große Leserschar weitergeben möchte.

„Ja, ja, es ist Weihnachten, und das weitet das Herz. Aber es ist eher so, daß ich jetzt mehr Zeit habe als sonst und Ihnen endlich einmal schreiben kann, was ich ihnen schon lange sagen wollte. Ich bin kein Ostpreuße und auch kein sonstiger Vertriebener, und doch lese ich die Ostpreußische Familie immer wieder gern, weil mich die Schicksale anrühren, die dort von Ihnen immer ebenso kundig wie menschenfreundlich verhandelt werden. Vielen herzlichen Dank für diesen unermüdlichen Liebesdienst an diesen Opfern!" (Aus einer E-Mail von Herrn Dr. **Dirk Bavendamm**, Reinbek)

„Ihre Art, mein Anliegen der Ostpreußischen Familie nahegebracht zu haben, hat mich sehr berührt. Ich danke Ihnen für Ihre einfühlsamen Worte und hoffe auf die gewünschte Reaktion. Im Januar werde ich mit meiner jüngsten Tochter auf Spurensuche gehen. Vielleicht kann ich in ‚Snopki' oder gar in Johannisburg etwas über das besagte Lager erfahren." (Aus einem Fax von Herrn **Wernfried Lange**, Eutin, dessen Anliegen wir in Folge 50/07 brachten.)

„Sie hatten sich auf Veranlassung von Frau **Karin zu Knyphausen** die große Mühe gemacht, einen Artikel zu veröffentlichen, der eine Suchmeldung zu der Königsberger Familie **Wolff** enthält, von der meine Mutter abstammt. Ich möchte ihnen meinen tiefsten Dank aussprechen, denn Sie haben mir damit einen sehr wertvollen Dienst bei der Suche nach meinen Vorfahren erwiesen. Ich bin voll guter Hoffnung, daß Ihre präzisen Angaben mit den vielen Einzelheiten zum Erfolg führen, und daß sich vielleicht jemand meldet, der mir verwandt ist oder der mir zusätzliche Informationen geben kann. Ich habe meine näheren Verwandten Wolff, die in England leben, von Ihren Bemühungen erzählt und Ihnen eine Kopie Ihres Artikels zukommen lassen. Sie sind ebenso gespannt wie ich, ob jemand reagieren wird. (Aus einem Brief von Frau **Marie Louise von Schack**, Lausanne.)

Und wir sind auch gespannt, welche Erfolge uns dieses Jahr bringen wird. Für die alten aber auch für die neuen Suchwünsche, die schon in meinem Pungel warten. Lassen wir den Meilenstein hinter uns und wandern zusammen weiter ...

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„**Unsere Familie**" auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Inflation und Konsumrausch

Von Jurij Tschernyschew

Jahresanfang ist im Königsberger Gebiet traditionell Preiserhöhungszeit. Schon Ende des letzten Jahres betrug die Inflation offiziell zwölf Prozent. Vorausgesagt worden waren hingegen nur acht. Experten sagen, daß die Lebensmittel in den beiden letzten Wochen des alten Jahres um 15 bis 20 Prozent teurer geworden seien. Im Schnitt müßten die Königsberger für ihren Festtagstisch 30 Prozent mehr zahlen als im Vorjahr. Außerdem liegt ab Beginn dieses Jahres der Gaspreis um durchschnittlich ein Viertel über dem des Vorjahres. Gasprom versucht, in der Russischen Föderation die Inlandspreise für Gas auf das Niveau der Weltpreise zu heben. Für Fernwärme steigen die Preise um zwölf Prozent, für Strom um 14 Prozent. Gegen Ende Januar werden in Königsberg auch die Preise für andere Leistungen der kommunalen Betriebe steigen. Ein Kubikmeter Wasser wird 13 Prozent mehr kosten, während die sonstigen Umlagen für einen Quadratmeter Wohnraum um 19,5 Prozent ansteigen. Dabei ist mit einer Verbesserung der Dienstleistungen nicht zu rechnen. Des weiteren soll die Nutzung des öffentlichen Personennahverkehrs um die Hälfte teurer werden. Im neuen Jahr 2008 fallen die Preiserhöhungen also deutlich höher aus als gewöhnlich.

Viele Königsberger scheint das jedoch nicht in ihrem Konsumverhalten zu bremsen. Anstatt „den Gürtel enger zu schnallen" und zu sparen, tun sie das Gegenteil. An den Dezemberwochenenden waren die Supermärkte voll von Menschen, die ihr Geld dort lassen wollten. Groß war die Zahl derer, die mit Paketen unterschiedlichsten Ausmaßes die Läden verließen. Die Verkaufsrenner waren Unterhaltungselektronik und Computer. Besonders gefragt waren diesmal Plasma- und LCD-Fernseher in der Preisklasse zwischen umgerechnet 1000 und 2000 Euro. Von einem Rückgang der Kauflust kann keine Rede sein. Dafür gibt es zwei Gründe. Zum einen wollen die Königsberger ihren materiellen Wohlstand zeigen und damit vor Bekannten und Nachbarn prahlen, zum anderen führt die Inflationsangst zu einer Flucht in die Sachwerte, und seien es vergleichsweise wertstabile Konsumartikel.




Wir gratulieren ...

ZUM 103. GEBURTSTAG

Schirrmacher, Hedwig, **geb. Victor,** aus Maihof, Kreis Lyck, und Upalten, Kreis Lötzen, jetzt Trittauer Straße 41, 22952 Lütjensee, am 13. Januar

ZUM 102. GEBURTSTAG

Biallas, Emilie, **geb. Poplawski,** aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Jupiterstraße 7 a, 33739 Bielefeld, am 10. Januar

ZUM 101. GEBURTSTAG

Lange, Hildegard, **geb. Dobrindt,** aus Wehlau, Kirchenplatz, Kreis Wehlau, jetzt Germanenweg 2, 31760 Detmold, am 12. Januar

ZUM 99. GEBURTSTAG

Hähermann, Jutta, **geb. Schwabe,** aus Bilderweitschen und Königsberg, jetzt bei Port, Im Lieschen Pütten 4, 21483 Kurkow, am 18. Dezember

ZUM 98. GEBURTSTAG

Franz, Edith, **geb. Scheffer,** aus Berningen, Kreis Ebenrode, jetzt Schulweg 3, 39615 Seehausen, am 1. Januar

Knorr, Anna, **geb. Schmidt,** aus Pr. Eylau, Mühlenweg 1, jetzt Bresslauer Weg 14, 31275 Lehrte-Sievershausen, am 25. Dezember

ZUM 97. GEBURTSTAG

Ebert, Elisabeth, **geb. Gollkowsky,** aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Lion-Feuchtwanger-Straße 33, 18435 Stralsund, am 10. Januar

Lange, Frieda, **geb. Boeck,** aus Warten, Kreis Elchniederung, jetzt Hussitenstraße 54, 13355 Berlin, am 12. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Buhren, Anna, **geb. Jogmin,** aus Dannenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Lortzingstraße 11, 47226 Duisburg, am 7. Januar

Gollub, Hildegard, **geb. Kraffzik,** aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Friedehorst, Haus 18/1, Rotdornallee 64, 28717 Bremen, am 11. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Bradka, Hedwig, **geb. Kutrieb,** aus Glauch, Kreis Ortelsburg, jetzt Haus 5, 16918 Freyenstein, am 13. Januar

Filon, Martha, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Trappenweg 10, 58119 Hagen, am 12. Januar

Haekel, Richard, aus Gollen, Kreis Lyck, jetzt Rheinstraße 87, 76870 Kandel, am 10. Januar

Schulz, Helmut, aus Lyck, Bismarckstraße, jetzt Wilhelm-Raabe-Straße 12, 04416 Markkleeberg, am 8. Januar

Sobottka, Heinz, aus Theerwisch, Kreis Ortelsburg, jetzt Tondernstraße 12, 26127 Oldenburg, am 3. Januar

Winefeld, Erich, aus Wilkendorf, Kreis Wehlau, jetzt Altwick 15, 77955 Ettenheim, am 13. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Brozio, Gertrud, **geb. Starra,** aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Blockwinkel 55, 27251 Scholen, am 8. Januar

Daum, Karla, aus Ortelsburg Brauerei, jetzt Eitel-Fritz-Straße 13, 14129 Berlin, am 2. Januar

Lenz, Hilde, **geb. Krumm,** aus Leegen, Kreis Ebenrode, jetzt Am Norderfeld 18, 18347 Ostseebad Wustrow, am 9. Januar

Lutat, Leni, **geb. Spade,** aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Auguststraße 25, 45661 Recklinghausen, am 13. Januar

Naujeck, Anna, **geb. Trumpa,** aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Dr.-Mager-Straße 4, 99310 Arnstadt, am 10. Januar

Steinweg, Martha, **geb. Kyek,** aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Schulstraße 37 A, 44289 Dortmund, am 2. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Borchert, Emma, **geb. Kestan,** aus Auerswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Dech jetzt Dechanei 5, 52372 Kreuzau-Boich, am 9. Januar

Warda, Erna, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 1, 03149 Trebendorf, am 9. Januar

Wunderlich, Else, **geb. Wunderlich,** aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Heinrich-Pfeiffer-Straße 7, 99974 Mühlhausen/Thüringen, am 12. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Bahlo, Gertraud, **geb. Sewzik,** aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Heinrich-Heine-Straße 52, 28211 Bremen, am 9. Januar

Christoph, Gertrud, **geb. Szabang,** aus Kreis Elchniederung, jetzt Ölbachweg 9, 58455 Witten, am 8. Januar

Funk, Paul, aus Sorthenen, Kreis Samland, jetzt Dorfstraße 9, 23812 Wahlstedt, am 10. Januar

Heckert, Lorens, aus Ortelsburg, jetzt Zaunerstraße 15, 80997 München, am 10. Januar

Kasparek, Ottilie-Eva, aus Neufließ, Kreis Ortelsburg, jetzt Graudenzer Weg 3, 22049 Hamburg, am 4. Januar

Paulsen, Elisabeth, **geb. Cytrich,** aus Rogallen, Kreis Lyck, jetzt Gladbacher Straße 4, 50374 Erftstadt, am 13. Januar

Reuter, Emma, **geb. Salecker,** aus Hainau, Kreis Ebenrode, jetzt Libellenpfad 5, 56072 Koblenz, am 1. Januar

Schlüter, Irmgard, **geb. Schmidt,** aus Rehbusch, Kreis Ebenrode, jetzt Baserstraße 19, 12205 Berlin, am 12. Januar

Trautmann, Marta, **geb. Kerwel,** aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Wacholderweg 14, 27412 Wilstedt, am 7. Januar

Warda, Gertrud, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Beethovenstraße 52, 53773 Hennef, am 9. Januar

Weißfuß, Herbert, aus Freudenfeld, Krugdorf, Kreis Wehlau, jetzt Birkenweg 22, 30952 Ronnenberg, am 10. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Borkowski, Ottilie, **geb. Orzelski,** aus Hohenwerder, Kreis Ortelsburg, jetzt Lihtenberger Straße 11, 45699 Herten, am 8. Januar

Braun, Herta, **geb. Dannappel,** aus Kalkhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Hausstockweg 57 Wohnung, 12107 Berlin, am 15. Dezember

Buttgereit, Lotte, **geb. Borm,** aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Castorper Straße 233, 45665 Recklinghausen, am 11. Januar

Czesnat, Frieda, **geb. Petzelies,** aus Haldenau, Kreis Ebenrode, jetzt Ostlandring 69, 24955 Harrislee, am 12. Januar

Höchst, Hildegard, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt Steinnocken 45, 58256 Ennepetal, am 10. Januar

Krause, Frieda, **geb. Rehfeld,** aus Frischenau, Kreis Wehlau, jetzt Mautner Straße 250, 84489 Burghausen, am 9. Januar

Schawaller, Fritz, aus Rehbusch, Kreis Ebenrode, jetzt Stettiner Straße 94, 69469 Weinheim, am 6. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Baumgärtner, Irmgard, **geb. Kramer,** aus Ortelsburg, jetzt Caroline-Fürgang-Straße 5, 73431 Aalen, am 4. Januar

Comm, Gertrud, **geb. Westphal,** aus Wolittnick, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kirschenknapp 5, 42555 Velbert, am 13. Januar

Dürr, Christel, **geb. Heinrich,** aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Herrenstraße 9, 94469 Deggendorf, am 1. Januar

Geyer, Paul, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Karl-Marx-Straße 23, 06526 Sangerhausen, am 10. Januar

Heinemann, Ruth, **geb. Sütterlin,** aus Grünsee, Kreis Lyck, aus Rührsbrook 6, 24226 Heikendorf, am 10. Januar

Hofmann, Lieselotte, **geb. Kelch,** aus Wolfsee, Kreis Lötzen, jetzt Röntgenstraße 8, 24537 Neumünster, am 13. Januar

Hübscher, Charlotte, **geb. Kaminski,** aus Heldenfelde, Kreis Lyck, jetzt Bingerhof 5, 99734 Nordhausen, am 13. Januar

Kablowski, Rudi, aus Lank, Kreis Heiligenbeil, jetzt Teichstraße 13, 34474 Diemelstadt, am 4. Januar

Karlisch, Werner, aus Lötzen, jetzt Priembergweg 56, 45257 Essen, am 10. Januar

Kowalzig, Horst, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Am Bahnhof 2, 51491 Overath, am 13. Januar

Kruppa, Erich, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Brinkhofstraße 79, 58642 Iserlohn, am 9. Januar

Kühn, Olga, **geb. Schulz,** aus Kl. Rautenberg, Kreis Braunsberg, jetzt Karlstraße 19, 45891 Gelsenkirchen, am 3. Januar

Kugge, Gertrud, aus Gorlau, Kreis Lyck, jetzt Ernst-Heilmann-Grund 5, 31139 Hildesheim, am 7. Januar

Kunze, Arnold, aus Tapiau, Neustraße, Kreis Wehlau, jetzt Eichendorffstraße 6, 34537 Bad Wildungen, am 9. Januar

Kuprat, Ilse, **geb. Gahr,** aus Gauleden, Kapkeim, Kreis Wehlau, jetzt Gartenstraße 67, 53518 Adenau, am 13. Januar

Laszig, Hedwig, **geb. Diehl,** aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Blumenstraße 70, 55743 Idar-Oberstein, am 3. Januar

Liebentraut, Elfriede, **geb. Skrzippek,** aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Kentzlerdamm 18 A, 20537 Hamburg, am 13. Januar

Marlowitz, Erika von, aus Freythen, Kreis Ortelsburg, jetzt 8 Bladud Buildings, Bath Avon, Großbritannien, am 6. Januar

Petersen, Emma, **geb. Hoffmann,** aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Ruhwinkel 3 D, 24994 Medelby, am 11. Januar

Rasemann, Gertrud, **geb. Mohnitz,** aus Lyck, Memeler Weg 5, jetzt Kollwitzring 147, 22115 Hamburg, am 13. Januar

Rippolz, Thekla, **geb. Pingel,** aus Graiwen, Kreis Lötzen, jetzt Rahlstedter Straße 39 b, 19057 Schwerin, am 11. Januar

Romanowski, Manfred-Ludwig, aus Wiesendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Landgraben 38, 23556 Lübeck, am 13. Januar

Salecker, Kurt, aus Ebenrode, Jahnstraße 2, jetzt Grossmattenweg 8, 79249 Merzhausen, am 7. Januar

Schückram, Hildegard, **geb. Senkler,** aus Paterswalde, Mitte, Kreis Wehlau, jetzt Ebräerstraße 6, 14467 Potsdam, am 10. Januar

Schulz, Hildegard, **geb. Knizia,** aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Lange Straße 17, 14656 Brieselang, am 4. Januar

Sembach, Ruth, **geb. Pilchowski,** aus Lyck, Blücherstraße 2, jetzt 7050 Sunset Drive S.#411, S. Pasadena/Florida 33707, USA, am 13. Januar

Skomroch, Marie, **geb. Rojek,** aus Wildenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Kathenweg 4, 46459 Rees, am 6. Januar

Strycker, Hildegard, **geb. Mertinkat,** aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Theodor-Storm-Straße 37, 22926 Ahrensburg, am 1. Januar

Thierbächer, Heinz, aus Mohrungen, jetzt Am Dornbusch 1, 34266 Niesetal, am 5. Januar

Zimmermann, Christel, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Küpperstraße 37, 44791 Bochum, am 9. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Aarsen, Ruth van, **geb. Brandt,** aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Akazienweg 1, 79385 Rheinhausen, am 11. Januar

Behrendt, Helmut, aus Willenberg-Abbau, Kreis Ortelsburg, jetzt Sandbergstraße 9, 24558 Wakendorf, am 1. Januar

Böhnke, Helmut, aus Grünbaum, Kreis Elchniederung, jetzt Tanneck 11, 25557 Hanerau-Hademarschen, am 10. Januar

Bohn, Artur, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Martinsruether Straße 11, 95031 Hof, am 10. Januar

Brandtner, Margarete, **geb. Kalchert,** aus Rehbusch, Kreis Ebenrode, jetzt Hauptstraße 25, 94486 Osterhofen, am 1. Januar

Cassel, Christel, **geb. Reipa,** aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 26, 23683 Scharbeutz, am 12. Januar

Diesler, Dorothea, **geb. Diesler,** aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Kirchheimer Straße 24, 73760 Ostfildern, am 9. Januar

Dillmann, Edeltraut, **geb. Gennies,** aus Rodental, Kreis Lötzen, jetzt 6921 Pleasant Hill Rd., Bradento, Fl. 34203, USA, am 12. Januar

Friedrich, Ingrid, **geb. Rippke,** aus Groß Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Uhlenkamp 17, 31228 Peine, am 9. Januar

Gissel, Gertrud, **geb. Kadelka,** aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Höden 17, 21789 Wingst, am 8. Januar

Gnoth, Elfriede, **geb. Mühl,** aus Rummau-West, Kreis Ortelsburg, jetzt Johannastraße 11, 46537 Dinslaken, am 2. Januar

Guttowski, Heinz, aus Treuburg, Bahnhofstraße, jetzt Aachener Straße 307, 50931 Köln, am 3. Januar

Jodeit, Irmtraut, **geb. Krech,** aus Dullen, Kreis Treuburg, jetzt Hermannshausenstraße 32, 26197 Großenkneten, am 9. Januar

Jorzenuk, Hans, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Vierenbergstraße 8, 32108 Bad Salzuflen, am 1. Januar

Kaden, Erika, aus Gorlau, Kreis Lyck, jetzt Göhrener Weg 11, 09544 Neuhausen, am 8. Januar

Kassebaum, Ursula, **geb. Krupka,** aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Görtzer Straße 4, 39218 Schönebeck, am 5. Januar

Keisker, Hildegard, **geb. Ostrowski,** aus Treuburg, Legasteg 71, jetzt Schlesierstraße 8, 25764 Wesselburen, am 12. Januar

Keske, Lotte, **geb. Schwarz,** aus Sonnenmoor, Kreis Ebenrode, jetzt Kürenbergweg 12, 45279 Essen, am 10. Januar

Kiel, Otto, aus Lyck, jetzt Rodenbecker Straße 45, 32427 Minden, am 7. Januar

Kitzing, Luitgard, **geb. Kilimann,** aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hahnenstraße 20, 30167 Hannover, am 10. Januar

Kompa, Werner, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Friesenstraße 10, 45770 Marl, am 12. Januar

Mross, Horst, aus Lyck, v. Ludendorfstraße 32, jetzt Tannenweg 3, 51503 Rösrath, am 8. Januar

Paprotta, Otto, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Waldstraße 4, 65843 Sulzbach, am 11. Januar

Rieleit, Christel, **geb. Rieleit,** aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Am Nesselbusch 7, 09648 Altmittweida, am 9. Januar

Rundt, Hanne-Lore, **geb. Radzio,** aus Lyck, Danziger Straße 31, jetzt Bergstraße 8, 23883 Seedorf, am 8. Januar

Schell, Ilse, **geb. Radeck,** aus Grammen, Kreis Ortelsburg, jetzt Schloßstraße 8, 04736 Waldheim, am 10. Januar

Schiemann, Günter, aus Wehlau, Wasserwerkstraße, jetzt Hoxtrup 2, 25884 Viöl, am 8. Januar

Siebert, Hilda, **geb. Konrad,** aus Deutschendorf, Kreis Pr. Holland, jetzt Am Nessenberg 6, 23779 Neukirchen, am 11. Januar

Steputtis, Lieselotte, **geb. Müller,** aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Lukanstraße 4, 34626 Neukrichen, am 8. Januar

Temme, Irmgard, **geb. Klotzbücher,** aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Am Nössel 1 A, 34132 Kassel, am 5. Januar

Wicken, Ruth, **geb. Kowalzik,** aus Treuburg, Bussestraße 4, jetzt Südstraße 2, 47647 Kerken, am 9. Januar

Wilbrand, Günter, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Hanfelder Straße 43 b, 82319 Starnberg, am 13. Januar

Woynowski, Hildegard, aus Skomanten, Kreis Lyck, jetzt Sachtlebenstraße 6, 16321 Eichwerder bei Bernau, am 7. Januar

Zastrau, Erich, aus Wittingen, Kreis Lyck, jetzt Thalenweg 4, 57258 Freudenberg, am 9. Januar

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Achtung! Adressänderung!

Hamburg – Ab dem 15. Februar 2008 hat die Landsmannschaft Ostpreußen sowie die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* eine neue Anschrift. Sämtliche Briefpost bitte ab diesen Zeitpunkt an die Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Lahr – Sonntag, 6. Januar, 11.15 Uhr, Neujahrsumtrunk zusammen mit dem BdV-Lahr in der „Krone“.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 19. Januar, 17 Uhr, Treffen der Gruppe zum Grützwurstessen im „Platengarten“. Bitte gute Laune und lustige Beiträge mitbringen.

Bamberg – Mittwoch, 16. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade.

Kitzingen – Freitag, 11. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum „Kappen“-Nachmittag im „Deutscher Kaiser“, Kitzingen. Lustige Beiträge sind jederzeit willkommen.

Landshut – Dienstag, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung im „Zur Insel“.



BERLIN

Vorsitzender: R. Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstr. 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, Tel.: (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der Geschäftszeit: M. Becker, Tel.: (0 30) 7 71 23 54



Frauengruppe der LO – Mittwoch, 9. Januar, 13.30 Uhr, „Die Wille“, Wilhelmstraße 115, 10963 Berlin. Es gibt Gedichte und kurze Geschichten über Ostpreußen. Anfragen: Marianne Becker, Telefon 7 71 23 54.



Heilsberg – Sonnabend, 19. Januar, 16 Uhr, Clubhaus Lankwitz, Gallwitzallee 53, 12249 Berlin. Faschingfeier. Anfragen: Benno Böse, Telefon 7 21 55 70.



Rößel – Sonnabend, 19. Januar, 16 Uhr, Clubhaus Lankwitz, Gallwitzallee 53, 12249 Berlin. Faschingsfeier. Anfragen: Ernst Michutta, Telefon (0 56 23) 66 00.



BREMEN

Vors.: H. Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Str. 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Tel. (04 21) 51 06 03, Heilbronner Str. 19, 28816 Stuhr

Bremen-Nord – Am 10. Mai fährt die Gruppe zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Fahren Sie doch einfach mit. Anmeldungen bitte bis zum 10. Januar 2008 bei W. Schröder, Telefon (04 21) 48 34 24.

Bremerhaven – Freitag, 18. Januar, 12.30 Uhr, Kohl- und Pinkelessen in der Gaststätte Am Bürgerpark. Die Wanderer Treffen sich schon um 11.30 Uhr am Eingang Bürgerpark. Anmeldungen bis zum 10. Januar 2008 unter Telefon 8 61 76. – Berlin, Berlin – wir fahren nach Berlin! Zum Deutschlandtreffen fährt die Gruppe mit der Firma Stockfisch-Reisen. Zeitraum 9. bis 11. Mai. Leistungen: Hin- und Rückreise mit einem komfortablen Reisebus, Frühstück auf der Hinreise in Neustadt-Glewe, zwei Übernachtungen im Hotel Berlin mit Frühstücksbüfett, Transfer zum und vom Messegelände (Ostpreußentreffen), Stadtrundfahrt Berlin (10. Mai). Preis: 195 Euro im DZ, 240 Euro im EZ. Interessenten aus den drei anderen Landsmannschaften sind herzlich eingeladen mitzufahren.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 17. Februar, 14 Uhr, die Fahrt zur Dittchenbühne muß leider entfallen! Die Theateraufführung wird auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Eventuelle Rückfragen an W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20. Vielen Dank für Ihr Verständnis.

HEIMATKREISGRUPPE



Heiligenbeil – Ostpreußentreffen 2008 in Berlin. Die Heimatgruppe Heiligenbeil bietet allen Landsleuten, die zum Treffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. und 11. Mai 2008 die Möglichkeit, an diesem Treffen teilzunehmen. Reisebeginn am 8. Mai. Reiseverlauf: 1. Tag: Fahrt von Hamburg nach Potsdam, Besucht des Schloßgartens von Sanssouci, sowie den bekannten Weingarten, anschließend Besichtigung von Schloß Sanssouci. 2. Tag: Fahrt in den Spreewald mit Kahnfahrt, Mittagessen, Besuch des Freilandmuseums mit Führung. Zum Abschluß Besuch beim Spreewaldmüller. 3. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen. 4. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen, gegen 15 Uhr erfolgt die Heimfahrt. Preis bei Halbpension im DZ 240 Euro, inklusive Reiserücktrittversicherung, pro Person. EZ-Zuschlag 309 Euro. Anmeldung bis 20. Januar bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.



Insterburg – Mittwoch, 6. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung. Jahresrückblick und Kappenfest im „Zum Zeppelin“, Veranstaltungsraum Empore, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 8. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Wiesbaden – Mit einem Diavortrag zum 150. Geburtstag von Hermann Sudermann würdigte der Vorsitzende Dieter Schetat das literarische Schaffen des ostpreußischen Schriftstellers, der mit 36 Dramen, 34 Romanen / Novellen und rund 100 Gedichten Weltgeltung erlangte und neben Gerhard Hauptmann zu den führenden Dramatikern des deutschen Naturalismus zählte. Allerdings mußte sich Sudermann anfänglich der zeitgenössischen Theaterkritik zur Wehr setzen, die in ihm nur den „kalten Techniker“ und einen „Effekthascher ohnegleichen“ sahen. Nach seinen Romanen „Frau Sorge“ und „Der Katzensteg“ sowie den großen Bühnenerfolgen von „Die Ehre“ und „Heimat“ schloß sich recht schnell ein Werk nach dem anderen an. Als „ein großes und bleibendes Meisterwerk der deutschen Literatur“ bezeichnete der österreichische Dichter und Schriftsteller Franz Werfel Sudermanns „Litauische Geschichten“, die 1917 erschienen. In seinen Erzählungen nimmt sich Sudermann besonders seiner ostpreußischen Heimat an, und wie Honoré de Balzac ist er leidenschaftlicher Beobachter der menschlichen Gesellschaft, die er in allen ihren Begierden und Ausschweifungen darstellt. Zitate des Referenten aus Werken des Schriftstellers gaben einen Eindruck davon. Agnes Miegel schreibt Sudermann das Verdienst zu, als erster „Ostpreußen für die Literatur“ entdeckt zu haben. Er war der meistgespielte Dramen-Autor und nahm auch bei der Verfilmung seiner Werke mit insgesamt 45 Spielfilmen den Spitzelplatz unter den deutschen Schriftstellern ein. Bilder von der Dreharbeiten des Films „Die Reise nach Tilsit“, dessen Außenaufnahmen 1939 teilweise in Tilsit entstanden, ließen Erinnerungen an die Filmereignisse aufkommen. In seinem Heimatgebiet wird Sudermann auch heute noch ein ehrendes Gedenken zuteil. So hat die Lehrerin Valentina Gasaljan in der Tilsiter Schule Nr. 1 ein Museum in der früheren Wohnung des deutschen Schulleiters eingerichtet, das unter anderem auch an den am 30. September 1857 im memlländischen Matzicken bei Heydekrug geborenen Dramatiker und Erzähler erinnert. Bemerkenswert, das Interesse der Schüler der Hermann-Sudermann-Schule in Memel an diesem großen Ostpreußen. Seinen 1902 erworbenen Landsitz Blankensee mit Schloß und großem Park, wo „es so hold und lieblich war, daß ich kaum weg möchte“, empfand Sudermann als sein irdisches Paradies. Im ersten Stock des Gebäudes erinnert ein Sudermann-Zimmer an den Dichter. Mit viel Liebe und Engagement bemüht sich auch der Hermann Sudermann-Fan-Club (Ansprechpartner Arnold Krause, Krefeld) um die Publikation von Person und Werke, des am 21. November 1928 in Berlin verstorbenen Memelländers. Den rund 100 Zuhörern legte Dieter Schetat nahe, sich mit Sudermann zu beschäftigen und seine tiefgründigen Erzählungen zu lesen, denn dies sei zugleich auch eine geistig-gedankliche Wiederkehr in die unvergessene Heimat.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Braunschweig – Die Gruppe wird Pfingsten 2008 zum Deutschlandtreffen nach Berlin fahren. Hinfahrt am Sonnabend, Rückfahrt am Sonntag. Vermutlich gibt es in der Nähe von Braunschweig Landsleute, die eine Mitfahrgelegenheit suchen. Die Braunschweiger Gruppe nimmt gerne Gäste mit. Melden Sie sich vorsorglich schon an. Anmeldungen bei Horst Neumann, Wendenring 14, 38114 Braunschweig, Telefon (05 31) 33 86 40.

Delmenhorst – Dienstag, 15. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der „Delmeburg". – Dienstag, 15. Januar, 15 Uhr, Treffen der Männergruppe in der Heimatstube. – Freitag, 18. Januar, Treffen der Männergruppe im Restaurant Zum Burggrafen zum „Kohl- und Pinkelessen".

Helmstedt – Donnerstag, 10. Januar, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. Auskunft erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Oldenburg – Mittwoch, 9. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Stadthotel, Hauptstraße, Oldenburg-Eversten. Nach dem Jahresbericht 2007 der Vorsitzenden berichtet die Kulturbeauftragte für Westpreußen, Magdalena Oxfort, über ihre Arbeit und das Westpreußische Landesmuseum in Münster-Wolbek. Mitglieder, Freunde und Gäste sind herzlich eingeladen.

Osnabrück – Freitag, 18. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte Bürgerbräu.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 10. Januar, 15 Uhr, „ostpreußisches Platt" in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Donnerstag, 17. Januar, 15 Uhr, „Literaturkreis" in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Düren – Freitag, 18. Januar, 17 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatabend, der ganz im Zeichen des Karnevals steht.

Essen – Freitag, 11. Januar 2008, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Stammlokal Stern Quelle, Schäferstraße 17, 45128 Essen, in der Nähe des RWE-Turmes. Verwandte, Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Kontakte unter Telefon (02 01) 62 62 71. Herr Kehren zeigt Dias von einer Hütten-Wanderung 2007 in den Alpen, in der Verwallgruppe.

Gütersloh – Montag, 7. Januar, 15 Uhr, Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Informationen bei Ursula Witt, Telefon (0 52 41) 3 73 43. – Dienstag, 8. Januar, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Informationen bei Bruno Wendig, Telefon (0 52 41) 5 69 33.

Haltern – Sonntag, 13. Januar, 16 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Neuwahl des Vorstandes und anschließendem Abendessen in der Gaststätte Kolpingtreff.

Remscheid – Die Gruppe plant vom 8. bis 10. Mai 2008 eine gemeinsame Busfahrt mit Rahmenprogramm zum Deutschlandtreffen in Berlin. Vorrangig ist der Besuch des Deutschlandtreffens, jedoch ist für den 8. und 9. Mai neben einer Stadtrundfahrt auch ein Besuch in Potsdam vorgesehen. Für den freien Abend stehen Möglichkeiten wie zum Beispiel Wintergarten oder Friedrichstadtpalast offen. Karten dafür können gebucht werden. Das Programm kann jedoch noch Änderungen erfahren. Das Hotel, mit komfortablen Zimmern, liegt im Zentrum zwischen Kurfürstendamm und Potsdamer Platz. Die Reservierung der Zimmer erfordert eine möglichst baldige Entscheidung seitens interessierter Landsleute und Gäste. Wer möchte sich aus dem Raum Remscheid und Umgebung anschließen? Nähere Auskunft erteilt Frau Nagorny, Telefon 6 21 21.

Viersen – Das bis jetzt in 59 Ausgaben jährlich erscheinende Heimatbuch des Kreises Viersen zeichnet sich durch eine besonders große Themenvielfalt aus. Die Geschichte und Geschichten aus dem Viersener Kreisgebiet verlieren nicht so schnell ihren aktuellen Informationswert. Für die Vertriebenen ist sehr erfreulich, daß auch das Thema Flucht und Vertreibung aus den östlichen Provinzen des Deutschen Reiches nicht verschwiegen und ausgeklammert bleibt. Im Jahrbuch 2008 wird unter der Überschrift: „Mahnmal gegen Vertreibungen – 55 Jahre Gedenkkreuz auf dem Friedhof in Dülken" auf die im Jahr 1951 errichtete, erste Vertriebenengedenkstätte im Kreis Viersen eingegangen. Auf zehn Seiten wird die Geschichte des Kreuzes des Deutschen Ostens bis in die Gegenwart erzählt. Zahlreiche Fotodokumente von der Errichtung bis zu der Umgestaltung durch den Verkehrs- und Verschönerungsverein im Jahr 2005 ergänzen den Bericht. Auch wird erwähnt, daß der BdV-Landesverband NRW das vorbildliche Projekt mit der Verleihung der Ernst-Moritz-Arndt-Plakette an den Verkehrs- und Verschönerungsverein Dülken würdigte. Das Heimatbuch des Kreises Viersen, Jahrgang 2008, kostet 8 Euro, es hat 352 Seiten mit 28 Beiträgen von 26 Autoren und eine Auflage von 6000 Exemplaren (www.kreis-viersen.de).



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 5. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Donnerstag, 10. Januar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bestehornhaus", Hecknerstraße 6, 06449 Aschersleben. Es gibt einen Diavortrag zum Thema „Stadtmauer". – Mittwoch, 16. Januar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus", Hecknerstraße 6, 06449 Aschersleben.

Magdeburg – Freitag, 4. Januar, 16 Uhr, Singproben im TuS Neustadt, Sportplatz. – Dienstag, 8. Januar, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen" in der Immermannstraße. – Dienstag, 8. Januar, 16.30 Uhr, Treffen des Vorstandes in der Gaststätte Post. – Sonntag, 13. Januar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Post, Spielhagenstraße.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – Donnerstag, 17. Januar, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußen-Hilfsgemeinschaft im Haus der Heimat. Thema: „Ostpreußische Maler" – ein Diavortrag, zur Verfügung gestellt durch die Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg.

Neumünster – Mittwoch, 9. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant am Kantplatz. Hajo Westphal referiert über „Schicksalsjahre – Erlebnisse: Vergessen, verdrängt oder verarbeitet?".



THÜRINGEN

Vors.: Edeltraut Dietel, August-Bebel-Straße 8 b, 07980 Berga / Elster, Telefon (03 66 23) 2 52 65.

Landesgruppe – Kurz vor Jahresende konnte die Gruppe ihre Kulturtagung durchführen. Die Themen waren so gewählt, daß sie sich in die heimatliche Thematik einbauen lassen, und auch für Zuhörer anderer Landsmannschaften geeignet sind, wie es die praktische Arbeit in den Gruppen vorgibt. Im Vordergrund stand die Vermittlung von Grundwissen in Kulturgeschichte anhand anschaulicher Beispiele, so daß es nicht schwer fallen dürfte, das erworbene Wissen an andere weiterzugeben. Waltraud Schmidt, langjährige Schriftleiterin der „Goldaper Heimatbrücke", sprach über die 700jährige Kulturgeschichte Ostpreußens. Gegliedert in vier Abschnitte: Ordenszeit 1231–1525, Herzogtum Preußen 1525–1701, Königreich Preußen 1701–1772 und Provinz Ostpreußen seit 1772. Sie erläuterte, wie sich diese Geschichte im Kreis Goldap widerspiegelte, und der Zuhörer konnte für sich selbst bestätigen, ja, so war es auch in meinem Heimatkreis. Immer wieder begegnen einem bei Heimatreisen steinerne Zeugen der Vergangenheit, wenn auch oft als Ruinen. Man muß mit der Geschichte leben, aus den gemachten Fehlern lernen, kann aber auch stolz auf gigantische Leistungen sein. Keinesfalls dürfen sich die Vertriebenen aus der Geschichte vertreiben lassen, auch wenn ausländische Reiseleiter hier und dort ihre eigene Ansichten übermitteln wollen. Uta Lüttich, Bundesvorsitzende der ostpreußischen Frauenkreise, stellte in ihrem Vortrag die große Vielfalt der ostpreußischen Volkskunst vor. Das Wissen und die schöpferischen Fähigkeiten um die Volkskunst befanden sich im unsichtbaren Fluchtgepäck, und so konnte die Volkskunst durch kluge Ideen und Geschickte wieder belebt werden. dazu zählen auch die jährlich stattfindenden Werkwochen in Bad Pyrmont. Lüttich hatte eine Auswahl an Handarbeiten mitgebracht und ausgestellt. Frau Haase bewies durch die Arbeitsausstellung ihrer Frauengruppe Eisenberg, daß auch die Frauen in Thüringen versuchen, Wertvolles zu erhalten und weiter zu entwickeln, um so die Tradition der Volkskunst fortzusetzen. 275 Jahre Vertreibung der evangelischen Salzburger war Anlaß des Vortrages von Werner Rommeis. Der Referent stellte das Schicksal der Salzburger dar. Dabei wurde er durch eine kleine Gruppe seiner Folkloregruppe Wandersleben mit viel Engagement unterstützt. Der Erzbischof Firmin von Salzburg verfügte am 31. Oktober 1731, daß die Protestanten binnen acht Tagen sein Gebiet zu verlassen hätten. Aufgrund der Verfolgung durch die katholische Kirche wanderten rund 30 000 Protestanten aus dem Salzburger Gebiet aus. Sie wurden wegen ihres Glaubens vertrieben und als Rebellen bezeichnet. Das war ein brutaler Versuch der Rekatholisierung und ein klarer Bruch des Westfälischen Friedens. Interessiert verfolgten die Zuhörer die Ankunft der Salzburger in Preußen, speziell in Ostpreußen und Preußisch Litauen. Das Land hatte zu dieser Zeit wahrhaft vernichtende Katastrophen erlebt. 1656 wurden durch den Tatareneinfall 13 Städte, 249 Dörfer und Flecken sowie 37 Kirchen vernichtet. 23 000 Menschen starben und 34 000 von den Tataren verschleppt. Von 1709 bis 1711 schlug eine verheerende Pest begleitet von Mißernsten und Viehsterben neue Wunden. Die Salzburger konnten sich keineswegs auf Rosen betten. Friedrich Wilhelm I. schaffte es von Mai bis Oktober 1732 durch vielfältige Unterstützung und zahlreiche Vergünstigungen, die Salzburger seßhaft zumachen. Das friedfertige und glaubensstarke Auftreten der evangelischen Salzburger war für das Europa des 18. Jahrhunderts ein Fanal für Religionsfreiheit und Toleranz. Die Zahl der Zuhörer mit Salzburger Vorfahren war keineswegs klein.

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

Ostpreußenveranstaltung – Der Einladung zum 30. Heimattreffen des Regierungsbezirkes Gumbinnen Anfang Dezember vergangenen Jahres in das Sporthotel Landhotel folgten 114 Teilnehmer. Unter ihnen waren erwartungsgemäß viele Landsleute aus dem Regierungsbezirk Gumbinnen, aber auch Vertriebene aus der Neumark, Pommern, dem übrigen Ostpreußen, Westpreußen, Memelland, Posen, Schlesien und Böhmen. Zu ihrem neuen Wohnstatt wurden Sachsen Anhalt, Niedersachsen, Schleswig Holstein, Hamburg, Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Ein aus Friedrichsroda, Kreis Labiau, stammender 95jähiger Landsmann war der älteste Teilnehmer. Im frisch renovierten, freundlich gestalteten Veranstaltungssaal fanden alle Landsleute Platz. Mit großem Interesse sahen sich viele Teilnehmer zunächst einmal die von Lm. Schäfer ausgehängte Dokumentation an, die Eindrücke von den Lebensverhältnissen der Gumbinner zu Friedenszeiten und unter den Bedingungen des Zweiten Weltkrieges vermittelte. Nach der üblichen Begrüßung der Anwesenden, und von Propst Labesius, Friedel Ehlert, Heinz Buchholz sowie Karlfritz Hoff der Übermittlung von Grüßen Verhinderter folgte das Gedenken der Verstorbenen durch Herrn Dr. Hahn. Musikalisch begleitete hierbei und auch im folgenden Conny Guthmann

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

Keine Advents- und Weihnachtsberichte

Alle Jahre wieder kommen unsere Leser überall in Stadt und Land zusammen, um die adventliche und vorweihnachtliche Zeit festlich zu begehen.

Bei den vielen Berichten, die uns über die heimatlichen Feiern erreichen, ist es uns auch in diesem Jahr nicht möglich, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, die Beiträge zu veröffentlichen. Wir bitten unsere Mitarbeiter und unsere Leser dafür um Verständnis.

Aus der Fülle der Einsendungen geht hervor, daß unser ostpreußisches Brauchtum bei allen Feiern nach wie vor gepflegt wird. In den Gedanken, die in diesen Stunden nach Hause wandern, tauchen Sternsinger, Schimmelreiter und Umzüge mit dem Brummtopf auf. Gemeinsam gesungene Advents- und Weihnachtslieder, Lesungen und Gedichte ostpreußischer Dichter und Schriftsteller bringen heimatliche Atmosphäre in die von den Frauen der Gruppen festlich geschmückten Räume und Säle. Im Schein der Kerzen sitzen unsere Landsleute bei Kaffee und Mohnstriezel oder Fladen, Pfeffernüssen und selbstgebackenem Marzipan beisammen, lauschen dem Chorgesang oder zarter Flötenmusik und erfreuen sich an Weihnachtsspielen, die von Jugendlichen und Jugendgruppen gleichermaßen dargeboten werden. Häufig kommt auch „Knecht Ruprecht" oder der „Nikolaus" und bedenkt die Kinder mit bunten Tüten voller Gebäck und Süßigkeiten.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung von Seite 19

auf dem Keyboard. Propst Labesius hielt eine Kurzandacht zur Adventszeit, wobei er den begrifflichen Unterschied von Futur (Zukunft) und Advent (Ankunft) erörtete. Anschließend sangen alle das Weihnachtslied „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit …“ und stimmten so auf Weihnachten ein. Wie auch bisher, gestalteten die Teilnehmer das Vormittagsprogramm selbst. Vornehmlich Friedel Ehlert, Hilde Jonuscheit und Dr. Willy Lemke trugen durch ihre Beiträge zum besonderen Gelingen des Programms bei. Sie erhielten regen Applaus. Es handelte sich um Gedichte, Erzählungen humorvollen, aber auch ernsten Inhaltes, zumeist im ostpreußischen Platt vorgetragen. Gesprochenes wechselte mit gesungenen Liedern einander ab, eine gute Mischung, die zum Mitwirken geradezu einlud. Gesungen wurden die alten Weihnachtsweisen wie „Am Weihnachtsbaume …“ und „Ihr Kinderlein kommet …“, aber auch die Heimatlieder „Ännchen von Tharau“ und „Zogen einst fünf wilde Schwäne“. Während der Pausen hatten Friedel Ehlert und Autor Heinz Buchholz die Möglichkeit, über ihr Wirken für Ostpreußen zu sprechen. Auch dieses Mal vertrieb Friedel Ehlert ihre CD „So lachten wir in Ostpreußen“ und eine Broschüre über ostpreußische Gerichte. Heinz Buchholz verkaufte sein Buch „Iwan, das Panjepferd – eine Kindheit zwischen Krieg und Frieden“. Schnell war die Vormittagszeit vergangen. Viele Beiträge blieben daher bedauerlicherweise unberücksichtigt, da das Mittagessen bereits ausgeteilt wurde – welches man sich gut schmecken ließ. Nachmittags zeigt Dr. Hahn den Film „Ostpreußen 1937, Teil I“. Man sah die vom Krieg unzerstörte Heimat, wie sie so manch einem älteren Ostpreußen noch in Erinnerung war. Wuchtige Bauten des Mittelalters wie Burgen, Schlößer und Kirchen imponierten durch ihre Einmaligkeit, aber auch die ostpreußische Landschaft vermittelte einem nachhaltig einen herrlichen Eindruck. Zu den Nachfolgetreffen am 3. Mai 2008 und am 29. November 2008 erging an die Teilnehmer eine Einladung in das Spornitzer Landhotel.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Ostpreußen-Kalender 2008 – Auch für das Jahr 2008 hat Herbert Laubstein wieder einen Ostpreußenkalender mit schönen heimatlichen Motiven erstellt. Die Bilder zeigen in neuen Fotografien den reizvollen Charakter der ehemals nördlichsten Provinz des Deutschen Reiches. Der Kalender, der auch ein schönes Geschenk sein kann, ist ab sofort zum Sonderpreis von 11 Euro, einschließlich Porto und Verpackung bei Herbert Laubstein, Amselstraße 29, 58285 Gevelsberg, Telefon / Fax (0 23 32) 8 05 77, zu beziehen. Der finanzielle Erlös dient ausschließlich für die weitere Ausstattung unseres Samland-Museums in Minden / Westfalen.

Angebot – Aus Anlaß der über 60jährigen Wiederkehr von Flucht und Vertreibung empfehlen wir als Lektüre oder Geschenk: „Die Kämpfe um Ostpreußen und das Samland“, von Helmut Borkowski, 175 Seiten, DIN-A4-Format, zum Preis von 15 Euro (einschließlich Versandkosten). Die textlichen Abhandlungen erstrecken sich inhaltlich über den Zeitraum von Sommer 1944 bis zu den Ereignissen und Endkämpfen im Frühjahr 1945. Die teilweise bis in die Details gehenden Darstellungen fesseln auch die nicht aus Ostpreußen stammenden Leser. Es sind in diesem Werk, in begrenztem Umfang, auch Texte aus russischen Quellen wiedergegeben. Zu beziehen durch: Kreisgemeinschaft Königsberg-Land, im Preußenmuseum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 9, täglich zwischen 19 und 21 Uhr.

Verdiente Auszeichnung

Goldenes Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen für Rolf W. Krause

Rolf W. Krause wurde am 2. April 1940 in Winz-Niederbonsfeld in Westfalen geboren. Nach dem Abitur studierte er an den Pädagogischen Hochschulen Bielefeld und Wuppertal und arbeitete von 1964 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2000 als Lehrer an einer Volks- beziehungsweise Grundschule in Hattingen-Ruhr. Im Zuge langjähriger intensiver Familien- und Ahnenforschung nahm er im Jahre 1982 Kontakt mit der Kreisgemeinschaft Sensburg auf, deren Mitglied er am 9. Dezember 1982 wurde. Als Enkel seines 1872 in Alt Ukta im Kreis Sensburg geborenen Großvaters entwickelte er als Ostpreuße der Bekenntnisgeneration besonderes Interesse für die landsmannschaftliche Arbeit.

Im Sommer 1983 reiste Rolf Krause zusammen mit seiner Familie erstmals in den Kreis Sensburg und durch das südliche Ostpreußen. Weitere ausgedehnte Reisen durch Ostpreußen folgten. Noch im gleichen Jahr verfaßte er seine ersten Artikel für den „Sensburger Heimatbrief“, denen bis heute zahlreiche weitere Beiträge folgten. Auch andere Abhandlungen, wie zum Beispiel über die Arnsberger Hilfe für Ostpreußen im „Jahrbuch Westfalen 92“, stammen aus seiner Feder.

Er ist »Ehrenmitglied Nr. 1«

1989 wurde Rolf Krause Mitglied des Redaktionsausschusses, womit er die Um- und Neugestaltung des „Sensburger Heimatbriefes“ einleitete. Er übernahm die Bearbeitung der umfangreichen Familiennachrichten, erstellte eine gültige Ortsnamensliste für den Kreis Sensburg, half bei der Miteinrichtung der Heimatstube in der Patenstadt Remscheid durch den Ankauf wertvoller Exponate und ordnete und katalogisierte den mehrhundertbändigen Buchbestand der Kreisgemeinschaftsbibliothek, die er bis heute betreut. Bei Kreis- und Kirchspieltreffen und Seminaren der Landsmannschaft Ostpreußen sowie bei anderen Organisationen hielt er Diavorträge über Ostpreußen.



Zudem ist er als Gründungsmitglied auch Verbindungsmann zur 1989 gegründeten „Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft“ (IEWG). Zu seinen größten persönlichen Erfolgen zählt er, daß durch seine Mitinitiative zum 50. Todestag Ernst Wiecherts von der Deutschen Post im Jahr 2000 ein Sonderpostwertzeichen zu Ehren seines verehrten Dichters herausgegeben wurde.

Rolf Krause ist weiterhin Mitglied der „Freunde des Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseums e.V.“ in Lüneburg und „Ehrenmitglied Nr. 1“ der Sensburger Deutschen Gesellschaft „Bärentatze“ in Sensburg.

Am 1. Januar 1992 wurde Rolf Krause stellvertretender Kirchspielvertreter für Ukta und Mitglied des Kreisausschusses als Kulturbeauftragter und Schriftleiter des „Sensburger Heimatbriefes“, den er mit nunmehr 15 Folgen verantwortlich gestaltet hat. Am 1. Januar 1995 übernahm er das Amt des Ersten Kirchspielvertreters für Ukta. Zudem ist er Mitorganisator der im Zweijahresrhythmus stattfindenden Treffen des Kirchspiels Ukta.

Auch das Sammeln von ostpreußischen Erinnerungsstücken liegt Rolf Krause am Herzen. So konnte er mit neun Exponaten die Ausstellung des Ostpreußischen Landesmuseums „Souvenirs aus Ostpreußen“ (12. Oktober 1996 – 2. Februar 1997) bereichern.

Weiten Kreisen der Landsmannschaft Ostpreußen ist Rolf Krause im Zuge der Ausstellung des Ostpreußischen Landesmuseums „Zum Besten der Ostpreußenhilfe“ bekannt geworden, die vom 23. September 2006 bis 28. Januar 2007 in Lüneburg gezeigt worden ist. Er steuerte zu dieser hervorragend besuchten Präsentation einen großen Teil der Ostpreußen-Gedächtnisteller bei, die er durch jahrelange Bemühungen käuflich erworben hatte. Für die Drucklegung der vom Landesmuseum herausgegebenen Schrift „Die Ostpreußenhilfe im Ersten Weltkrieg“ stellte er zusammen mit seinem Sohn, Dr. Sándor R. Krause, einen privaten Spendenbeitrag zu Verfügung. Er ist auch der Verfasser des in der Schrift enthaltenen Beitrages über die „Ostpreußen-Gedächtnisteller“. Daß niemand so viel für die Erhaltung und Weitergabe des Wissens um diesen Ausschnitt aus der ostpreußischen Landesgeschichte getan hat wie Rolf Krause, ist dem Literaturverzeichnis der Broschüre deutlich zu entnehmen.

Am 26. August 2006 wählte der Sensburger Kreistag Rolf Krause zum Ersten Stellvertreter des Kreisvertreters.

Neben der Arbeit in der Kreisgemeinschaft Sensburg übernahm er auch die zweijährige Vorbereitung und Durchführung einer Studienreise im Herbst 1998 mit 35 Mitgliedern der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft nach Sensburg zu den Wiechertstätten im Kreisgebiet in Zusammenarbeit mit der Kreisgemeinschaft Sensburg und der Sensburger Deutschen Gesellschaft „Bärentatze“.

Bereits am 22. September 1991 wurde Rolf Krause beim Regionalkreistreffen in Berlin für seine Kulturarbeit in der Kreisgemeinschaft Sensburg mit dem Verdienstabzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet. Am 3. September 2000 verlieh ihm die LO beim Hauptkreistreffen in der Patenstadt Remscheid das Silberne Ehrenzeichen.

In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Rolf W. Krause das

Goldene Ehrenzeichen

Gebiet zw. Mittelmeer u. Jordan | asiatischer Hühnervogel | ständiges gewaltsames Ziehen | diplomat. Vertreter eines Staates | Wundmal | ohne jemanden zurechtkommen | Wäscheschnur | früher: persönliche Dienerin | zweisitziges Fahrrad | Absender | Hast | Platzmangel, Raumnot | Revolver | niederländische Stadt | handeln | amerik.-englischer Dichter | trotzdem | Ding; Angelegenheit | zerstreut, unruhig | Pflanze zu Heil-, Würzzwecken | Mensch mit großem Benehmen | Schicht nutzbarer Mineralien | entwerfen, planen | Oper von Richard Strauss | Grazie | Werkzeug zum Glätten | Kultbild der Ostkirche | Behälter mit Deckel | Kräuselstoff | Konjugation, Deklination | Teil des Vogelkleides | Ackerunkraut, Nelkengewächs | Getreideart | freie Zeit und innere Ruhe | Hauptstadt Afghanistans | germanisches Schriftzeichen | Begabung | Satzzeichen | Feldfrucht | Kurort in Südtirol | ohne Pause (englisch) | Jurist zur Beurkundung | Koloss, Riesentier | Fuß- oder Handrücken | laute, kurze Mitteilung | Hohlmaß | Wendekurve | große Menge | Kinderfahrzeug | Furchtgefühl | eine Blume; ein Gewürz | ein Edelstein | Brutstätte | Gewichtseinheit | Brettspielfigur | belgische Stadt in Brabant | Fluss durch München | Reihe, Folge | letztwillige Verfügung | bayr. Schriftsteller (Ludwig) | mittelasiat. Fürstentitel | Klagelied | zoologischer Garten | römischer Sonnengott | Postsendung | Träger einer Erbanlage | Schankraum e. Gästehauses | Ausbildungszeit (Beruf) | Form des Sauerstoffs | Reklame machen | portugiesischer Seefahrer (Vasco da) | poetisch: Biene | Quellfluss der Weser | Durchfahrt, Durchgang | vermuten | Abschiedsgruß | zugemessene Arzneimenge | gesetzlich | Kern einer Steinfrucht | Fischfanggerät | Farm, Landgut (span.) | jetzt | englisches Bier | Oberbekleidungsstück | Vorrichtung zum Heizen, Kochen | eine Zahl | chem. Zeichen für Germanium | Sportstätte | Stadt in der Lüneburger Heide | arabisches Fürstentum | Nadelbaum | Ausruf der Verwunderung | Würzmittel für Speisen

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

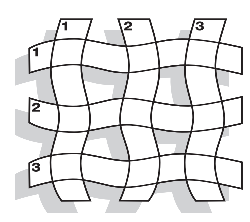
AAAE HRRS SW | AIST | ACEHM | ABEW | AELMR | ALSU | EEGG | AERT | ACHLS | AAG | EEFI KR | BEFG TU | EEL

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Gefäß.

1	WASSER		FAENGER
2	BUTTER		KANNE
3	KISSEN		FELD
4	OBST		SCHARF
5	PECH		ZUG
6	WILD		FURT
7	OEL		GALERIE

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Edelstein,
2 ein Vorname Mozarts,
3 liebreizend, graziös

So ist's richtig:

Schüttelrätsel:

Mittelworträtsel: 1. Tropfen, 2. Milch, 3. Schlacht, 4. Messer, 5. Fackel, 6. Schwein, 7. Gemaelde – Flasche

Magisch: 1. Diamant, 2. Amadeus, 3. anmutig

»Mehr geduldet als geliebt«

Vor 50 Jahren wurde das Ostpreußische Jagdmuseum – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens gegründet

Als sich am 23. Dezember 1957 in Lüneburg in die Zukunft schauende Ostpreußen auf Initiative von Forstmeister Hans Ludwig Loeffke zur Gründungsversammlung des Ostpreußischen Jagdmuseums – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens e.V. mit dem Ziel der Förderung der Heimatpflege und Heimatkunde Ostpreußens in einem Ostpreußenmuseum zusammenfanden, ahnten sie nicht, welch dornenvoller Weg vor ihnen lag und wieviel Aufopferungsbereitschaft und unermüdlicher Einsatz notwendig sein würde, um ihre Vorstellungen zu verwirklichen.

In der Gründungsversammlung wurden Dr. Erich Wallat zum Vorsitzenden, der Lüneburger Oberstadtdirektor Dr. Walter Bötcher zum Stellvertretenden Vorsitzenden und Forstmeister z. Wv. Hans Ludwig Loeffke zum Geschäftsführenden Vorsitzenden gewählt. Und dieser Verein wurde zum Träger der musealen Darstellung Ostpreußens in Lüneburg bis heute.

Dank der großen Aufgeschlossenheit von Dr. Bötcher für die Belange der Vertriebenen stellte die Stadt Lüneburg die obere Etage im Alten Kaufhaus am Kran für das geplante Museum zur Verfügung.

Nach einem Jahr harter Arbeit konnte das Ostpreußische Jagdmuseum am 7. Dezember 1958 unter großer Beteiligung der Ostpreußen sowie namhafter Persönlichkeiten der „Grünen Farbe“ und der Politik eröffnet werden.

Wachhalten der Erinnerungen

Die Idee, mit Jagdtrophäen die Erinnerung an Ostpreußen wachzuhalten, konnte Loeffke als Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen zum ersten Mal 1953 auf dem Bundestreffen der Landsmannschaft in Bochum in die Tat umsetzen, wo er eine Ostpreußische Jagdausstellung aufbaute – mit Trophäen, die mit auf die Flucht genommen worden waren. Diese Ausstellung fand weite Beachtung und auch die ungeteilte Zustimmung von Oberst Jägermeister a. D. Ulrich Scherping, dem damaligen Hauptgeschäftsführer des Deutschen Jagdschutzverbandes. Er beauftragte Loeffke, auf der Internationalen Jagdausstellung 1954 in Düsseldorf die Gedenkschau „Deutscher Osten“ verantwortlich aufzubauen. Und hier faßte Hans Ludwig Loeffke den Entschluß, ostpreußische Trophäen und für eine Dauerausstellung geeignetes Material über das, was für Ostpreußen charakteristisch war, zunächst schwerpunktmäßig für die Bereiche Wild, Wald und Pferde, zusammenzutragen und in einem Museum, in einem „Ostpreußischen Jagdmuseum“, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Wie sehr sich übrigens der Deutsche Jagdschutzverband mit Ostpreußen und seinem Schicksal identifizierte, veranschaulicht eine damals von ihm herausgegebene Plakette mit der Inschrift: Ostpreußische Jagdausstellung – Der Heimat fern doch treu! Bochum 9. und 10. Mai 1953 – DJV-Landsmannschaft Ostpreußen. Auch das heute noch von vielen ostpreußischen Jägern getragene Elchhutabzeichen, einstmals entworfen für die ostpreußische Jägerschaft, wurde auf Anregung von Loeffke mit der Inschrift Landsmannschaft Ostpreußen versehen.

Wie mühevoll der Weg vom 23. Dezember 1957 bis zur Eröffnung des Ostpreußischen Jagdmuseums am 7. Dezember 1958 im Alten Kaufhaus war, vermag man sich heute kaum noch vorzustellen, denn es waren ja noch die Aufbaujahre der Bundesrepublik Deutschland. Die Ideen und der Einsatz für die Heimat wurden belohnt. Die Patenschaft für die Eröffnungsveranstaltung übernahmen Bundespräsident Lübke, Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier und Bundesvertriebenenminister Professor Dr. Oberländer. Anerkennung für das Geleistete kam nicht nur von den Landsleuten und der Jägerschaft, sondern auch von politischer Seite.

Wenn wir heute auf 50 Jahre Ostpreußisches Jagdmuseum – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens / Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum zurückblicken, so müssen wir feststellen: Es waren von harter Arbeit und unendlichen Kämpfen um die kulturelle Darstellung Ostpreußens geprägte Jahre, und der Erfolg war nur dem unermüdlichen Einsatz der ehrenamtlich tätigen Ostpreußen zu danken, die trotz vieler Fehlschläge nicht verzagten. Denn kaum von den Strapazen der Eröffnung erholt, traf ein schwerer Schicksalsschlag das Ostpreußische Jagdmuseum: In der Nacht vom 22. zum 23. Dezember 1959 wurde es durch Brandstiftung vernichtet. Außer vier anderen Geweihen konnte nur noch der „U-Boot-Hirsch“, der noch 1945 aus der eingeschlossenen Festung Danzig – am Kommandoturm eines Unterseebootes befestigt – gerettet wurde, gerettet werden. Doch schon in der Brandnacht wurde der Neuanfang beschlossen. Und wieder war es die Stadt Lüneburg, und ihr Oberstadtdirektor Dr. Bötger, die eine neue Heimstatt, ein Lüneburger Patrizierhaus in der Salzstraße, für das Ostpreußische Jagdmuseum zur Verfügung stellte. Tatkräftige Unterstützung gab es später auch durch den Bundestagsabgeordneten Dr. Lambert Huys. So konnte fünf Jahre nach dem Brand am 17. / 18. 0ktober 1964 das Museum erneut der Öffentlichkeit übergeben werden. Fünf Jahre danach, im Sommer 1969, wurde das räumlich und thematisch erweiterte Museum eingeweiht, und nach abermals fünf Jahren, im November 1974, fünf Wochen vor dem Tod von Hans Ludwig Loeffke, wurde der letzte, mit großem Geschick konzipierte Erweiterungsbau in der Salzstraße mit vielen kostbaren Exponaten der Öffentlichkeit übergeben. Zu dieser Zeit war das Museum längst über ein Ostpreußisches Jagdmuseum hinausgewachsen. Damals wie heute gehört das Ostpreußenmuseum für die Touristen zu den größten Anziehungspunkten der Stadt Lüneburg.



Sein Name ist und bleibt untrennbar mit dem Museum verbunden: Hans Ludwig Loeffke Foto: privat

Die vom Bundesministerium des Innern Anfang der 80er Jahre erstellte „Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“ führte zu einem Neuanfang, zur Errichtung des Museumsgebäudes in der Ritterstraße und zu der bereits im Ostpreußischen Jagdmuseum eingeleiteten umfassenden Gesamtdarstellung Ostpreußens. 1987 konnte das in Ostpreußisches Landesmuseum umbenannte Ostpreußenmuseum eingeweiht werden. Der Charakter des Ostpreußenmuseums war ein anderer geworden: Das Ehrenamt wurde durch hauptamtlich tätige Wissenschaftler ersetzt. Distanziertheit und nüchterne Sachlichkeit bestimmen heute das Erscheinungsbild. Es ist übrigens inzwischen das kleinste der ostdeutschen Museen.

»Über alle Stürme hinweg«

Über alle Stürme hinweg blieb der Verein Ostpreußisches Jagdmuseum, später Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum, bis 1994 alleinverantwortlich für die Fortentwicklung des Museums, an dessen Spitze nach dem Tod von Dr. Erich Wallat Otto von Fircks stand. 1987 übernahm Hubertus Hilgendorff den Vorsitz. Zum Geschäftsführenden Vorsitzenden war nach dem Tod von Hans Ludwig Loeffke Horst Albinus gewählt worden.

Neben den Gründungsverein trat dann 1994 unter Einbeziehung des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen die ostpreußische Kulturstiftung unter Wilhelm v. Gottberg als Stiftungsratsvorsitzendem zusammen, die aber die in sie gesetzten Hoffnungen hinsichtlich der dringend erforderlichen Erweiterung des Museums bisher nicht erfüllt hat.

Immer wieder wurde spürbar, daß die Identifikation mit den Belangen der Vertriebenen kaum oder gar nicht vorhanden war. Und dieser Kampf um die Darstellung ostpreußischer Kultur und Leistung hält bis zum heutigen Tage an.

Seit Jahren ist die bauliche Erweiterung des Ostpreußischen Landesmuseums zugesagt, aber immer wieder hinausgeschoben worden. Selbsthilfe war ebenso wie in der Vergangenheit angesagt. So hat der Verein Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum unter Hubertus Hilgendorff mutig die Sanierung durch den Kauf des Museumsgrundstücks und durch den Erwerb zunächst eines benachbarten Grundstücks für einen Erweiterungsbau und darüber hinaus des an das Museumsgelände angrenzenden Areals der früheren Lüneburger Kronenbrauerei mit dem Brauereimuseum vorangetrieben. Schwere Aufgaben kommen auf die verantwortlichen Träger des Ostpreußischen Landesmuseums zu. Trotz unendlicher Hemmnisse, die sich wie ein roter Faden durch die ganze Museumsgeschichte ziehen und die gerade in den letzten Jahren besonders deutlich spürbar wurden, da die öffentliche Hand die Erweiterung des Ostpreußischen Landesmuseums mit der Ergänzung um eine deutsch-baltische Abteilung hinauszögert, keinerlei Mittel mehr für die Anschaffung ostpreußischer Kulturgüter zur Verfügung stellt und die Neubesetzung der Direktorenstelle auf die lange Bank geschoben hat, schaut man voller Hoffnung in das sechste Jahrzehnt des Vereins Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum und damit auch des Ostpreußischen Landesmuseums. Es wird alles darangesetzt werden, daß die aufgrund der Fülle neuen Ausstellungs- und Archivmaterials dringend erforderliche, seit Jahren zugesagte Erweiterung endlich realisiert wird.

Im Bund und im Land sprudeln dank glänzender Konjunktur die Steuereinnahmen. Daran sollte man auch die Ostpreußen, die mit zum Aufbau der Bundesrepublik und des Landes Niedersachsen vorbildlich beigetragen haben, teilhaben lassen. Müßte das Land Niedersachsen nicht stolz auf dieses Museum sein und darum alles in seiner Kraft Stehende tun, um den Heimatlosen das Gefühl der Zuneigung und des Verständnisses für ihre Lage zu geben? So jedenfalls fühlen diese sich immer noch mehr geduldet als geliebt. *EB*

Schwere Jahre

Frauen in Königsberg



Mit der Publikation „Frauen in Königsberg 1945–1948“ ist der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen eine Erfolgsgeschichte gelungen. Nun ist das 1999 erschienene Buch in der achten Auflage erschienen, die vermutlich ebenfalls ihre Abnehmer finden wird.

In der etwas distanziert wissenschaftlich verfaßten Einführung geht Hans Rothe auf die verschiedenen Biographien der drei Frauen Erna Ewert, Marga Pollmann und Hannelore Müller ein. Während Erna Ewert ihre Aufzeichnungen schon während der Ereignisse 1945 schrieb und ihre Tochter diese erst nach dem Tod ihrer Mutter für die Öffentlichkeit freigab und Marga Pollmann alles kurz nach dem Krieg auf Papier bannte, hat Hannelore Müller erst 1995 damit begonnen, die Biographie ihrer Mutter zu verfassen.

Da Erna Ewert direkt während der Ereignisse schrieb, sind ihre Erinnerungen ungeschminkter und brutaler – auch bezüglich ihrer eigenen Person.

„Mama wird immer dünner. Sie kann sich in ihrem Rock nun schon dreimal einwickeln. Sie ist nur Haut und Knochen. Heute habe ich ihre Augen gesehen. Augen, in denen der Tod steht. Mein Gott, mein Gott, laß mich nicht allein. Mein Herz, mein Augenlicht, meine Kinder nimm, nur nicht meine Mutter!“ Diese Aussage, die aus heutiger Sicht absolut unglaublich wirkt, ist angesichts der Tatsache, daß die selbst kranke Erika Ewert mit ihrer Mutter die einzige Person verliert, die ihr Halt gibt, verständlich. Doch ihre Mutter stirbt, genauso wie der Säugling, der das Ergebnis von Vergewaltigungen durch Russen ist. „Das Kleine ist so verhungert, daß es wohl in ein paar Tagen sterben wird. Ich habe zu diesem Kind keine Liebe, nicht einmal Mitleid ... Es war so ausgezehrt, daß es aussah wie eine verhungerte Katze.“ Auch Erikas Sohn Peter verhungert. „Bin ich Mutter, habe ich noch Gefühl? Warum wirft es mich nicht um, daß ich meinen Jungen nicht mehr fand? ... Es schrie in mir nach Rache, vor meinen Augen wurde es rot und glaubte ir zu sein oder zu träumen. Mein Kind war von Ratten oder den wildernden Hunden fortgeschleppt worden.“

Viele teilen das gleiche Schicksal

Auch um Marga Pollmann wird gestorben, und sie selbst verliert einen Arm, doch ihre drei Kinder zwingen sie, weiter zu leben. Hannelore Müller hingegen ist selber das Kind und verliert in den Wirren ihre Mutter aus den Augen.

Die Aufzeichnungen der drei Frauen sind sehr bewegend und verdienen es, nicht in Vergessenheit zu geraten. „... wenn ich erst tot bin, dann sollen alle sie lesen“, bat Erna Ewert ihre Tochter. „Alle“ werden es zwar nicht werden, doch dank der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen auf jeden Fall ziemlich viele. *EB*

***Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hrsg.): „Frauen in Königsberg 1945–1948“**, Bonn 2006, broschiert, 190 Seiten, 10,80 Euro, Best.-Nr.: 2812*

Rufnummer 112 allein reicht nicht

Jedes Jahr sterben Tausende Notfallpatienten, weil sie vergeblich auf Erste Hilfe warteten

Von HAIKO PRENGEL

Im Notfall zeigt sich, wie medizinische Versorgung auf höchstem Niveau aussieht. Durchschnittlich acht bis zwölf Minuten vergehen nach dem Wählen der Rufnummer 112 hierzulande, bis ein Rettungswagen samt Hightech-Equipment am Unfallort eintrifft. Kaum anderswo auf der Welt wird Verunglückten so rasch und adäquat geholfen.

Voraussetzung ist allerdings, daß Laien den Patienten bis zum Eintreffen des Rettungswagens mit Basismaßnahmen versorgen. Gerade bei lebensgefährlichen Zuständen wie nach einem Herzinfarkt oder Schlaganfall kommt es auf jede Minute an: „Bleibt die Erste Hilfe in den Anfangsminuten aus, kann auch der beste Rettungsdienst oft nichts mehr machen“, sagt Detlef Blumenberg, Anästhesist am Klinikum Osnabrück und Vorsitzender der Bundesvereinigung der Arbeitsgemeinschaften der Notärzte Deutschlands.

Zehn Millionen Notfälle ereignen sich alljährlich, sei es im Verkehr, bei der Arbeit oder im Haushalt. Aber nicht einmal in drei Prozent der Fälle schreiten nach Angaben von Blumenberg Laien zur Tat und leisten Erste Hilfe. Notärzte sprechen vom therapiefreien Intervall, und das endet oft tödlich: Allein 100 000 Personen fallen pro Jahr dem plötzlichen Herztod zum Opfer – „auch deshalb, weil die Mehrzahl der Bevölkerung glaubt, daß mit dem Absetzen des Notrufs die Erste-Hilfe-Maßnahmen erledigt sind“, bemängelt Blumenberg.

Doch beim Kreislaufstillstand reicht der Griff zum Handy nicht aus. Sofort danach muß mit der Herz-Lungen-Wiederbelebung begonnen werden. Wenn der Notarzt erst zehn Minuten nach dem Unglück mit der Reanimation anfängt, ist es in der Regel zu spät. Schon wenige Minuten nach einem Herzstillstand treten irreversible Hirnschäden ein. Mehr als zehn Minuten ohne Sauerstoff überlebt kaum jemand.



Sofortmaßnahmen am Unfallort: Erste Hilfe rettet Leben. Foto: ddp

Wie funktioniert die Herz-Lungen-Wiederbelebung?

Bei bewußtlosen Personen besteht die Gefahr eines Kreislaufstillstandes. Deshalb muß schnellstmöglich gehandelt werden. Reagiert der Verunglückte weder auf Ansprache noch Rütteln an seinen Schultern, gilt es zunächst die Atmung zu überprüfen. Wenn sich sein Brustkorb innerhalb von zehn Sekunden nicht hebt und senkt und auch unmittelbar über Mund und Nase des Betroffenen keine Atemgeräusche spürbar sind, setzt man einen Notruf ab und beginnt mit der Herz-Lungen-Wiederbelebung. Diese beinhaltet Herzdruckmassage und Beatmung in regelmäßigem Wechsel. Zunächst erfolgt die Herzdruckmassage. Man kniet sich neben den Betroffenen in Höhe des Brustkorbs und setzt den Ballen einer Hand auf das untere Drittel des Brustbeins (Mitte des Brustkorbs) auf. Den Ballen der anderen Hand plaziert man auf die erste Hand. Anschließend drückt man den Brustkorb mit gestreckten Armen senkrecht von oben durch Gewichtsverlagerung des eigenen Oberkörpers 30 mal zirka vier bis fünf Zentimeter tief ein.

Für die Beatmung neigt man den Kopf der bewußtlosen Person nach hinten und hebt gleichzeitig ihr Kinn an. Dadurch werden die Atemwege freigelegt. Mit Daumen und Zeigefinger der an der Stirn liegenden Hand verschließt man den weichen Teil der Nase, öffnet den Mund des Bewußtlosen und legt darum dicht die eigenen Lippen. Anschließend bläst man zweimal Luft über jeweils einen Zeitraum von einer Sekunde gleichmäßig in den Mund des Betroffenen, so daß sich der Brustkorb sichtbar hebt. Setzt die Atmung wieder ein, dreht man den Verunglückten in die stabile Seitenlage.

Bleibt die Atmung aus, führt man die Wiederbelebungsmaßnahmen (abwechselnd 30mal Druckmassage und zweimal Atemspende) bis zum Eintreffen des Rettungsdienstes fort.

(Quelle: Deutsches Rotes Kreuz: www.drk.de/erstehilfe)

Würden mehr Menschen in Deutschland fit in Erster Hilfe sein, könnte die Überlebensrate bei Notfallpatienten nach Angaben von Blumenberg „drastisch gesteigert“ werden. Wie eine adäquate Erstversorgung aussieht, kann man bei einem Erste-Hilfe-Kurs lernen. Für den Erwerb des Führerscheins ist die Teilnahme am Lehrgang „Lebensrettende Sofortmaßnahmen am Unfallort“ sogar Pflicht. „Laut einer Umfrage haben 80 Prozent der Bevölkerung im Laufe ihres Lebens sich auch einmal in Erster Hilfe ausbilden lassen“, sagt Stefan Osche, Rettungsassistent und Erste-Hilfe-Referent beim Bundesverband des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin. Doch im Schnitt liege dieser Kurs 15 Jahre zurück. Wenn dann etwas passiert, könnten sich nur noch die wenigsten daran erinnern, wie eine stabile Seitenlage oder Herzdruckmassage funktioniert.

Experte Osche rät deshalb dazu, die eigenen Erste-Hilfe-Kenntnisse alle zwei Jahre aufzufrischen. Große Hilfsorganisationen wie DRK, Johanniter-Unfall-Hilfe, Malteser oder Arbeiter-Samariter-Bund bieten Lehrgänge an. Doch es sind nicht nur die mangelnden Fachkenntnisse, die aus Unfallzeugen passive Gaffer machen anstatt engagierte Lebensretter.

„Eigentlich ist die Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung extrem groß. Doch die Umsetzung scheitert meist an der Angst, etwas falsch zu machen“, berichtet Notarzt Blumenberg. Viele wollen sich nicht blamieren und bleiben lieber Zuschauer. Andere fürchten, den Verunglückten mit falsch ausgeführten Hilfsmaßnahmen zu verletzen. „Dabei kann man bei einem bewußtlosen Menschen eigentlich nichts falsch machen“, sagt DRK-Experte Osche.

Auch juristisch sei die Lage klar: Laut Strafgesetzbuch könne man wegen unterlassener Hilfeleistung belangt werden, nicht aber wegen etwaiger Fehler. „Es geht nicht darum, daß man alles richtig macht“, versichert der Rettungsassistent, „sondern daß überhaupt geholfen wird.“

Um die Hemmschwelle zu senken, haben Osche zufolge alle Hilfsorganisationen vor einigen Jahren die Maßnahmen zur Erstversorgung vereinfacht. Bei der Schulung der Herzdruckmassage beispielsweise ist man davon abgewichen, von einem bestimmten Druckpunkt auszugehen, der mit den Fingern zentimetergenau ermittelt werden muß. „Wenn die Leute in der Mitte des Brustbeins ansetzen, ist schon viel gewonnen“, sagt Osche.

Und das sollte möglichst schnell erfolgen. Studien hätten gezeigt, daß die Überlebenswahrscheinlichkeit bei einem Kreislaufstillstand ohne Hilfe mit jeder Minute um zehn Prozent sinkt. Somit sei es für das Wohl des Patienten grundsätzlich besser, wenn man ihm „irgendwie“ helfe als gar nicht. „Die möglichen Komplikationen bei der Ersten Hilfe stehen in keinerlei Relation zu den Folgen eines Nichtstuns“, unterstreicht Osche.

Großer Zappelphilipp

Medikamente und Psychotherapie im Kampf gegen ADHS

Von ROSEMARIE KAPPLER

Das „Aufmerksamkeits-Defizit-/Hyperaktivitäts-Syndrom“ (ADHS) ist weder „Krankheitserfindung“ noch „Modekrankheit“ und wächst sich auch nicht immer mit der Pubertät aus, wie vielfach geglaubt. Die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) geht davon aus, daß bei etwa der Hälfte aller Betroffenen ADHS auch im Erwachsenenalter weiter bestehen bleibt. „Etwa vier Prozent der Erwachsenen in Deutschland haben ADHS“, schätzt Prof. Wolfgang Retz von der Universität des Saarlandes und ergänzt: „Viele der Betroffenen haben mit mehr oder weniger ausgeprägten Aufmerksamkeits- und Konzentrationsstörungen zu kämpfen.“

Aktuelle Forschungsergebnisse an der Berliner Charité stützen die Beobachtung, daß es sich bei ADHS nicht um eine reine Verhaltensstörung – wie lange angenommen – handelt, sondern um eine Fehlfunktion im Gehirn. Dr. Michael Colla und seine Mitarbeiter vom Centrum für ADHS im Erwachsenenalter am Campus Benjamin Franklin haben dazu 15 erwachsene Patienten mit der Diagnose ADHS mit zehn gesunden Personen verglichen. Das Ergebnis: Die ADHS-Patienten benötigen eine deutlich längere Reaktionszeit für Aufgaben, bei denen sie sich über längere Zeit auf eine Sache konzentrieren und irrelevante Aspekte ausklammern müssen. Die Ursache dafür liegt nach Einschätzung der Berliner Forscher offenbar im Gehirn. Dort weisen die Patienten in dem Gebiet, das für die Steuerung von Aufmerksamkeit zuständig ist, eine erhöhte Konzentration des Markerstoffes Cholin auf. Cholin gehört zur Familie der B-Vitamine und unterstützt das Gedächtnis und die Lernfähigkeiten.

Innerhalb des ADHS-Kompetenznetzwerkes wollen Forscher nun erstmals Medikamente mit einer Verhaltenstherapie kombinieren. „Bisher hat es derartige Studien in Europa nicht gegeben“, sagt Michael Colla. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert das Projekt über drei Jahre mit einer Summe von 650 000 Euro. Anzumerken ist dabei, daß nicht jeder Betroffene behandlungsbedürftig ist. „Vielfach ‚arrangieren‘ sich Erwachsene mit den Symptomen und gleichen diese durch entsprechende Verhaltensänderungen aus“, sagt Wolfgang Retz.

Dort aber, wo sich zu Unaufmerksamkeit, Hyperaktivität und Impulsivität weitere psychiatrische Krankheiten wie Angststörungen, Depressionen, Zwänge, Süchte oder Schizophrenien gesellen, werden Leidensdruck und soziale Probleme oft so groß, daß eine Behandlung unerläßlich wird. Für Betroffene typisch ist eine erhöhte „Unfallbereitschaft“ und gesteigerter Drogenkonsum mit all seinen Folgen.

Was die Medikamentenbehandlung im Erwachsenenalter betrifft gibt es derzeit zwei Substanzen, deren Wirksamkeit durch Studien belegt ist: Atomoxetin und Methylphenidat. Letzteres ist unter seinem Handelsnamen Ritalin bekannt. Trotz seiner guten Wirkung ist das Medikament bislang aber nur für die Behandlung von Kindern und Jugendlichen zugelassen. Ausnahme: Wer die Arznei zum Beispiel im 18. Lebensjahr verordnet bekommt, wird sie auch noch als junger Erwachsener verschrieben bekommen. Wird ADHS erst im Erwachsenenalter diagnostiziert steht eben nur Atomoxetin zur Verfügung.

Die Behandlung von Erwachsenen-ADHS ruht auf mehreren Säulen. Zunächst steht die Beseitigung begleitender psychischer Störungen und Krankheitsbilder im Vordergrund. „Die Stärkung von Selbstkompetenz und Selbstmanagement, das Geraderücken eines schiefen Selbstbildes und die Aufmerksamkeitslenkung auf das Hier und Jetzt durch psychologische Begleitung sowie medikamentöse Unterstützung und Stärkung durch Angehörige und Betroffene sind die weiteren wesentlichen Bausteine im modernen Behandlungskonzept“, erklärt Roberto D'Amelio, Psychologe an der Universität des Saarlandes.

Gefährliche Schönheit

Bei künstlichen Nägeln rufen Acrylate oft Allergien hervor

Von ROSEMARIE KAPPLER

Warum müssen Frauen eher schön als intelligent sein? Weil Männer besser sehen als denken! Was im Reich der Kalauer und Frotzeleien für Amüsement sorgt, hat im alltäglichen Leben oft unangenehme Folgen. So sind künstliche Nägel zweifelsfrei Blickfang und wohlfeiles Attribut beim Buhlen um Vertreter des „starken Geschlechtes“, sie lenken ab von den verräterischen Streßknabbereien und sie stärken gewißlich auch das Selbstbewußtsein. Doch nicht jede Frau verträgt den aufgeklebten Fingerspitzenschmuck.

Schätzungen zufolge läßt sich inzwischen jede zweite bis dritte Frau zwischen 15 und 50 Jahren mit natürlich gestalteten oder phantasievoll verzierten Fingernägeln verschönern. Doch für manche führt der Weg unmittelbar vom Kosmetikstudio zum Arzt.

„Die zur Befestigung künstlicher Nägel häufig verwendeten Methacrylate können eine unangenehme Kontaktallergie auslösen“, warnt der Göttinger Hautarzt Prof. Thomas Fuchs vom Ärzteverband Deutscher Allergologen. „Die Betroffenen leiden unter Bläschenbildung und Juckreiz.“

Wichtigste Maßnahme in der Behandlung von Kontaktallergien sei das Meiden des Allergieauslösers. „Auf die schönen neuen Nägel müssen Betroffene aber nicht unbedingt verzichten“, so Fuchs. „Acrylatfreie Gels zur Befestigung der Nägel können bereits zu einer weitgehenden Beschwerdefreiheit führen.“

Acrylate finden Anwendung als Bindemittel für Farben und Lacke, Spritzgußformmassen, Klebstoffe sowie als Werkstoff im Dentalbereich und Zusatz in Knochenzementen zur Befestigung von Prothesen.

Nach Auffassung des Arbeits- und Umweltmediziners Prof. Axel Buchter vom Universitätsklinikum Homburg haben folgende Berufsgruppen ein erhöhtes Risiko einer Kontaktallergie durch Acrylate: Menschen in der Textilherstellung und -verarbeitung, Zahntechniker, Reinigungskräfte, Maler, Lackierer, Fußbodenleger, Löter, Elektriker, Arbeiter in der Kunststoffproduktion sowie Holzarbeiter. Auch unter Zahnärzten, Orthopäden und Krankenschwestern finden sich immer wieder Betroffene, die an einem Handekzem leiden.

Zahnärzte sehen hin und wieder, daß die Schleimhaut von Patienten nach Behandlung mit acrylathaltigen Substanzen allergisch reagiert, Orthopäden machen die gleiche Beobachtung nach der Versorgung von Patienten mit einem künstlichen Gelenk. Ursache sind hierbei Acrylate im Knochenzement.

Um zum Anfangsproblem zurückzukehren: Häufig betroffen sind auch die Mitarbeiter in Nagelstudios. Auch Sabine Möck, staatlich geprüfte Nageldesignerin (HWK) und Schulungsleiterin für Nagelkosmetik aus Langenbrettach, leidet an einer Acrylat-Allergie. „Etwa zwei bis drei Stunden nach dem Befestigen künstlicher Nägel und deren Aushärtung bildeten sich an meinen Händen kleine rote Pickel, die heftig juckten. Da half nur noch Kortison“, berichtet sie. Aufgrund eigener Erfahrungen schätzt sie, daß gut ein Prozent der Frauen mit künstlichen Nägeln allergisch auf Acrylate reagieren. Beim Befestigen der Nägel wird häufig Methacrylsäure als Haftkomponente eingesetzt, um die Nagelplatte aufzurauen, damit die Modellageprodukte besser haften. Beim Aushärten werden acrylhaltige Dämpfe freigesetzt. „Allergische Reaktionen auf diese Gase können Ekzeme an den Händen, im Gesicht und am Hals sein“, hatte bereits vor sechs Jahren Dr. Stephan Michael Erdmann an der Universitäts-Hautklinik Aachen herausgefunden.

Frauen, die beruflich mit Acrylaten zu tun haben, sind also doppelt gefährdet, wenn sie ihre Nägel verschönern wollen. Treten nach dem Aufkleben künstlicher Nägel allergische Reaktionen auf, sollte umgehend ein Facharzt aufgesucht werden.

Adlig sein ist in Rußland wieder modern

Während sich in der Sowjetära Adlige als Bürgerliche ausgaben, geschieht heute das Gegenteil

Von WOLF OSCHLIES

Doch, doch, Lenin war Adliger. Sein Vater Ilja Uljanow gehörte als hoher Beamter der russischen Schulverwaltung dem „niederen“ oder „Dienstadel“ an, was sich Lenin später nicht ungern nutzbar machte, wenn er wieder einmal Zusammenstöße mit der Polizei des Zaren zu überstehen hatte. Ob er freilich posthum in die „Russische Adelsversammlung“, die Fürst Andrej Golizyn im Mai 1990 gegründet hat, aufgenommen wird, ist fraglich.

Westeuropäische Adlige sind an Titeln oder Namenszusätzen leicht auszumachen, russische nicht, und den Adel als einzige soziale Kategorie hat es nie gegeben. Im alten Rußland existierten einige historische Fürstengeschlechter und die große Gruppe der „Bojaren“. Diese, deren Name sich vom Wort „boj“ (Kampf) ableitet, besaßen weder erblichen Adel noch festen Grundbesitz, mußten aber die Leibwache des Herrschers stellen und ihn mittels einer Fürsten-Duma beraten. Oberste russische Instanz war der „Fürst von Moskau und ganz Rußland“, erst Iwan der Schreckliche nahm 1547 den Titel „Zar“ an, den vorher nur altbulgarische und altserbische Herrscher getragen hatten. Peter der Große fand 1721 mehr Gefallen an dem Titel „Imperator und Selbstherrscher aller Russen“ und ordnete den Adel.

Dazu trug bei, daß der Zar und die Bojaren in wechselseitigem Haß verbunden waren. Im Mai 1698, während Peters legendärer Hollandreise, hatte die Bojarenwache der „Strelitzen“ (Schützen) gegen den Zaren geputscht, was dieser damit vergalt, daß er nach seiner Rückkehr allen Bojaren mit dem „poskjob“, einer breiten Flachzange, die Bärte ausreißen ließ und kurz darauf alle Standesprivilegien aufhob. 1721/22 führte er mit seiner „Rangtabelle“ den Dienstadel im Militär- oder Zivildienst ein: Je nach Dienstrang oder verliehener Auszeichnung bekam man den persönlichen oder erblichen Adel, was die Zahl der Adelsgeschlechter von 3000 auf 100 000 anhob. An ihrer Spitze standen der Zar und seine engere Familie (Zarin, Zarewitsch), dann kamen die Großfürsten (Mitglieder des Herrschergeschlechts) und weiter ging es herab über Fürsten, Grafen und Barone zu den unbetitelten Adligen.



Die Zarenfamilie: Sie stand an der Spitze der Adelspyramide, gefolgt von den Großfürsten (Mitgliedern des Herrschergeschlechts), den Fürsten, den Grafen, den Baronen und den unbetitelten Adligen. Foto: pa

Ende des 19. Jahrhunderts wiesen Volkszählungen in Rußland 150 000 Adelsgeschlechter mit insgesamt anderthalb Millionen Angehörigen aus. Wo sind die geblieben? Laut Aleksandr Koroljow-Pereleschin, Vizechef der „Russischen Adelsversammlung“, traten dieser bislang 14 500 Mitglieder bei. Vor die Mitgliedschaft haben die Götter Diplome und Bestätigungen gesetzt, daß jemand Adliger oder Nachfahre eines Adelsgeschlechts ist, was die Versammlung streng prüft. Zu Sowjetzeiten war es lebensgefährlich, als Adliger erkannt zu werden, weswegen viele ihre Abkunft verheimlichten und Dokumente vernichteten.

Heute würden sie das gern rückgängig machen, denn Adel ist in Rußland gefragt – so sehr, daß windige Titelhändler Hochkonjunktur haben. Deren Ahnherr war ein gewisser Aleksej Brumel, der sich selber zum „Zaren Aleksej I., Herrscher aller Reußen“ ausrief und für schweres Geld Adelsbriefe verkaufte. Als er vor Jahren starb, trat ein Herr Bugaew, der sich als Abkomme des Adelshauses Ponjatowski ausgibt, an seine Stelle. Ein russisches Gesetz, das ihn und seinesgleichen belangen könnte, gibt es nicht, aber die Adelsversammlung stellt sich den Brumel, Bugaew & Co. wirksam in den Weg. Mehrfach hat sich Bugaew, „im Frack voller selbstverliehener Orden“, um Kontakte zur Versammlung bemüht, stets vergeblich. Ein exklusiver Klub ist die Versammlung nicht, vielmehr hat sie in letzter Zeit zahlreiche Prominente aufgenommen: den Schriftsteller Wladimir Solouchin, den Schauspieler Aleksej Batalow, den ehemaligen Außenhandelsminister Viktor Jaroschenko, was eine besondere Geschichte ist.

Am 22. August 1991 wurde in Moskau erstmals die weiß-blau-rote Trikolore gehißt, die das rote Tuch mit Hammer und Sichel ersetzte. Das war ein persönlicher Sieg von Minister Jaroschenko, der damit Premier Silajew und Präsident Jelzin ständig in den Ohren gelegen und sein Arbeitszimmer bereits mit einer solchen Flagge dekoriert hatte. 1992 wurde Jaroschenko als russischer Handelsvertreter nach Paris geschickt, wo er im Gebäude seiner Repräsentanz ein „Museum der russischen Flagge“ einrichtete. Derzeit lebt er als unabhängiger Geschäftsmann in Frankreich.

Russischer Adliger wird man zumeist durch die Verleihung eines hohen Ordens, allen voran der Orden „Wundertätiger Nikolaj“, den „Exil-Imperator“ Kyrill gestiftet und ursprünglich nur für Teilnehmer des Ersten Weltkriegs vorgesehen hatte. Die starben aus, der Ordensstifter starb, neue Chefin des „Russischen Zarenhofs“ im Exil wurde Großfürstin Maria. Bei der sprachen 2001 die Generäle Anatolij Kwaschnin und Valerij Manilov vor, die beiden Generalstabschefs der Russischen Föderation. Sie wollten den Orden „mit etwas verändertem Statut“ übernehmen, ihn exklusiv an Militärs verleihen. Die Großfürstin hatte nichts dagegen, die Russische Orthodoxe Kirche gab ihren Segen dazu und die beiden ersten „Kavaliere“ des alt-neuen Ordens wurden die Generäle Kwaschnin und Manilov, die so auch den „erblichen Adel“ erwarben. Kann man so eine Geschichte erfinden?

Neben dem „Wundertätigen Nikolaj“ bestehen weitere Orden von adelndem Rang, ganz besonders der „Orden der Heiligen Anna“, 1735 gestiftet von Herzog Karl-Friedrich von Holstein-Gottorf, der mit der Russin Anna, Tochter Peter des Großen, verheiratet war. 1742 wurden sein Sohn Karl russischer Thronfolger, später Zar Peter III., und der Orden russisches Eigentum. Das ist er noch oder wieder, und sollte er (sagt Versammlungs-Vize Koroljow-Pereleschin) Präsident Putin verliehen werden, dann würde dieser umgehend „Mitglied des Russischen Zarenhauses und einer der Thronfolger“. Und dann? Dann wird wohl die alte Hymne zu neuen Ehren kommen: „Boshe, Zarja chrani“ (Gott, schütze den Zaren), die bislang nur im Schlußsatz von Tschajkowskijs Symphonie „1812“ erklingt.

Mit der SPD kam in Hamburg die Ungleichheit

Der Namensgeber der zweithöchsten Auszeichnung der Hansestadt, der Bürgermeister-Stolten-Medaille, starb vor 80 Jahren

Von MANUEL RUOFF

Hamburg ist stolz auf seine traditionell vergleichsweise flache gesellschaftliche Hierarchie. Vor der Novemberrevolution, welche die SPD an die Macht brachte, besaß zwar nicht jeder Hamburger das Bürgerrecht, aber oberhalb des Bürgers gab es nichts mehr. Hamburgs Erster Bürgermeister Johann Heinrich Burchard brachte das in der Zeit des Wilhelminismus auf den Punkt. Die Nachricht, der preußische König geruhe, den Hamburger Rudolph Schröder in den Adelsstand zu erheben, kommentierte er mit der Richtigstellung, der Monarch könne den Hanseaten zwar in den Adelsstand „versetzen“, in ihn „erheben“ könne er einen hanseatischen Kaufmann jedoch nicht.

Von diesem gesunden Selbstbewußtsein war auch Hamburgs Umgang mit der Ehrenbürgerschaft geprägt. Sie wurde ausschließlich an Nichthamburger verliehen. Das war nicht nur logisch, sondern auch konsequent. Es war logisch, denn es ist unsinnig, jemand ehrenhalber zu etwas machen zu wollen, was er bereits ist. Und es war konsequent, denn wenn Hamburger Bürger zu sein das höchste der Gefühle und nicht mehr zu toppen war, dann konnte Hamburg zwar mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft bedauernswerte Zeitgenossen, die nicht das Glück hatten, Hamburger zu sein, auf das eigene Niveau anheben, aber nicht Bürger der Stadt aus dem Kreis ihrer Mitbürger erheben.

Auf die Schnapsidee, daß die Ehrenbürgerschaft etwas Besseres sei als die Bürgerschaft, und sie zu mißbrauchen, um einzelne Hamburger aus dem Kreis ihrer Mitbürger herauszuheben, kam man erst 1948 unter einem sozialdemokratischen Bürgermeister, als der damalige Vorstandsvorsitzenden der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften in Hamburg und vormalige Hamburger Senator Henry Everling sie erhielt. Seit jener erstmaligen Verleihung der Ehrenbürgerschaft an einen Hamburger ist sie die höchste Auszeichnung, die ein Hamburger durch seine Vaterstadt erfahren kann.





Bürgermeister-Stolten-Medaille: Die Vorderseite (links) zeigt das Profil des Politikers mit der Umschrift „Bürgermeister Otto Stolten 1919–1925“, die Rückseite das Wappen Hamburgs mit dem Monogramm des Künstlers darunter und der Umschrift „Das Gemeinwohl ist das höchste Gesetz“. Foto: Archiv

Ebenso wie die Ehrenbürgerschaft für Hamburger ist auch Hamburgs zweithöchste Auszeichnung, die Bürgermeister-Stolten-Medaille, in einer Zeit sozialdemokratischer Dominanz eingeführt worden, nämlich 1925. Wie bei der Einführung der Ehrenbürgerschaft für Hamburger war auch bei der Stiftung der Bürgermeister-Stolten-Medaille ein Sozialdemokrat der erste Nutznießer, nämlich der Namensgeber, der erste Abgeordnete der SPD in der hamburgischen Bürgerschaft und damalige Bürgermeister der Hansestadt Otto Stolten.

Dem Hanseaten sind Auszeichnungen fremd. Sie widersprechen seinem Verständnis von Understatement (Bescheidenheit), Bürgerstolz vor Fürstenthronen und Gleichheit im Geiste des mittelalterlichen Stadtrechts, in dem es bereits heißt: „Es gibt über dir keinen Herren und unter dir keinen Knecht.“ Sich mit „Auszeichnungen fremder Herren“ zu schmücken, verbot den Hanseaten ihr Bürgerstolz, und Bürger aus den eigenen Reihen mit einer Hamburger „Hundemarke“ schmücken zu wollen, ihr Ideal der Gleichheit. Dem bescheidenen Hanseaten ist das Bewußtsein erfüllter Pflicht Lohn genug, ihn dürstet nicht nach „äußerlich sichtbaren Ordensinsignien“, die „den Dekorierten vor seinen Kollegen und Mitbürgern als einen vorzüglicheren auszeichnen sollen“.

So war es in Hamburg zumindest bis zur Novemberrevolution. Seitdem dominieren in der Hansestadt mit Ausnahme der NS-Zeit sowie kurzer bürgerlicher Zwischenspiele die Sozialdemokraten. Und seitdem ist eine geradezu unhanseatische Flut an Medaillen über die Stadt hineingebrochen.

Abgesehen von der bereits erwähnten Bürgermeister-Stolten-Medaille wurden von der Stadtregierung 1926 die Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes, 1927 die Sportmedaille, 1928 die Johannes-Brahms-Medaille, 1978 die Senator-Biermann-Ratjen-Medaille und 1986 die Alfred-Toepfer-Medaille gestiftet. Hinzu kam ab 1919 eine Fülle an Preisen wie der Lessing-, der Bach-, der Lichtwark-, der Edwin-Scharff-, der Fritz-Schumacher-, der Alexander-Zinn-, der Senator-Neumann-, der Aby-M.-Warburg-, der Karl-Schneider- und der Hubert-Fichte-Preis.

Einen traditionsbewußten, auszeichnungsscheuen Hanseaten erinnern derart viele Auszeichnungen schon fast an DDR-Verhältnisse.

MELDUNGEN

Frieden verbindet

Münster – Auch nach über 300 Jahren verbindet der Westfälische Friede das niedersächsische Osnabrück und das westfälische Münster. In diesen Städten wurde 1648 nach zähen Verhandlungen der Dreißigjährige Krieg beendet. Ein Pauschalangebot soll Besuchern ab 2008 ermöglichen, die beiden geschichtsträchtigen Orte an einem Wochenende zu erkunden. Das Arrangement unter dem Motto „Frieden verbindet“ enthält unter anderem zwei Übernachtungen mit Frühstück, die Teilnahme an einer öffentlichen Altstadtführung in Münster und an einer Nachtwächterführung in Osnabrück sowie freien Eintritt in den Münsteraner Friedenssaal und das Osnabrücker Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrum. Weitere Informationen gibt es im Internet unter www.tourismus.muenster.de. *ddp*

Auf den Spuren von Fritz Reuter

Rostock – Das Fritz-Reuter-Literaturmuseum im mecklenburgischen Stavenhagen bietet ein Nachmittagsprogramm an, mit dem sich Besucher auf die Spuren des bekannten niederdeutschen Dichters begeben können. Der 1810 in Stavenhagen geborene Literat schildert in seinen Werken humorvoll die Mentalität der Mecklenburger und gilt als Wegbereiter der niederdeutschen Sprache als Schriftsprache. Das Programm „Ne lütte Tied“ – auf hochdeutsch „Eine kleine Zeit“ – beginnt mit einem einstündigen Museumsrundgang. Anschließend folgt eine Stadtbesichtigung, geführt vom Stavenhagener Kultur- und Heimatverein. Nach einem Spaziergang im Ivenacker Wald klingt der Tag bei einem literarisch-musikalischen Abendessen aus. Weitere Informationen: Fritz-Reuter-Literaturmuseum, Markt 1, 17153 Stavenhagen, Telefon (03 99 54) 2 10 72, Fax (03 99 54) 27 98 34, www.fritz-reuter-literaturmuseum.de. *ddp*

Raserei auf dem Wasser

Venedig – Auch am Canale Grande lauern künftig Radarfallen. Temposünder werden automatisch an die nächste Streife der Wasserschutzpolizei gemeldet. Auf dem vier Kilometer langen Kanal will man so die Raser bremsen. *o-n*

Stadt im Fluß

Liverpool: Englands einstiges Schmuddelkind wird Kulturhauptstadt Europas

Von ROBERT B. FISHMAN

Nach Jahrzehnten des Niedergangs wird Liverpool im Nordwesten Englands 2008 Europäische Kulturhauptstadt. In der ganzen Stadt wird gebaut und gebuddelt. Eröffnet wird das Programm am 12. Januar 2008 mit einem Fest der Kreativität. Der so unschuldig träge dahinfließende Mersey hat seine Launen – vor allem wenn draußen auf der Irischen See ein Sturm tobt und die Springflut das Wasser bis zu zehn Meter hoch landeinwärts drückt. Kaum eine halbe Stunde dauert die Überfahrt vom Industrievorort Birkenhead zum Fähranleger in der Liverpooler Innenstadt. An Bord: Anwohner, die mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren, Ausflügler, Touristen. An der Reling lehnt Peter Murray. Auf dem Kopf trägt er die blaue Mütze seines Arbeitgebers. „Letzten Sommer hatte wir sogar Peter Crouch hier“, freut sich der Matrose. Schon der Gedanke läßt sein ernstes Gesicht strahlen: Der Starspieler des FC Liverpool posierte zu Fotoaufnahmen auf der Brücke der „Royal Iris of the Mersey“ vor Liverpools Schokoladenseite.

Aus dem Dunst am Nordufer des Stroms steigen die beiden Türme des Royal Liver Buildings und der Bau der Hafenverwaltung mit seiner schwarzen Kuppel auf. Zu Liverpools Glanzzeit als wichtigster Hafen des britischen Empires verewigten sich im späten 19. Jahrhundert die großen Reeder und Versicherungen an der Waterfront mit mächtigen Palästen: Reich verzierte Bürohochhäuser im viktorianischen und edwardianischen Stil. Auf den Turmspitzen des Royal Liver Buildings, das einer Versicherung gehört, sitzen zwei große schwarze Vögel: Die Liver Birds. Die Ratsherren hatten als Ausdruck ihrer Macht und ihres Reichtums bei einem Bildhauer zwei Adler bestellt. Der Mann wußte wohl nicht so genau, wie ein echter Adler aussieht. So schuf er eine krude Mischung aus Kormoran und Greifvogel. Die Auftraggeber wußten es nicht besser, ließen den Künstler gewähren und präsentierten stolz das neue Wappentier der reichen Handelsstadt.

Liverpools Waterfront zählt wie die ganze Innenstadt „als Zeugnis des frühen Welthandels im Britischen Empire“ seit 2004 zum Weltkulturerbe der Vereinten Nationen. Reich geworden ist die Stadt im 17. und 18. Jahrhundert mit Geschäften, an die sich heute niemand mehr gerne erinnert: den Sklavenhandel. Vom Liverpooler Hafen, damals einem der größten der Welt, fuhren die Schiffe beladen mit Gewehren, Kanonen, Schnaps, Glasperlen und anderen Waren nach Westafrika. Dort tauschten die Händler ihre Ladung gegen Sklaven, die sie nach Amerika verfrachteten. Erst vor 200 Jahren verbot Großbritannien den Sklavenhandel.

Wichtigster Hafen des Empires

Zum Uno-Gedenktag für die Opfer der Sklaverei hat die Stadt im August ein neues Museum über die Geschichte der Sklaverei errichtet, das größte seiner Art in Europa und ein weiterer Baustein in Großbritanniens reichster Museumslandschaft außerhalb der Hauptstadt London. Schon jetzt locken viele Liverpooler Museen wie die Kunstgalerie Tate – ein Ableger der berühmten Tate Modern – mit freiem Eintritt und einem guten Angebot Besucher an. Geschichte, Politik, Stimmungen, Trends, Soziales und Kunst mischen sich in Liverpool immer wieder neu. Keine britische Stadt außerhalb Londons gebiert so viele Ideen und so viele Kreative wie die Stadt des permanenten Aufbruchs und Wandels am Mersey-Fluß.

In den zahllosen Bars und Kneipen spielen laufend heimische und auswärtige Musiker – mal organisiert, mal ganz spontan zu einer Session, die aus einer Stimmung heraus entsteht. Im Hee Bee Jee Bees an der angesagten Slater Street tritt fast jeden Abend eine Band auf. Besitzer Graham Clarke hat jetzt eine zweite Bar aufgemacht, das Jacaranda. Für rund 1,5 Millionen Pfund hat er den völlig heruntergekommenen Backsteinbau wieder hergerichtet.

Mehr als zwei Jahrhunderte lang war Liverpool der Schmelztiegel Europas. Millionen kamen hier an, um ein Auswandererschiff in die neue Welt zu besteigen. Viele, die auswandern wollten, sind in Liverpool hängen geblieben.

Rund eine Milliarde Pfund geben Touristen jedes Jahr in Liverpool aus. Die meisten Besucher kommen wegen der Beatles. Sie buchen eine „Magic Mistery Tour“ – eine Rundfahrt auf den Spuren der Fabulous Four, gehen in den originalgetreu nachgebauten Cavern Club, in dem die noch unbekannten Beatles Ende der 50er zur Mittagspause für die Geschäftsleute aus den angrenzenden Lagern, Läden und Büros aufspielten oder in das neue Beatles-Museum in den Albert Docks. Originalgetreu sind hier Clubs, Keller, Konzerträume bis auf die Küchenspüle und die Kasse genau nachgebaut. Im schlicht weißen John-Lennon-Gedenkzimmer steht John Lennons Gitarre. Auf dem weißen Flügel liegt seine berühmte, runde Brille. Vom Band läuft leise „Imagine“. Mehr nicht.

Zu Rory Best im Vorort West Derby verirren sich die wenigsten Touristen. Hier führt Pete Bests jüngerer Bruder in die Tiefen der frühen Beatles-Geschichte. Pete war Ende der 50er Jahre Schlagzeuger der jungen Beatles. Als kaum jemand mehr einen Penny auf die Combo gewettet hätte, gab ihr Pete und Rorys Mutter Mo in ihrem Casbah Club eine zweite Chance – zu Recht.

Rappelvoll, wenn die Beatles auftraten

Wenn die Beatles auftraten, war der Laden rappelvoll. In einem dunklen, winzigen Kellerraum von höchstens 30 Quadratmetern spielten die Bands. Wer aufs Klo mußte, wurde über die Köpfe der anderen Besucher unter der knapp zwei Meter hohen Decke durchgereicht, erzählt Rory. Zu Fuß war kein Durchkommen.

Rory hat seine Erinnerungen zum Beruf gemacht. Er lebt von seinen ganz persönlichen Führungen durch seine eigene Geschichte und die der Beatles. An der ehemaligen Kaffeetheke verkauft er Besuchern Becher und T-Shirts mit Beatles-Aufdrucken und erzählt Anekdoten.

Phil Hughes mag die Beatles, weil hinter fast jedem Satz in ihren Liedern eine Liverpooler Erinnerung steckt. Die „Strawberry Fields“ waren ein zum Waisenhaus umgebauter Herrensitz mit einem weitläufigen Park, in dem die Beatles als Kinder Cowboy und Indianer spielten und später Parties feierten. „strawberryfield forever ... nothing is for real ...“, singen sie, „gar nichts ist wahr“, und träumen von der Unbeschwertheit ihrer Kindheitsphantasien, als man „ein Drachen, ein Ritter oder ein Flugzeug“ sein konnte und alles war gut.

1996 ließ Ex-Beatle Paul McCartney die Schule, die er als Kind selbst besucht hatte, zum Liverpool Institute for Performing Arts LIPA umbauen. Weltweit einmalig verbindet das LIPA eine solide betriebswirtschaftliche mit der künstlerischen Ausbildung und vermittelt dazu das nötige Marketingwissen. Der Erfolg gibt dem Institut Recht. Angeblich finden 90 Prozent der Absolventen anschließend eine Stelle.

Nach dem Studium können sich die Absolventen auf ein breites Netzwerk stützen. Vergil Sharkya zum Beispiel hat Freunde und Kollegen auf der ganzen Welt, die mit ihm zusammen am LIPA studiert haben. „Jederzeit“ kann er sie um Rat fragen und Tips für die Suche nach Auftraggebern bekommen.

Der Österreicher baut zusammen mit Stefan Kazzassoglou, ebenfalls Absolvent der LIPA, in einem ehemaligen Club ein achteckiges Spezialtonstudio aus Holz und Sand, so daß sie es jederzeit wieder abmontieren und woanders wieder aufstellen können – so eine Art Modell der Stadt Liverpool: immer im Fluß und jederzeit bereit, neue Impulse aufzugreifen und an einer anderen Stelle neu anzufangen.



Liverpool: Blick auf das Royal Liver Buildung und das Hafenamt Foto: Fishman

Rundumbetreut zum Pauschalpreis

All-Inclusive-Angebote vor der Buchung genau prüfen

Nicht nur im Alltag, auch im Urlaub wollen viele Menschen ihre Ausgaben genau im Blick behalten. Entsprechend liegen All-Inclusive-Angebote voll im Trend. Denn damit lassen sich die Kosten für den Familienurlaub bereits im Reisebüro nahezu komplett kalkulieren. Damit es wirklich so ist, sollte man vor der Buchung das Angebot genau prüfen, rät Beate Wagner von der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen.

„Der Begriff all-inclusive ist nach wie vor nicht geschützt. Dahinter können sich ganz unterschiedliche Leistungen verbergen.“ So handele es sich manchmal nur um eine aufgepeppte Vollpension, ein anderes Mal sei sogar bis zu Zigaretten alles enthalten. Die dehnbare Interpretation des Begriffs erschwert die vermeintlich einfache Kalkulation. Zunächst sollte man sich fragen, was einem im Urlaub wichtig ist. Denn alle im Angebot enthaltenen Leistungen zahlt man automatisch mit.

Wer also eher ein Fitneßmuffel ist, sollte sich nach einem Hotel ohne großes Sportangebot, aber dafür mit eingeschlossenen Ausflügen umsehen. Eltern mit Kindern könnten dagegen auf eine umfassende Kinderbetreuung und auf flexible Essenszeiten achten. „Damit man am Urlaubsort keine unliebsamen Überraschungen erlebt, sollte man sich die eingeschlossenen Leistungen genau beschreiben und eventuell bei der Buchung bestätigen lassen“, betont die Verbraucherschützerin. Denn auf Leistungen, die im Angebot oder der Katalogbeschreibung nicht genannt wurden, hat man auch keinen Anspruch.

In den meisten All-Inclusive-Anlagen ist es üblich, daß die Urlauber für die Zeit des Aufenthaltes ein nicht abnehmbares Plastikarmband tragen müssen. Dieses zeigt an, daß man die All-Inclusive-Leistungen nutzen darf. Nicht jeder mag dieses Armband tragen. Einige sehen in der Markierung einen Angriff auf die Menschenwürde. Es gebe sogar Gerichtsurteile zu der Frage, ob man so ein Band tragen müsse oder nicht, berichtet Reiserechtsexpertin Wagner. Die Rechtssprechung sei jedoch nicht einheitlich, denn „die verschiedenen Gerichte urteilten zu diesem Thema bisher genauso unterschiedlich, wie die Urlauber“.

Meistens werde schon in der Angebotsbeschreibung darauf hingewiesen, daß das Tragen eines Plastikarmbandes obligatorisch sei.

Wer sich dann vor Ort weigere, dieses zu tun, könne von den All-Inclusive-Leistungen ausgeschlossen werden – und müsse dann alle Leistungen bezahlen.

Aber auch, wenn man erst vor Ort von dem Band erfährt, sei dieses nicht automatisch ein Reisemangel, der vor Gericht anerkannt wird: „Bei derart unterschiedlicher Rechtssprechung raten wir dringend von Experimenten ab und empfehlen, das Band zu tragen“, sagt die Expertin. Wer das nun überhaupt nicht will, sollte sich auch die Armbandfreiheit der Anlage vor dem Urlaub bestätigen lassen. *ddp*

In der Tiefe

Stralsund eröffnet Ozeaneum im Frühjahr

In diesem Frühjahr wird Stralsund um eine Attraktion reicher sein. Dann nämlich eröffnet auf der Hafeninsel das Ozeaneum, ein weiterer Standort des Deutschen Meeresmuseums und zugleich Norddeutschlands größter Museumsneubau. In knapp 40 (!), zum Teil riesigen Meerwasseraquarien wird der Besucher allen Schönheiten und Geheimnissen der nördlichen Meere begegnen.

Im Ostseeaquarium tummeln sich bekannte Fischarten wie Flunder oder Plattfisch, aber auch ungewöhnliche Tiere wie die Wollhandkrabbe oder bedrohte Arten wie der Stör, der durch seinen Kaviar zum Objekt der Begierde wurde. Im Nordseeaquarium werden die typischen Lebensräume simuliert, ebenso zeigt ein Gezeitenbecken die Auswirkungen von Ebbe und Flut. Das größte Becken aber wird den Schwarmfischen vorbehalten sein. In den fast 2,6 Millionen Litern Wasser werden sich Tausende von Heringen und Makrelen tummeln. In einer nachgebildeten Kabine eines Forschungsbootes kann man nachempfinden, wie es Tauchern zumute ist. Ein Spaß nicht nur für Kinder, die mit dem „Meer für Kinder“ eine eigene Abteilung erhalten werden, um das Meer zu erkunden. Besondere Attraktion aber wird die große Wal-Ausstellung mit Fischmodellen im Maßstab 1:1 sein.

Mit dem Ozeaneum erhält Stralsund die größte Ostseeausstellung im gesamten Ostseeraum. Geöffnet sein wird das Ozeaneum montags bis sonntags von 9.30 Uhr bis 19 Uhr, Eintritt 14 / 8 Euro. *man*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der



MIT DER PAZ DIE WELT ENTDECKEN...



Prämie 1: Renaissance - Globus + Atlas der Weltgeschichte

Renaissance-Leuchtglobus

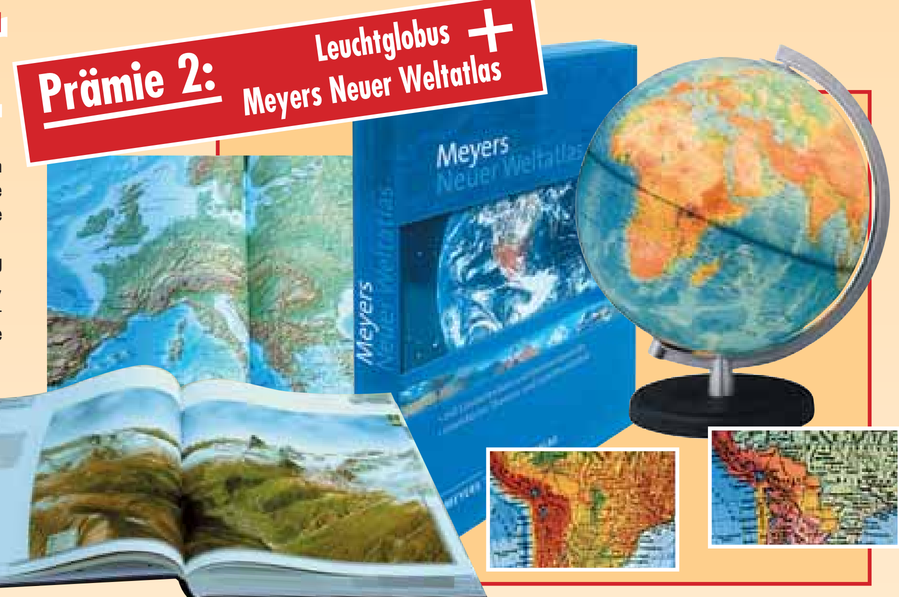
Das Renaissance-Kartenbild. Im unbeleuchteten Zustand fallen zuerst die pergamentfarbenen Ozeane auf, die Länder mit typischem Randkolorit auf Pergamentfond, die Darstellungen von Fregatten, Seeschlangen und einer Windrose.
Beleuchtet sind die Entdeckerrouten von Christoph Kolumbus bis Magellan zu sehen. Dieses Kartenbild wurde nach Originalkarten aus dem 16. Jahrhundert gestaltet, zeigt dabei dennoch die aktuellen politischen Staatsgebiete. Gesamthöhe ca. 34 cm

Atlas der Weltgeschichte

Ein Atlas der Superlative, der in punkto Wissensvermittlung Maßstäbe setzt: Die ideale Verbindung aus Karten- und Bildmaterial sowie fundierten Texten läßt die Entwicklung der Menschheit von ihren Anfängen bis heute lebendig werden. Zu jeder Epoche bzw. Region finden sich wertvolle Hintergrundinformationen über Personen, Völker, Ereignisse und Kulturen. Mehr als 500 farbige, historisch genaue Karten, 1000 Fotografien und Zeichnungen und über 400 Zeitleisten schaffen visuelle Klarheit.

oder

Prämie 2: Leuchtglobus + Meyers Neuer Weltatlas



Leuchtglobus

Das physische Kartenbild (unbeleuchtet) zeigt detailliert die Landschaftsformen sowie die Gebirgszüge und Gebirgsregionen, die Tiefebenen, das Hochland, die Wüsten und in einer plastischen Deutlichkeit durch Farbabstufungen die Meerestiefen.
Das politische Kartenbild (beleuchtet) dokumentiert in klarer, farblicher Abgrenzung alle Staaten und die verwalteten Gebiete unseres Planeten. Sichtbar sind Flug-, Schiffahrts- und Eisenbahnlinien. Durch den speziellen Eindruck von Schummerungen sind bereits hier die Höhenstrukturen der Erde erkennbar. Gesamthöhe ca. 34 cm

Meyers Neuer Weltatlas

zeichnet in bewährter digitaler Präzision ein aktuelles Bild unserer Erde: Optisch wie inhaltlich auf dem neusten Stand der Kartografie, ist dieser moderne Atlas - jetzt mit erweitertem Themen- und Satellitenbildteil sowie mit Länderlexikon - ein unverzichtbares Nachschlagewerk für eine virtuelle Reise um die Welt.

Preußische Allgemeine Zeitung – Das Ostpreußenblatt – Das Ende der Reformen

Lesen Sie die Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich die Prämie für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und erhalte die Prämie Nr. 1 ☐ oder Nr. 2 ☐ Bitte ankreuzen!

Zahlungsweise: ☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

Gesinnung bleibt

Betr.: „Karriere statt ‚Hilfe'" (Nr. 49)

Franziska Drohsel hat sich von der „Roten Hilfe" getrennt. Darf man fragen, ob sie mit dieser Trennung eine andere geworden ist, nicht eine Linksextremistin, auf die der Verfassungsschutz achten sollte?

Die Juso-Chefin muß Rücksicht auf ihr erstrebtes Amt nehmen, auch der künftige Beruf, in dem man doch mit der eigenen Gesinnung viel bewirken will, benötigt Tarnung.

Das ist nicht so anormal, und es gibt viele Bürger in unserem Land, die ihre eigene Meinung nur im Freundeskreis äußern. Frau Drohsel ist nichts vorzuwerfen. Dumm wäre nur, wenn man glauben würde, daß sie mit dem Austritt aus der „Roten Hilfe" eine andere geworden sei.

Helmut Sager, Kiel

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.



„Unsere Richtung ist links": Die neue Juso-Vorsitzende Franziska Drohsel freut sich über die große Zustimmung. Foto: ddp

Nicht vergleichbar

Betr.: „Besser als der Pisa-Ruf" (Nr. 49)

Laßt uns doch bitte mit Pisa in Ruhe. Den schiefen Turm würde ich mir ja gern einmal ansehen, von der gleichnamigen Untersuchung halte ich gar nichts, ist es doch kaum möglich, die Klassen einer Stufe zutreffend zu vergleichen.

Mir schmeckt auch nicht, wie mit dem Namen Pisa versucht wird, Neuerungen in unseren Schulen zu etablieren, die nach Ideologie stinken und auch Blüten der Eitelkeit sogenannter Bildungspolitiker oder Erziehungswissenschaftler sind.

Natürlich sollen unsere Kinder in den Schulen möglichst viel lernen, damit sie im Leben bestehen können. Dazu gehören vor allem genug ausgebildete Lehrer, Klassengrößen, die der Leistungsfähigkeit der Schüler angepaßt sind, und zusätzliche Hilfen für alle die, die mit dem Gros nicht Schritt halten können.

Das kostet mehr Geld, das Regierungen und Parlamente in der Regel nicht zur Verfügung stellen. Dafür aber Reformen, was immer gut klingt, nur seltener auch etwas taugt.

Hans-Martin Vieban, Düsseldorf

Verkappte Diktatoren

Betr.: „Nur ein paar Zeilen" (Nr. 50)

Ein paarmal habe ich mir das Gedicht „An den Führer" durchgelesen. Bei „O Befreiung" stolperte ich über den 8. Mai 1945. Wenn man statt „dienend den Deutschen" durch „dienend der Bevölkerung" ersetzt, hat man die Worte schon zusammen, die die politische Korrektheit jubeln ließe. Wäre Agnes Miegel eine Hellseherin gewesen und wären den Linken die Worte gewidmet gewesen, würde ihr Andenken weiter in Ehren gehalten.

Napoleon und andere sind Geschichte. Hitler immer noch nicht. Auf der einen Seite sollten die Vertriebenen seit jeher nur in die Zukunft schauen, dann aber wird die Vergangenheit der Deutschen immer so aktuell erhalten, als wenn Hitler noch an der Macht wäre.

Wer profitiert davon, wenn das Andenken einer Dichterin ausgelöscht werden soll? Wird Willy Brandt gleich mit ins Fegefeuer getan? Schließlich hat er Agnes Miegel besucht und mit einem Blumenstrauß geehrt. Die Linken nehmen für sich die Demokratie in Anspruch, können aber selbst sich ihr nicht unterordnen. Sind sie doch verkappte Diktatoren?

Irgendwie kommt mir der Aufstand gegen Agnes Miegel sehr verdächtig vor. Gab es im Dritten Reich nicht die Buchverbrennungen und das Auslöschen von nicht genehmen Schriftstellern und Künstlern aller Art?

Ich darf solche Gedankengänge haben, denn ich bin in einer Zeit groß geworden, in der es wirkliche Demokratie, sprich Rede- und Gedankenfreiheit gab, und das war nach 1945!

Elisabeth Krahn, Celle

Das Geld gehört in den Kinderschutz

Betr.: „Karriere statt ‚Hilfe'" (Nr. 49)

Es ist eine Schande, daß keine wirksamen Schutzmechanismen für unsere kleinen Kinder vorhanden sind, weil nicht ausreichend finanziert. Mit Millionen finanziert werden dagegen schizoide Gruppierungen wie jene „gegen Rechts". Diese Gruppierungen leben einen regelrechten Haß gegen Andersdenkende und sind in ihrem Haß unfähig zu erkennen, daß das höchste Gut einer Demokratie die Meinungsfreiheit ist.

Um das Leben unserer kleinen Kinder wirksamer schützen zu können, müßten auch die staatlichen Gelder von diesen missionarischen Rechtenhassern in den Kinderschutz umgeleitet werden.

Dieter Schmekies, Bad Vilbel

Das Kind gehört der Familie!

Betr.: „Lebensrisiko" (Nr. 45)

Wir haben es mit einem konzentrierten Angriff auf Ehe, Familie und Kinderbetreuung zu tun, deren Täterinnen und Täter leider nicht nur den linken Parteien angehören, sondern ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter auch in der Union finden. Nur die CSU bleibt uns wohl noch, um den Angriff auf Deutschlands Zukunft abzuwehren. Die schwedische Familienexpertin Anna Wahlgren hat in der „Welt"ausgeführt, daß Kleinkinder „zur Herde" gehören, Eltern ihre unter dreijährigen Kinder nicht in Krippen schicken sollten, weil sie zu ihrer Orientierung erst in die Herde hineinwachsen müßten. Zutreffend war in einem Kommentar der „Welt" auch die Inbeziehungsetzung von Pflege- und Betreuungsgeld. Was für alte Mitbürger honoriert wird, wird Kleinkindern verweigert. So selbstverständlich es ist, für die häusliche Pflege ein Pflegegeld zu zahlen, so fern einer Selbstverständlichkeit ist die Zahlung eines Betreuungsgeldes für Eltern, die ihre Kleinkinder selber betreuen können. Das Kindesheil ist keineswegs die Krippenbetreuung, sie bleibt immer nur ein leider oft notwendiger Notbehelf mit fragwürdiger Qualität. Das Kind gehört der Familie und nicht den Angestellten des Staates!

Hansjörg Reuter, Neu-Fahrland

Scharia ablehnen

Betr.: „Wegen Teddy verhaftet" (Nr. 48)

Inzwischen wissen wir, daß die britische Lehrerin dank der Hilfe ihres Landes „nur" mit einer kurzen Gefängnisstrafe zu rechnen hat, aber um ihr Leben fürchten muß, sollte sie radikalen sudanesischen Muslimen in die Hände fallen, die sie zum Wohle Mohammeds ermorden wollen.

Wir erleben wieder einen Islam, vor dem es uns graut und den wir nicht einfach als uns nicht berührend betrachten dürfen. Da müßten alle Organisationen der Muslime in Deutschland und im übrigen Europa überzeugend darlegen, daß sie den Islam der Scharia wie wir als ein Werk des Teufels betrachten und darauf verzichten, ihre Religion über andere zu stellen.

Konrad Munz, Köln

Nur wir entehren!

Betr.: Leserbrief „Wehrmacht im ZDF diffamiert: Gegenargumente interessieren nicht" (Nr. 50)

Kein Land – außer dem unseren – entehrt seine Soldaten. Das tun nur die Deutschen, unter anderem in Filmen wie dem von Guido Knopp „Die Wehrmacht – eine Bilanz". Daß wir dadurch die Verachtung anderer Länder auf uns ziehen, scheint keinen zu stören. Auch mit Diffamierung läßt sich Geld machen.

Annerose Türke, Gelsenkirchen

Ein Gewissen ist ihnen fremd

Betr.: „Dreck am Stecken" (Nr. 50)

Der Afrika-Gipfel konnte wohl nicht anders enden, weil auf der afrikanischen Seite Verbrecher wie Mugabe zu finden sind, für die keine Regeln gelten. Sie sind allein an Macht und Vorteil orientiert. Ein Gewissen ist ihnen fremd.

Da Staaten wie China nicht weniger gewissenlos Afrika ausbeuten, dürfte Afrika ein Unruheherd bleiben, aus dem viele Menschen zu flüchten suchen und in dem Rücksicht auf die Umwelt unbekannt ist.

Da wird es natürlich nicht zu umgehen sein, moralisch-bedenkliche Kompromisse zu schließen, um noch Schlimmeres verhüten zu helfen, wozu aber auch gehört, den Ausbeutern Afrikas auf die Füße zu treten. Und letztendlich haben auch Kompromisse Grenzen, die von einem moralisch bestimmten Menschen nicht überschritten werden können.

Bertold Meißner, Friedrichshafen

Unser Schicksal im Mittelpunkt

Betr.: „Wort gehalten" (Nr. 50)

Ich bin da sehr skeptisch und glaube an das gehaltene Wort erst dann, wenn das Zentrum gegen Vertreibungen endlich steht und den Deutschen ungeschminkt, unverfälscht und ohne die Mitsprache der Sieger(Täter)-Staaten Auskunft darüber gibt, was die deutschen Vertriebenen zu erleiden hatten.

Nichts soll uns dabei daran hindern, auch andere Vertreibungen in das Zentrum gegen Vertreibungen aufzunehmen, denn sie verstoßen alle gegen Völkerrecht und Menschlichkeit.

Nur das Schicksal unserer vertriebenen Landsleute haben nur wir aufzuklären, wobei es selbstverständlich ist, daß die Wahrheit nicht Aggressionen und Rache dient. Die Täter sind uralt oder tot.

Die Wahrheit fordert uns alle auf, nie wieder, zumindest in unserem Umfeld, Vertreibungen zuzulassen!

Hans-W. Grünberg, Gera

Unser Schild

Betr.: „Ich baue sie wieder auf" (Nr. 43)

Das Schild „Schirwindt – Die verschwundene Stadt" haben der Litauer und Schirwindt-Forscher Antanas Spranaitis (Kurdirkos Naumiestis, nur zirka zwei Kilometer vom ehemaligen Schirwindt entfernt) und ich im Oktober 2000 aufgestellt. Das Gleiche geschah mit einem vier Meter hohen Holzkreuz auf dem Grundstück der zerstörten Schirwindter Immanuelkirche.

Jean C. Montigny, Cuxhaven

Für Guido Knopp ist der Zweite Weltkrieg noch nicht zu Ende

Betr.: Leserbrief „Wehrmacht im ZDF diffamiert: Gegenargumente interessieren nicht" (Nr. 50)

Zu diesem neuerlichen Machwerk ist in Ergänzung der Stellungnahme von Reinhard Uhle-Wettler im Leserforum noch einiges mehr zu sagen. So beeilte sich „Der Tagesspiegel" seinen Lesern kundzutun: „Neue Studien über die Verbrechen der Wehrmacht zeigen die deutschen Heerführer als willenlose Vollstrecker der Unmenschlichkeit."

Der „FAZ"-Herausgeber Frank Schirrmacher unterstellte dem Produzenten Prof. Guido Knopp schon 1999 „einen Zug ins Irrwitzige", und der New Yorker jüdische Historiker Wulf Kansteiner beklagte jetzt, daß Knopp die Vergangenheit wie eine Kolonie ausbeute – „Geschichtspornographie" sei das. Doch die Wahrheit ist schlimmer!

Für Herrn Knopp ist der Zweite Weltkrieg noch längst nicht zu Ende. Für ihn existiert das Nürnberger Urteil nicht, wonach das OKW keine verbrecherische Organisation war und als solche auch nicht verurteilt wurde. Auf dem Vergessen dieser Tatsache baut er seine an die psychologische Kriegführung eines Sefton Delmer („Jeder Griff ist erlaubt. Je übler desto besser, Lügen, Betrug — alles") erinnernden TV-Spektakel auf.

Dieser Fünfteiler stellt eine neue Qualität in der Geschichtsfälschung dar, weil hier zum ersten Mal zielstrebig Leichenfledderei größten Ausmaßes betrieben wurde. Keiner der verleumdeten und entehrten Männer lebt mehr. Lebende „Trend Park"-Zeugen unerwünscht! So lange hielten die Briten ihre Abhörakten für die Öffentlichkeit unter Verschluß.

Wie groß muß die Berufsehre der englischen Historiker sein, dieses Material selbst nicht angerührt zu haben? Der schäbige Umgang mit dem Gegner hätte auch im englischen Offizierskorps, das nach der Devise „Recht oder Unrecht, mein Vaterland!" kämpfte, größtes Mißfallen erregt.

Es ist erstaunlich, in welcher abscheulichen Weise Knopp ganz offen linksextremistische Ideologie betreiben kann, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden. Denn ihm zu glauben bedeutet, die Bundeswehr als militärischen Verbrecherhaufen zu begreifen, da mehr als 5000 dieser „willenlosen Vollstrecker der Unmenschlichkeit" — alles Wehrmachtsoffiziere bis zum General und Admiral, darunter viele Ritterkreuzträger – die Bundeswehr aufgebaut haben.

Cui bono? — all denen, die ein nationales Interesse daran haben, warnend aufzuzeigen, wer, warum und mit welchen Mitteln die Deutschen noch immer verteufelt. Dem ZDF aber sei empfohlen: Mit „beiden Augen" sieht man am Besten!

Dieter Bock, Burgstall

Moralist des Teufels

Betr.: „Giordano spricht Vertriebenen Recht ab" (Nr. 50)

Müssen wir uns denn dieses Medien-Produktes überhaupt annehmen?

Was Giordano ist, ist er durch die Medien. Ob er das Zentrum gegen Vertreibungen unterstützt oder es läßt, sollte uns egal sein. Wir tun ihm eine Ehre an, die ihm nicht gebührt, wenn es uns kümmert, an welchen Baum er gerade pinkelt.

Ohne Zweifel gehört er zu den Moralisten des Teufels, die Opfer in Schubladen packen und für schrecklichste Verbrechen Entschuldigungen haben, wenn die Opfer Deutsche sind. Dieses ganze Täter-Opfer-Geschwätz hat mit Moral nichts zu tun, es ist einfach widerwärtig, weil es verkennt, daß Täter immer nur der sein kann, der persönlich ein Verbrechen begeht.

Es hat wohl kaum je ein Deutscher Hitler gewählt, weil er einen Krieg wollte. Und als das Morden begann, hatte der deutsche Bürger nicht mehr als heute zu melden, nichts! Und wenn er damals an Hitler glaubte und den Medien vertraute, unterscheidet es ihn auch nicht sehr deutlich vom heute.

Sind wir nicht alle in vielen Bereichen unseres Lebens die Opfer der auf uns herabregnenden Informationen?

Jürgen Petereit, Landshut

Politiker haben Einwandererkinder vernachlässigt

Betr.: „Wachschutz vor Berliner Problemschulen" (Nr. 50)

So weit ist es mit uns gekommen, daß unsere Schüler schon bewacht werden müssen, um ungehindert ihrem Unterricht nachgehen zu können. Es sind die Folgen einer unkontrollierten Einwanderung, die in unser Land Menschen gespült hat, die weder integrationsfähig noch -willig sind und deren Kinder von unserem Schulsystem und auch von unserem Arbeitsmarkt nicht aufgefangen werden, was verantwortlichen Politikern anzulasten ist, die Fremde in unser Land gelassen haben, ohne sich ausreichend um deren Kinder gesorgt zu haben.

Doris Pritschig, Offenburg

Gegen die sprachliche Vertreibung wehren

Betr.: „Eine Wende westwärts" (Nr. 48)

Sie berichteten über Probleme mit dem Namen des Ostdeutschen Kulturrates wegen des Mißbrauches der Bezeichnung „Ostdeutschland" für das Gebiet Mitteldeutschlands. Die Akzeptanz dieser Begriffsverwirrung bedeutet die Kapitulation gegenüber einer weiteren, diesmal sprachlichen Vertreibung der (wahren) Ostdeutschen. Das wäre der ganz falsche Weg. Im Gegenteil sollte man sich strikt gegen diesen Unsinn wehren. Leider tut das auch die *PAZ* nicht (siehe gleiche Ausgabe Seite 5), was ich schon länger feststellen muß. Ist das bloße Gedankenlosigkeit?

Dr. Uffhausen, Lüneburg

Toleranz beweisen

Betr.: „Die unsichtbare Front" (Nr. 48)

Vor Jahren schon hörten wir von über 30 000 radikalen Muslimen in unserem Land, wir lasen auch von dem Jubel über den 11. September, als die Türme des World-Trade-Center in sich zusammenstürzten und unzählige friedliche Menschen unter sich begruben.

Wir wissen von Millionen nicht integrierter Muslime, von denen sicher die Mehrheit friedliche Menschen sind. Aber sie leben oft in ghettoähnlichen Wohnbereichen.

Wir wissen zu wenig von ihnen, und können nicht erahnen, was sich hinter ihren Gesichtern verbirgt. Geschehnisse in islamischen Ländern lassen uns schaudern. Was können wir tun? Nur darauf warten, bis auch bei uns der Terror zuschlägt? Die deutschen Muslime sind aufgerufen, ihre Friedfertigkeit und Toleranz zu beweisen.

Walter Diehbach, Halle



Wachschützer der Firma Germania vor der Röntgen-Schule in Berlin Neukölln: Vor 13 Schulen im Berliner Stadtteil Neukölln ziehen private Wachschützer auf. Damit soll Gewalt auf Schulhöfen durch schulfremde Jugendliche eingedämmt werden. Foto: ddp

Überall abgezockt

Betr.: „Wir zahlen" (Nr. 49)

Wenn Angela Merkel vor dem deutschen Bundestag von den Erfolgen ihrer Regierung und dem allgemeinen Aufschwung spricht, hat das einen schalen Beigeschmack.

Man könnte meinen, daß unser Land von dem Streben beherrscht wird, nur die eigenen Taschen ohne Rücksicht auf andere zu füllen. Wohin man schaut, wird abgezockt.

Gerade hat die Politik ihrer Post zu weiter guten Einnahmen verholfen, indem sie die Konkurrenz ausgeschaltet hat, was der Postboß Zumwinkel gleich zur persönlichen Bereicherung genutzt hat.

Die Erpresser der GDL durften ungehindert Deutschlands Bürger terrorisieren. Den Erfolg der GDL entrichten wir mit höheren Preisen.

Kaum eine Woche vergeht, ohne daß wieder etwas teurer wird. Spaß macht das alles nicht.

Albert Schmitt, Leverkusen

Bald »DDR light«? Medien liefern der Linken Plattform

Betr.: „Nur ein paar Zeilen" (Nr. 50)

Seit Wochen verfolge ich hier in den Düsseldorfer Lokalnachrichten mit ungläubigem Staunen die Diskussion um die Agnes-Miegel-Realschule, deren Namen ein halbes Jahrhundert lang nie ein Problem bildete. Nun aber, wo eine Handvoll Politiker der Partei Die Linke das Thema öffentlich angeht, soll es plötzlich zum Problemfall werden. Und das Schlimmste: Die Medien stimmen unisono ein in den Chor der linken Kritiker und reden den Betroffenen – in diesem Fall Schülern und deren Eltern sowie Lehrern und der Schulleitung – solange ein schlechtes Gewissen ein, bis diese dem Druck nachgeben und schließlich einknicken.

Auch in anderen Kommunen Deutschlands, in deren Räten inzwischen Abgeordnete der Partei Die Linke sitzen, haben diese offensichtlich zum Kampf gegen „belastende" Namen von Straßen und Gebäuden geblasen, um ihre Art der „Vergangenheitsbewältigung" weiter voranzutreiben. So geschehen in München, wo Straßen mit Bezeichnungen aus der deutschen Kolonialgeschichte bereits umbenannt wurden, oder Bad Lauterberg im Harz, wo man noch um die Umbenennung kämpft, im übrigen auch in Berlin. Und jetzt eben in Düsseldorf und Umgebung, wo es nämlich mit der Umbenennung der Realschule, die nach der „Nazi-Dichterin" benannt wurde, nicht allein getan ist, sondern wo man bereits weitere Pläne zur Abschaffung „belastender" Straßennamen schmiedet, die in irgendeiner, wenn auch nur der entferntesten Weise, mit dem Nationalsozialismus, mit dem Kolonialismus – oder was die Partei Die Linke darunter versteht – zu tun haben.

All diese Aktionen könnte man weitgehend unbeachtet lassen, wenn sich nicht selbst seriöse Zeitungen des Themas annähmen und damit den geschichtsverfälschenden Argumenten der Partei Die Linke auch noch eine völlig unnötige Plattform lieferten. Zum Beweis ein jüngst in der Tageszeitung „Rheinische Post" (vom 5. Dezember) erschienener Artikel mit der Überschrift „Wenn der Name zur Belastung wird", der genau jene Tendenz widerspiegelt und damit leider allen linken Kritikern und deren Sympathisanten in die Hände spielt. Wenn da erst mal ein Anfang gemacht ist, dann werden wir in Deutschland eine Welle von Umbenennungen erleben, wie es sie nach dem Zweiten Weltkrieg in der SBZ / DDR gab. So wird dann die vereinigte Bundesrepublik Deutschland in einem schleichenden Prozeß irgendwann doch noch zu einer „DDR light" – Anzeichen dafür sind längst erkennbar!

Wolfgang Reith, Neuss

Soldaten sind kein Politik-Ersatz

Betr.: „Auftakt zu neuer Gewalt im Kosovo" (Nr. 47)

Der obige Bericht ist erschreckend und beunruhigend. Allerdings stellt sich sehr schnell die Frage, was hat eigentlich der siebenjährige Einsatz der internationalen Truppe einschließlich der UNMIK bewirkt? Haben sich die auch deutschen Politiker der Einfachheit halber überwiegend damit zufriedengegeben, Militär und Polizei zu entsenden? Nach dem Motto, die werden es schon richten. Militär und Polizei als Politik-Ersatz? Wie sich jetzt wiederholt zeigt: ein schwerwiegender Fehler. Wir sollten unseren Politiker/innen zukünftig nicht erlauben, Soldaten und Polizisten als Politik-Ersatz einzusetzen. Auch Bündnisverpflichtungen (Nato und UN) entlassen die politisch Verantwortlichen nicht aus ihrer nationalen Verantwortung, mit Leib und Leben unserer Staatsbürger/innen sowie mit deutschen Steuergeldern verantwortlich umzugehen. Zivile Anstrengungen sollten den Einsatz von Soldaten/innen und Polzisten/innen schnellstmöglich ersetzen. Im Kosovo ist dies leider bis heute nicht gelungen. Für Afghanistan droht uns eine vergleichbare Lage, wenn wir unseren Politikern/innen nicht über den Stimmzettel „Beine machen".

H. Hedderich, Oldenburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2368**

Ich bin in der Schule manipuliert worden

Betr.: „Die 68er: Noch heute tragen wir die Folgen" (Nr. 45)

Ist der kollektive Selbstmord der Deutschen die späte Folge des verlorenen Krieges? Diese Frage fällt mir immer ein, wenn ich mir die Entwicklung in meinem Land anschaue. Ich habe das Gefühl, daß „Deutsch" nicht sein darf, weder das Wort noch das, was es bedeutet. Als Schüler (in den 90er Jahren) fiel mir in Verbindung mit „Deutsch" Nationalsozialismus, Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder Krieg ein. Außerhalb der Schule und von Sportstätten schien es ein Tabu-Thema zu sein. Im Ausland nach der Herkunft gefragt, antwortete man nur vorsichtig und ganz leise und beschämt.

Heute weiß ich, daß ich manipuliert worden bin, weil meine Lehrer einem Irrtum aufgesessen sind, der auch heute noch propagiert wird. Sie glauben, daß gesellschaftlicher Zusammenhalt, Wertekonsens und bürgerliche Tugenden in Deutschland zwangsläufig zu Terror und Krieg führen müssen, und propagieren Individualismus und Multikulturalismus.

Das Ergebnis ist eine schwache Gesellschaft ohne Zusammenhalt, aber mit viel Rücksichtslosigkeit, Gleichgültigkeit und Egoismus. Wenn jemand Stärkeres kommt und uns herausfordert, verbeugen wir uns und servieren lieber gleich auch noch süß lächelnd „Deutsch" auf dem Tablett. Meine Lehrer nennen das Toleranz.

Robert Brüning, Berlin

Familie zerstört

Betr.: „Unterbelichtet: Das Bild der Familie" (Nr. 48)

Der Unrat der 68er ist auch in die Schulbücher eingedrungen. Die Verlage sahen als modern und fortschrittlich an, was nur verderblicher Müll war. Vergessen wir nicht, daß die Familien als konservatives Element in unserer Gesellschaft zerstört werden sollten. Das scheint selbst in der Union in Vergessenheit zu geraten. Eltern sei gesagt: Nicht alles, was sich neu und modern nennt, ist es auch.

Eugen Hägele, Esslingen

Zu Verbrechern herabgewürdigt

Betr.: Leserbrief „Wehrmacht im ZDF diffamiert: Gegenargumente interessieren nicht" (Nr. 50)

Zu einer Buchlesung über meine ostpreußischen Veröffentlichungen war ich nach Sachsen eingeladen. Die Veranstaltung verlief recht zufriedenstellend.

Am nächsten Tag jährte sich das Kriegsende vom Mai 1945. Aus diesem Anlaß fand eine Gedenkveranstaltung statt, an der einige alte ehemalige Soldaten teilnahmen. Pfarrer Gerd Flessing hielt eine beeindruckende, ja einmalige Gedenkrede.

Er begann seine Ausführungen mit einem Ausspruch des ehemaligen französischen Generals und späteren Staatschefs Charles de Gaulle: „Die Ethik eines Staates erkennt man an seinem Umgang mit seinen alten Soldaten." Wenn dieses Wort auch für Deutschland gilt, ist es mit der Ethik unseres Staates schlecht bestellt. In den meisten Ländern werden Veteranen der Kriege zumindest geachtet. Bei uns werden sie totgeschwiegen oder zu Verbrechern herabgewürdigt. Wie will ein Staat, der das Handwerk des Soldaten verachtet, der sogar seit 1995 die Beschimpfung „Soldaten sind Mörder!" zuläßt, jungen Menschen deutlich machen, daß es ihre Pflicht ist, in Afghanistan, im Kosovo und am Horn von Afrika ihren Dienst zu versehen? Zu Recht fragen sich viele Wehrpflichtige: Für wen oder was sollen wir unser Leben einsetzen? Und weiter: Werden wir einst auch so verachtet wie unsere Großväter?

Wenn wir das Vorbild der Pflichterfüllung, der Treue zum Vaterland, der Kameradschaft und des Opfermutes entwerten, verschenken wir das, was unserer Zukunft Hoffnung und Schutz geben kann. Hierüber sollten alle politisch Verantwortlichen nachdenken, auch über ein weiteres Wort von General de Gaulle: „Die Erinnerung an bewiesenen Mut und erlittene Gefahr gilt es zu bewahren. Denn wenn auch schlechte Politik zu Verbrechen und Unterdrückung führt, so gehört doch die Hochachtung, die den Tapferen gebührt, zum sittlichen Erbe des Menschengeschlechtes."

Helmut Mattke, Heiligendamm

In Eigenregie

Betr.: „Wort gehalten" (Nr. 50)

Warum baut der Bund der Vertriebenen nicht in Eigenregie ein Zentrum gegen Vertreibung? Ziel der Polen ist aus verständlichen Gründen doch nur, das Ganze zu sabotieren.

H. D. Rach, Friedrichskoog

MELDUNGEN

Fremdbetreuung schadet den Kleinkindern

Berlin – Die Deutsche Psychoanalytische Vereinigung (DPV) warnt in einem Memorandum vor den schlimmen Folgen frühkindlicher Fremdbetreuung. Die ganztägige Trennung könne bei Kleinkindern zu „innerseelischen Katastrophen“ führen, die oft erst im fortgeschrittenen Alter sichtbar würden. In den ersten drei Lebensjahren seien die Kinder „ganz besonders auf eine schützende und stabile Umgebung angewiesen“, so die DPV.

Roth: Eklat auf Silvesteressen

Bodrum – Claudia Roth hat auf einem Silvesteressen im türkischen Nobelurlaubsort Bodrum für einen Eklat gesorgt. Tourismusunternehmer Murat Seremetli warf der Grünenchefin vor: „Jedesmal, wenn Sie in die Türkei kamen, eilten Sie sofort zu Ihren Freunden nach Ost-Anatolien. Gehen Sie doch nach Diyarbakir und feiern Ihr Neujahr dort!“ Seine Attacke begründete Seremetli mit Roths Kontakten zu „Personen, die die verbotene Terrororganisation PKK unterstützen“. Roth verließ empört das Restaurant.

ZUR PERSON

Ins Chaos gestürzt

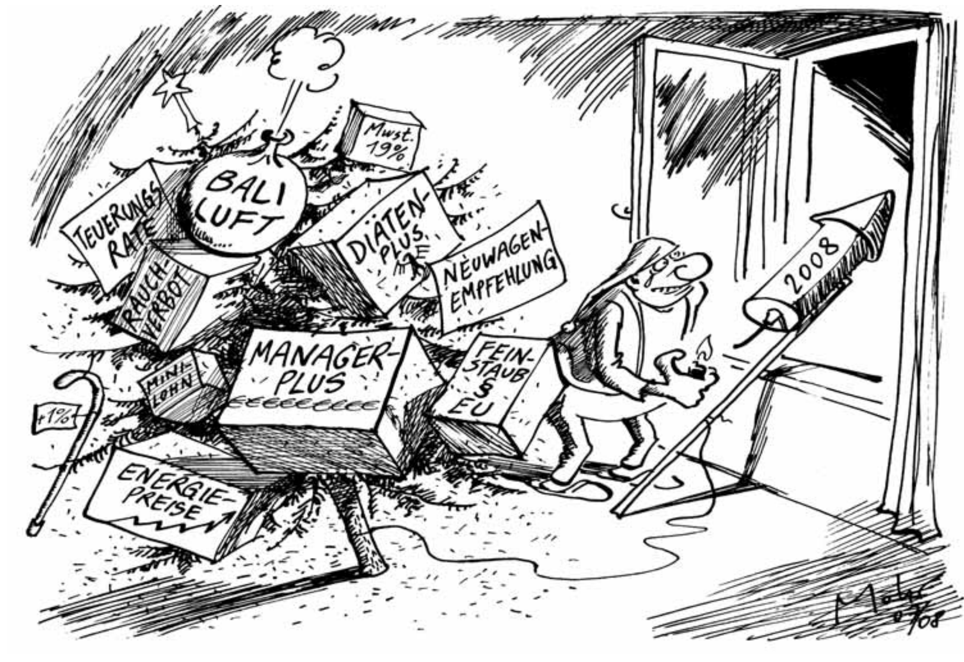


Sein Land steht in Flammen, das Volk rebelliert, Stammesfehden flammen auf, die Polizei spricht von ethnischen Säuberungen. Nach der offensichtlich manipulierten Wiederwahl des kenianischen Präsidenten **Mwai Kibaki** steht das Land am Rande eines Bürgerkriegs. Der 1931 geborene Kibaki regiert Kenia seit 2002, seine erneute Wahl am 30. Dezember 2007 sehen internationale Wahlbeobachter als Betrug an. Im Schnellverfahren ließ sich der Präsident vereidigen, nun regiert das Chaos.

Kibaki entstammt dem Volk der Kikuyu und absolvierte eine afrikanische Musterkarriere. Kibaki gilt als praktizierender Katholik, besuchte die Grundschule und schloß als Klassenbester die High School mit bestmöglicher Punktzahl ab. In London absolvierte er die School of Economics and Political Science mit einem ausgezeichneten Bachelor-Examen in Staatsfinanzen. Seit der Unabhängigkeit seines Landes 1963 war er Mitglied des Parlaments unter anderem als Finanz-, Wirtschafts-, Gesundheits- und Innenminister.

2002 löste Kibaki den korrupten Machthaber Daniel arap Moi ab und verkündete, gegen Korruption und Personenkult vorzugehen. Kurze Zeit später zierte sein Konterfei Münzen der Landeswährung. Wichtige Regierungsposten besetzte Kibaki mit Leuten seines Stammes, und seine Aktivitäten in der „Korruptionsbekämpfung“ gipfelten 2004 in der Veruntreuung von 125 Millionen Euro.

Das deutsche Entwicklungsministerium schob Kenia 2006 dennoch 29 Millionen Euro zu, für, wie es offiziell hieß, „Korruptionsbekämpfung“! *M.A.*



Kehraus Zeichnung: Mohr

Wir waren's!

Wie die Deutschen mit jugendlichen U-Bahn-Fahrern umgehen, und warum wir jetzt alle in ein Erziehungslager gehören / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Dieses Jahr beginnt schwarz, trauerschwarz. In mehreren großen deutschen Städten trugen Datenschutz-Aktivisten die Privatsphäre in einem Sarg symbolisch zu Grabe. Diese Sphäre gibt es also nicht mehr, gemordet wurde sie von der Datenspeicherung bei Telefon- und Internetverbindungen. Daß dort zwar weiterhin nicht etwa die Inhalte von Gesprächen überwacht, sondern bloß die „Bewegungsdaten“ sechs Monate aufbewahrt werden sollen, macht die Sache in den Augen der Demonstranten nicht weniger apokalyptisch.

Vor Jahren schon richtete sich ihr Protest gegen die um sich greifende Videoüberwachung an Bahnhöfen und belebten öffentlichen Plätzen.

Und? War ihre Sorge übertrieben? Alles Panikmache? Von wegen: Der Zufall gab den Überwachungsgegnern kurz vor Weihnachten schon unverhofft recht. Zwei junge Münchener mit Wurzeln in Griechenland und der Türkei wurden Opfer des Überwachungsstaates.

Dabei waren sie es, die von einem deutschen Pensionär provoziert wurden, als er ihnen das Rauchen in der U-Bahn vergällen wollte. Der 17jährige Grieche erinnert sich an seine Gefühle während der ihm widerfahrenen Kränkung: „Was labert der mich an? Der muß doch gesehen haben, daß wir besoffen sind! Da sind doch alle aggressiv!“ Sein 20jähriger türkischer Kumpan äußerte sich ähnlich.

Also betitelten sie den 76jährigen als „Sch ... Deutschen“, als „deutsche Sau“ etc., verfolgten ihn auf den Bahnsteig und machten ihn krankenhausfertig.

Dann schlug der Überwachungsstaat zu: Mit der Videokamera wurde die Behandlung des „Sch ... Deutschen“ aufgezeichnet. Als die beiden sich nach getaner Beinahetötung in ihre grundgesetzlich geschützte Privatsphäre zurückziehen wollten, wurden die jungen Männer dann anhand ihrer Mobiltelefone geortet – und festgenommen.

Die Aufregung im Lande ist groß. Nachdem sich der Hessen-Koch für Warnarrest und Erziehungslager für wiederholt straffällige Minderjährige ausgesprochen hat, sorgt sich Bundesjustizministerin Zypries um die Menschenwürde der beiden U-Bahn-Schläger.

Erziehungslager, in denen jugendlichen Delinquenten die Unterschiede von Recht und Unrecht beigebracht werden, seien „mit der Menschenwürde unvereinbar“, ließ ihr Sprecher wissen. Auch Arrest zur Abschreckung sei „nicht zielführend“. Der Vorsitzende der Türkischen Gemeinde, Kenan Kolat, hat Roland Koch gar der „geistigen Brandstiftung“ überführt wegen dessen Vorschläge.

Ein deutsches Nachrichtenmagazin hat inzwischen die abgefeimte Strategie des hessischen CDU-Ministerpräsidenten aufgedeckt: Koch wolle seine Wahlchancen verbessern mit dem Vorstoß für Erziehungslager! Unglaublich, welch düstere Absichten christdemokratische Politiker antreiben: Wahlchancen verbessern! Und das ausgerechnet, wo Herausforderin Andrea Ypsilanti gerade mit einer Unterschriftensammlung für den gesetzlichen Mindestlohn ordentlich punkten wollte. Jetzt fährt ihr der Koch mit dem Sicherheits- und Ausländerthema in die Parade. Abstoßend. Nachher gewinnt der noch am 27. Januar! Immerhin werden wir einem Sieger Koch vorhalten können, er habe seinen Triumph einer „umstrittenen Kampagne“ zu verdanken, in welcher er die anderen als Weicheier oder Gutmenschen abgekanzelt hat.

> CDU-Koch ist entlarvt. Ein Nachrichtenmagazin fand heraus: Der Hesse will die Landtagswahl gewinnen!

Juso-Chefin Franziska Drohsel will nicht als Weichei dastehen und hat sich wild entschlossen auf die Suche nach den wahren Schuldigen an der Gewaltwelle gemacht, die von der Vorweihnachtszeit bis zur Silvesternacht über das Land schwappte. Denen, die ausländische Serientäter möglichst abschieben wollen, schleudert die Nachwuchssozialistin entgegen: „Es ist eine Unart zu meinen, die von unserer Gesellschaft verursachten Probleme ließen sich dadurch lösen, daß man sie (die Serientäter) des Landes verweist.“

„Unsere Gesellschaft“: Damit sind natürlich die Deutschen gemeint, die sich jetzt mal ordentlich schämen sollten über das, was sie da wieder angerichtet haben. Im Grunde sind nämlich wir schuld!

Deshalb werden die Beschimpfungen wie „deutsche Sau“ und ähnliches auch von keinem als „rassistisch“ bezeichnet oder sogar entsprechend verfolgt. Schließlich ist es die mehrheitlich deutsche „Gesellschaft“, die das alles zu verantworten hat.

Die gehört eigentlich in ein Erziehungslager, geleitet von ausländischen Mehrfachdelinquenten, die uns dort mit unserer Schuld an ihrer Gewalttätigkeit konfrontieren.

So kommt es, daß die mutmaßlichen „Ausländer raus!“-Schreier von Mügeln noch wegen Volksverhetzung vor Gericht stehen, während Sätze wie „Jetzt zeige ich dir, wie ich einen Deutschen umbringe!“ unter die Freiheit der Meinung oder der Kunst oder von was auch immer fallen. Niemand soll behaupten können, hierzulande würde „undifferenziert“ geurteilt.

Geurteilt wird auf jeden Fall, selbst wenn es den einen oder anderen Scharfrichter später reut: Johannes B. Kerner bedauert, Eva Herman aus seiner Sendung geworfen zu haben, behauptet der Moderator.

Jetzt räumt er ein: „Ich habe damals falsch entschieden. Als Eva Herman gehen wollte, hätte ich sagen können: Nein, nein, bleib hier. Hier fliegt keiner raus. Da hinten ist Platz genug. Wir hatten so eine Reaktion von ihr nicht auf dem Zettel.“

Das kommt zwar spät, aber dennoch sind wir ergriffen. So spricht einer, dem Toleranz und Meinungsfreiheit heilig sind. Statt Frau Herman, wie geschehen, vor die Tür seiner Talkshow zu setzen, würde Kerner heute lieber sagen: „Du, Eva, hier vorn bei uns seriösen Leuten ist jetzt natürlich kein Raum mehr für dich, aber da ganz weit hinten auf der Hühnerbank, da wäre noch ein Sünderplätzchen übrig, sogar für eine wie dich!“ Kerner weiß, was Bescheidenheit und der Respekt anderen gegenüber gebieten.

Ach, was soll's: Die Sendung war Anfang Oktober, ist eigentlich verjährt. Außerdem haben beide, Kerner wie Herman, prächtig von dem kameragerechten Eklat profitiert. Von Hermans Buch erfuhren die meisten erst durch den spektakulären Rauswurf, und Kerners Sendung hatte danach traumhafte Einschaltquoten. Vielleicht hat auch das ihn dazu bewogen, die Sache noch einmal aufzuwärmen. Die Leute vergessen ja so schnell, erst den Vorfall, dann Kerners Sendung und am Ende den ganzen Kerner selbst!

Um dem zu entgehen, schuftet der Moderator neben seiner Talkshow in Kochsendungen. Was er da zusammenmanscht? „Trübe Brühe“? Deutsch-türkische „Antifalafel-Bällchen“? Wer weiß das schon. Schaut auch kaum einer hin.

Dafür war die Bundeskanzlerin mit ihrer Neujahrsansprache ein echter Hingucker. Merkel hat ihr Talent voll ausgespielt und blieb die ganze Ansprache über konsequent im Ungefähren. Das ist ja auch eine Kunst, sich so rein gar nicht auf irgend etwas festzulegen.

Die Deutschen werden es der Kanzlerin danken. Wir lieben diese Reden, die von den Wörtern überquellen, die uns alle schon so gut vertraut sind: „Zukunft“ und „meistern“ und, klar, „gemeinsam“. Mehr braucht es für eine Merkelrede nicht, der Rest ist Füllmasse drumherum.

Wenn es einmal hart kommt und „gemeinsam“ und so allein nicht mehr ausreichen, hat Angela Merkel anderes in petto: Dann räumt sie ein, daß „diskutiert“ und „gegebenenfalls geprüft“ oder „überlegt“ werden müsse. Für die CDU-Chefin ist das schon Härte zehn. Näher wagt sie sich fast nie an eine politische Position heran. Meinungslosigkeit als Regierungsstil – das gab es in solcher Reinform noch nie.

ZITATE

***Hartmut Dorgerloh**, Generaldirektor der Stiftung **Preußische Schlösser und Gärten**, in der „Welt“ vom 28. Dezember zu **Friedrich dem Großen**:*

„Mir ist ein König, der regiert, lieber als einer, der nur auf der Jagd ist.“

*Hessens Ministerpräsident **Roland Koch** (CDU) kritisierte in der „Bild“-Zeitung vom 28. Dezember **falsches Entgegenkommen Migranten** gegenüber:*

„Deutschland ist kein klassisches Einwanderungsland wie z. B. Kanada oder Australien. Bei uns treffen sich nicht viele Kulturen und bilden dann gemeinsam eine neue. In Deutschland gibt es seit vielen Jahrhunderten eine christlich-abendländische Kultur. Wer sich als Ausländer nicht an unsere Reglen hält, ist hier fehl am Platze. Er kann nicht erwarten, daß wir uns mit ihm irgendwo in der Mitte treffen.“

*Deutsche Maschinenbau-**Unternehmen vermeiden** es inzwischen, **Patente** für ihre Entwicklungen anzumelden, denn die Chinesen nehmen die Patentschriften gleich als Blaupausen. Der Präsident des Deutschen Patent- und Markenamts, **Jürgen Schade**, sagte zur „Financial Times Deutschland“:*

„Die Offenlegungsschriften, die 18 Monate nach Patentanmeldung einsehbar sind, kann ein Fachmann ohne Probleme verstehen.“

*Bundesjustizministerin **Brigitte Zypries** (SPD) gibt im „Focus“ vom 31. Dezember einen Tip, wie man der **Speicherung** von privaten **Daten entgehen** kann:*

„Niemand muß im Internet bestellen oder mit Kreditkarte bezahlen. Niemand muß seine Privatvideos online stellen.“

Schöne Aussichten

Wohl jeder will's wissen –
was kommt in dem Jahr?
Ein paar der Prämissen
sind immerhin klar:

Die Libyer sitzen –
jedoch nicht im Knast,
vielmehr bei den Spitzen
im UNO-Palast.

Bis kürzlich verstoßen,
sind nun in der Tat
sie unter den Großen
im Sicherheitsrat.

Die Vietnamesen
sind mit in dem Zoo –
wie stolz wär' gewesen
der Uronkel Ho!

Mit Sicherheit Mühen
hat auch die Eh-Uh,
denn Handel soll blühen
und Wandel dazu.

An Grenzen das Drängeln
war drum ein Problem –
sich weiterzuschengeln
geht heute bequem.

Wird jetzt was gestohlen,
so ist's wie der Wind
schon bei den Mongolen,
die froh drüber sind.

Und Fahndung, o Kummer,
verschleiert gewitzt,
daß höchstens ein Dummer
in Schleierhaft sitzt.

Pannonicus

Preußische Zeitung

Unabhängige Zeitung  für Deutschland

Jahrgang 11 – Folge 1 | 5. Januar 2008 | Landsmannschaft Ostpreußen e. V. Parkallee 84/86, 20144 Hamburg

Die Karten der Könige

Graf von Schmettau entwarf für drei Preußenkönige Landkarten, doch keiner dankte es ihm

Von Karel Chemnitz

Nun ist ja bekannt: Friedrich der Große war nicht nur ein großer Schlachtenlenker und ein hochgebildeter Zeitgenosse, sondern in manchen Dingen auch ein wenig schwierig. Mit zunehmenden Alter entwickelte der „Philosoph von Sanssouci“ ein immer stärkeres Mißtrauen gegen seine Umgebung. Was der große König aber regelrecht haßte, waren – man will es kaum glauben – Landkarten. Er hatte zeitlebens eine fast körperliche Abneigung gegen diese.

Es war 1778, als Major Friedrich Wilhelm Karl Graf von Schmettau gleich in zwei „Fettnäppchen“ trat. Da hatte doch der Offizier aus gutem Hause tatsächlich öffentlich daran gezweifelt, daß sein allerhöchster Feldherr im Böhmischen Krieg nicht immer die richtigen Entscheidungen getroffen hatte. Dazu kam dann noch die Sache mit den Landkarten, die Schmettau erstellt hatte, und von denen um die 270 gedruckt wurden.

Der adlige Geometer erfaßte die Kurmark – in etwa das heutige Land Brandenburg – sowie Teile von Pommern und Mecklenburg, Schlesien und Ostpreußen. Die Karten müssen im Eigenverlag entstanden sein. Und auch die Kosten wird Schmettau zum Großteil übernommen haben. Was – so wird man sich bei Hofe in Berlin und Potsdam gefragt haben – hat nur den Mann geritten, wegen profaner Landkarten sich mit Friedrich anzulegen. Im 18. Jahrhundert galt das Kopieren und Stehlen von Landkarten als Hauptaufgabe von Spionen aus allen Herrgottsländern. Ein preußischer Offizier hätte gut daran getan, die Hände davon zu lassen, zumal er von entsprechenden Abneigungen seines Landesvater wußte. Gewiß, Friedrich II. war ein den Wissenschaften zugewandter Zeitgenosse. Einer, der wußte, daß Projekte wie die Trockenlegung des Oderbruchs oder erfolgreiche Kriege ohne Karten kaum möglich waren. Doch dagegen stand: Lieber gar keine Karten vom eigenen Land, als sich der Gefahr des Verrates aussetzen. So hatten Majestät schon 1750 die Vermessung der Kurmark stoppen lassen. Nun also brachte Schmettau Landkarten in Umlauf und kritisierte gleichzeitig das militärische Genie seines Königs. Der Rausschmiß aus der Armee folgte auf dem Fuße. Schmettau zog sich auf sein Gut Garzau bei Strausberg östlich von Berlin zurück. Eines von dreien, die der Graf besaß. Er betätigte sich erfolgreich als Parkgestalter. Seine Grabpyramide hat die Zeiten überdauert – leer und als Ruine. Das heutige Herrenhaus zu Garzau entstand allerdings erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts.



Voller Abneigung: Friedrich der Große mit verhaßter Landkarte — Foto: pa

1802 verkauft Schmettau seine Güter und erwirbt von der Krone Schloß Köpenick. Damals weit außerhalb von Berlin. Theodor Fontane hat Jahre später noch Spuren von Schmettau im Schloß entdeckt. Die Landkarten-Verdienste erwähnt der Dichter zwar, den Streit aber läßt er außen vor. Mehr oder weniger heimlich setzte Schmettau nach dem Rausschmiß seine Kartomanie fort. Bekräftigt und moralisch unterstützt vom Kronprinzen, der ihm offenbar die Bezahlung seiner Arbeiten in Aussicht stellte. Und wirklich – nach dem Tod von Friedrich II. wird Schmettau von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. rehabilitiert und als Oberst dem Generalstab zugeteilt. Doch als es dann um Geld für die Karten geht, reagiert der Landesvater unwirsch. Nur einen Teil der Kosten wolle er tragen. Etwa 12 000 von 30 000 Talern. Der Streit gelangt vor Gericht. Am Ende die enttäuschende Einsicht: Es ist kein gut Prozessieren gegen den ersten Mann des Königreiches Preußen-Brandenburg. Wieder verläßt Schmettau die Armee, und wieder zieht sich auf seine Besitzungen zurück. Auf dem Totenbett muß den König wohl so etwas wie das schlechte Gewissen geplagt haben. Er ruft seinen Obristen zurück und macht ihn sogar noch zum Generalmajor.

Es ist Friedrich Wilhelm III., der nächste Hohenzollern-Fürst auf dem Thron, der eine gründliche Untersuchung anordnet. Ohne Erfolg, inzwischen sind notwendige Akten verschwunden oder wichtige Zeugen verstorben. Geld gibt es also nicht. Wohl aber wird Schmettau als Trostpflästerchen der Rote Adlerorden verliehen. An der Spitze einer Division zieht im Herbst 1806 Graf Schmettau nach Thüringen, ist dabei bei der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt. Dort wird der inzwischen 63jährige schwer verwundet und stirbt am 18. Oktober im Haus der Goethe-Freundin Frau von Stein in Weimar. Auf dem Jacobs-Friedhof der Klassikerstadt liegt er begraben. Der Militärwissenschaftler von Clausewitz hat Schmettau einen „großen Kritikus, der den Ideen und Gewohnheiten seiner Zeit etwas voraus war“ genannt. Und Theodor Fontane will in ihm nicht nur einen „Soldat und Heerführer“ sehen, sondern sogar „einen heiteren Philosophen und Freund der Wissenschaften und Künste des Friedens“.

Er prägte Trakehnen und die Pferdezucht

Vor 120 Jahren trat Burchard v. Oettingen in die Preußische Gestütsverwaltung ein

Von Manfred W. Graf

Herr von Oettingen war nicht nur eine starke Persönlichkeit, der Originalität sehr naher Prägung, sondern auch bei vielseitigen geistigen Interessen von ungewöhnlich lebendiger schöpferischer Tatkraft in Wort und Werk“, urteilte Martin Heling, Landstallmeister in Trakehnen, über den Preußen.

Burchard v. Oettingen wurde 1850 in Riga als Sohn des Rittergutsbesitzers August v. Oettingen geboren. In Dorpart besuchte er die Schule und studierte am selben Ort später Mathematik. Danach meldete er sich beim 1. Garde-Feldartillerie-Regiment, wo er 1889 als Hauptmann verabschiedet wurde. Während seiner Soldatenzeit war er ein erfolgreicher Rennreiter und schon seit seiner frühen Jugend eng mit der Reiterei verbunden. Deshalb quittierte er seinen Militärdienst, um in die Preußische Gestütsverwaltung einzutreten. In Gudwallen begann er 1888, also vor 120 Jahren, seine Tätigkeit als Landstallmeister und übernahm 1892 die Leitung des Hauptgestüts Beberbeck in Hessen. Mit dem Beberbecker Deckhengst „Optimus“ stellte er einen wichtigen Vererber für das Hauptgestüt Trakehnen.

Gekrönt wurde seine Laufbahn als Gestütsleiter mit der Berufung in das Mekka der Preußischen Pferdezucht: nach Trakehnen. Burchard v. Oettingen war neben seinem großen züchterischen Einsatz besonders mit der umfassenden Neugestaltung der Gestütsgebäude beschäftigt. Eine besonders große Aufgabe war der Wiederaufbau von Trakehnen, das schon während des Ersten Weltkrieges von den Russen zerstört und geplündert wurde. Er verfügte über sehr gute Verbindungen zum Oberpräsidium nach Königsberg und zur Regierung nach Berlin, so daß die notwendigen Mittel für den Wiederaufbau nach der Befreiung durch Generalfeldmarschall Paul v. Hindenburg schnell zur Verfügung gestellt wurden. In seiner Amtszeit wurde das herrliche Hauptgestüt Trakehnen auf das Niveau einer in jeder Hinsicht vorbildlichen Gestütsanlage erhoben und erwarb internationale Bekanntheit und Ansehen.

In Ostpreußen hat er die Trainings- und Prüfungsarbeit für die Beschäler der Landgestüte eingeführt. Das Jagdreiten mit der Meute hat er in Trakehnen aufleben lassen, ebenso führte er das Stutbuch mit viel Einsatz und Energie. Besonders zugetan war er jedoch der Zucht der edelsten Pferde, der Vollblüter. Dabei hat er aber nie die Notwendigkeit der Erhalterhengste, wie Optimus, Morgenstrahl oder Polarsturm, übersehen und diese in der Zucht eingesetzt.

Der große Wurf ist Burchard v. Oettingen mit dem Ankauf des Vollblüters Dark Ronald gelungen. Für diesen Ausnahme-Hengst hatte die Preußische Gestütsverwaltung 1913 sage und schreibe 500 000 Goldmark berappen müssen. Die bis heute erfolgreichste Hengstlinie von Surumu xx geht unmittelbar auf Dark Ronald xx zurück und verdeutlicht den Einfluß von Dark Ronald xx damals wie heute.

Sein Haupt- und Lebenswerk war jedoch die Schaffung einer umfassenden Gestütsanlage, die den Anforderungen einer erstklassigen Vollblutzucht im Hinblick auf Bodenbeschaffenheit, Klima und Gebäuden gerecht wird.

Burchard v. Oettingen setzte seine ganze Kraft in die Idee, einen würdigen Nachfolger für das Hauptgestüt Graditz zu schaffen. Um dieses neue Gestüt optimal zu planen, unternahm er mit seinem Gestütsarchitekten Friedrich Kuebart Reisen zu den Gestüten Kisber, Savar und Babolna. Aber besonders eigene Erfahrungen aus Trakehnen und Beberbeck wurden bei der Planung des neuen Hauptgestüts Altefeld berücksichtigt.

Altefeld wurde in einer offen aufgelockerten Form geplant und gebaut. Auch das Ausbreiten von Seuchen sollte durch diese aufgelockerte Bauweise verhindert werden. Der Leitgedanke bei der Planung von Altefeld war jedoch eine möglichst natürliche Aufzucht der Pferde, eine natürliche Bewirtschaftung der Weiden- und Feldflächen sowie eine angemessene Unterkunft für die Beschäftigten des Gestüts. Die Wohnhäuser werden auch den Ansprüchen unserer Zeit gerecht, und die Stallungen mit ihren geräumigen Boxen, den hohen Wänden und den großen Fenstern können auch heute nicht besser geplant werden. Alle Stallanlagen verfügen über befestigte Paddocks, so daß bei jeder Witterung Bewegung im Freien möglich ist. Die Koppeln sind mit einem Wegenetz verbunden, so daß die Herden ohne viel Aufwand auf- und umgetrieben werden können. Und so bildet das Hauptgestüt Altefeld den krönenden Abschluß in der Geschichte der großen preußischen Gestüte.

Im Jahre 1911 wurde Burchard v. Oettingen in das Preußische Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten berufen und 1912 zum Preußischen Oberlandstallmeister ernannt. Er ist mit Sicherheit eine der herausragendsten Persönlichkeiten, denen die Führung der Preußischen Gestütsverwaltung anvertraut war.

Burchard v. Oettingen war intelligent, vielseitig begabt und sehr gebildet. Seine literarischen Werke „Die Pferdezucht“, „Grundzüge der Pferdezucht“ und „Das Vollblutpferd“ fanden große Beachtung und zählen noch heute zu den Standardwerken. Hier ein Zitat aus „Die Pferdezucht“: „In der Halbblutzucht ist ein Vollbluthengst, der wenig Adel hat und auf der Rennbahn eine deutliche Niete war, ebensowenig zu empfehlen wie ein Halbbluthengst, der in den Kochen zu leicht ist und im Gebäude nicht genügend korrekt. Ersterer soll ja hauptsächlich Leistungsfähigkeit und Adel, letzterer Stärke und Korrektheit in der Nachzucht liefern. Ich nehme lieber einen ungeprüften Vollbluthengst als eine ausprobierte Niete.“

Der unglückliche Ausgang des Ersten Weltkrieges bescherte ihm viele schwierige Aufgaben. In kurzer Zeit wurde dem deutschen Pferdezüchter durch die wirtschaftliche Entwicklung klar, daß die Zucht möglichst schnell vom Militärpferd auf ein Wirtschaftspferd umgestellt werden mußte. Schon drei Jahre nachdem Burchard v. Oettingen 1920 in den wohlverdienten Ruhestand getreten war, starb er 1923 in Berlin, wo er auch begraben ist.

Seine Errungenschaften für die deutsche Pferdezucht waren so wegweisend, daß wir von seinem Schaffen auch heute noch zehren.

Vorhang zu

Bilanz des europäischen Kulturjahres in Hermannstadt

Von Ernst Kulcsar

Alles hat ein Ende, so auch der Status Hermannstadts als Kulturhauptstadt Europas. Während die Stadtbewohner am ersten Tag des neuen Jahren dem alten nachtrauerten und ihre vor Wehmut pochenden Köpfe mit Aspirin zu beruhigen versuchten, zog der Zirkus weiter, und die Stadt war wieder das, was sie in den letzten Jahren war: eine aufblühende Kleinstadt, die ein energischer Bürgermeister aus ihrem Dornröschenschlaf aufgeweckt und zum urbanen Vorzeigeobjekt Rumäniens gemacht hat.

Aber: Die Erinnerung wird bleiben. Großeltern werden ihren Enkeln nach einem halben Jahrhundert mit leuchtenden Augen erzählen, was 2007 alles in der Stadt los war, und es wird sich herausstellen, daß die Parole „Finis Saxoniae“ nur zum Teil stimmt. Noch nie haben die Siebenbürger Sachsen so im Mittelpunkt der europäischen Aufmerksamkeit gestanden wie 2007, noch nie ist in den letzen Jahren ein siebenbürgisch-deutscher Politiker so offen für seine Landsleute eingetreten wie der Bürgermeister der Stadt, Klaus Johannis. Und das Bewußtsein, mit ihren Leistungen in den Mittelpunkt des kulturellen Europas gerückt zu sein, war für die Siebenbürger bedeutend wichtiger als alle Veranstaltungen in der Kulturhauptstadt.

Europa blickte nach Rumänien

Bürgermeister Johannis schrieb in der „Hermannstädter Zeitung“ denn auch, daß „Hermannstadts Sichtbarkeit auf der Weltebene siebenfach größer ist als 2006“.

Kurz vor Jahresende verabschiedete sich Kulturhauptstadtkommissar Sergiu Nistor nach Beendigung dieses Amtes von der Presse. Obwohl die Ergebnisse des Kulturjahres erst 2008 bekanntgegeben werden sollen, da die Anzahl der Touristen und die Einnahmen noch nicht definitiv feststehen, wurden bei dieser Gelegenheit Zwischenergebnisse zum Kulturhauptstadtjahr bekanntgegeben. So wurde einer der drei Hermannstädter Werbespots auf drei internationalen Fernsehsendern 1460mal und auf rumänischen Sendern 1600mal ausgestrahlt. Erreicht wurden 20 europäische Länder und 62 Millionen Zuschauer. Im Durchschnitt wurden in den nationalen Printmedien sechs Artikel pro Tag publiziert. Der Rundfunk strahlte allein in den Nachrichtensendung täglich fünf Minuten aus. 68 Prozent der Berichte fielen positiv aus, sieben Prozent negativ und 25 Prozent neutral.

Interesse für Siebenbürger Sachsen

Die Hermannstädter waren verständlicherweise vom Kulturjahr begeistert. 52 Prozent von ihnen glauben wie ihr Bürgermeister Johannis, daß die Stadt im Ausland bekannter geworden ist, fast elf Prozent glauben, daß dadurch Investoren angeregt haben werden können.

Freilich gab es auch Unzufriedene. Über 40 Prozent monierten Preissteigerungen und 24 Prozent den verstärkten Verkehr.

Zwischen letzter Hoffnung

Wie die »Jüdischen Rundschau« vor 75 Jahren die

Von Konrad Löw

Wer sich mit Zeitgeschichte befaßt, glaubt eine ziemlich klare Vorstellung von dem zu haben, was vor 75 Jahren, am Ende der Weimarer Republik, am Beginn der NS-Ära die politische Szene bestimmte: Massenarbeitslosigkeit, Gewalt auf den Straßen, Judenverfolgung, Hitler spielt die Rolle des Staatsmannes, Entmachtung seiner Gegner, Deutschland verläßt den Völkerbund ...

Das ist alles richtig. Und doch gibt es Überraschendes zu entdecken, wenn wir in Zeitungen von damals schmökern, so in dem Organ der deutschen Zionisten, der „Jüdischen Rundschau“, die zweimal wöchentlich in Berlin erschien. Auch ihre Meldungen und Kommentare haben einen Beitrag zum öffentlichen Meinungsbild geliefert, das weit facettenreicher war, als sich die meisten von uns heute vorstellen können. Dabei ist zu berücksichtigen, daß ab dem 30. Januar, insbesondere ab den Wahlen vom 5. März, die Pressefreiheit zunächst faktisch, dann auch rechtlich eingeschränkt war. Hier einige Beispiele, alle aus dem Jahr 1933, die das Gesagte veranschaulichen und dazu beitragen, unser Bild der damaligen Ereignisse abzurunden:

Unter der Überschrift „Verrohung der Sitten“ wird am 10. Januar von einem jüdischen Mordanschlag berichtet, ein gefundenes Fressen für den „Stürmer“, das antisemitische Hetzblatt der Nationalsozialisten: „Wie von uns bereits in der vorigen Nummer kurz gemeldet, ist auf den Redakteur des ‚Israelitischen Familienblattes‘, Hamburg, Esriel Carlebach, ein Revolverattentat verübt worden, das schwere Verletzungen des Angegriffenen zur Folge hatte ... Der Täter ist bisher nicht ermittelt; aber es ist charakteristisch, daß in den Kreisen der Freunde Carlebachs sowie überhaupt in der Hamburger jüdischen Öffentlichkeit kaum daran gezweifelt wird, daß das Attentat von Juden verübt worden ist.“ Als Motiv für den Mordversuch wird angenommen, daß das Opfer es gewagt habe, „in diesen Reisebriefen nicht alles schön und gut und nachahmenswert zu finden, was es bei längerem Aufenthalt in Sowjetrußland geschaut hat ... Ganz unabhängig davon, ob man Carlebachs Publizistik immer bejaht, ... die Anwendung von Gewalt bei jüdisch-politischen Auseinandersetzungen darf nicht zugelassen werden.“

Der Text bestätigt allem Anschein nach, was immer wieder kolportiert wurde, daß einzelne Juden als Bolschewisten völlig skrupellos für die kommunistische Sache und für die Sowjetunion gekämpft und dabei selbst nicht vor Aufruhr und Morden zurückgeschreckt hätten, ferner, daß es die Juden als Einheit nicht gegeben habe, sie vielmehr den verschiedensten Lagern angehört hätten und sich mitunter bis aufs Blut bekämpft hätten.

Am 24. Januar wurden die Leser über „Die Verelendung der Juden in Polen“ unterrichtet. Vergleiche mit den Bestrebungen der radikalen NS-Führung drängen sich auf: „Die antijüdischen Bestrebungen werden [in Polen] als Abwehrmaßnahmen und die Lehren und Taten Hitlers als oft nachahmenswerte Muster dargestellt ... Die polnische Regierung und die polnische Gesellschaft sind in ihrer Verdrängungspolitik gegenüber den Juden solidarisch ... Die Lage der polnischen Juden hat sich demnach in der letzten Zeit verschlimmert ...“ Derlei Berichte waren geeignet, nicht nur die Angst vor einer Fluchtwelle von Ostjuden zu schüren, sondern auch die antisemitischen Absichtserklärungen der Nationalsozialisten in einem milderen Licht – eben als nicht Spezifisches, Singuläres – erscheinen zu lassen.

„Jude“ war nicht nur ein Schimpfwort zur Denunziation derer, die sich irgendwie als Juden zu erkennen gaben. Die NS-Demagogen machten daraus einen Stempel, mit dem alle Gegner stigmatisiert wurden. „Auch Strasser ist ‚Jude‘“ betitelte die „Jüdische Rundschau“ einen Beitrag, der wenige Tage vor der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler veröffentlicht wurde: „Daß Sozialisten, Kommunisten, deutsche Arbeiter, selbstverständlich der gesamte Liberalismus und jeder Liberale, von der nationalsozialistischen Presse schlechthin als ‚Juden‘ bezeichnet werden, war man schon gewohnt. In der letzten Zeit aber, seitdem der politische Hauptkampf nicht mehr zwischen Rechts und Links, sondern innerhalb der Gruppen der Rechten ausgefochten wird, werden auch alle kurz zuvor als völkische Kampfgenossen anerkannten Personen, sobald sie vom orthodoxen Hitlertum abfallen, zu ‚Juden‘ oder Judenknechten. Papen war Judenknecht, Hugenberg ... Dr. Goebbels behauptet, ‚Strassers jüdische Abstammung sei einwandfrei erwiesen‘.“ Das Gesagte wird besonders grotesk, wenn man sich gleichzeitig vergegenwärtigt, daß dem Juden Jesus Christus die jüdische Abstammung aberkannt wurde.



Händler: Auch „Rundschau“ im Angebot Foto: BpK

Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 kam für viele überraschend. Nun war einer der rabiatesten Antisemiten an der Macht. Wird aus dem Rabauken ein halbwegs gemäßigter Staatsmann? Vorsichtiges Lavieren war angesagt. „Zur Lage in Deutschland“ lautet am 3. März die Schlagzeile auf der ersten Seite. Im Text wird die antisemitische Hetze beklagt: „Die letzte Woche hat eine außerordentliche Zuspitzung der innerpolitischen Lage in Deutschland gebracht ... Verabscheuungswürdige Verbrechen von unerwartetem Ausmaß, wie die Brandstiftung im Reichstag, wurden begangen, und es ist kein Wunder, daß – oft völlig unwahre – Gerüchte die Luft durchschwirren ... Auch die jüdische Öffentlichkeit ist irritiert ... Mit allen möglichen Geschehnissen werden Juden in Verbindung gebracht ...“ Doch: „Unsere positive jüdische Arbeit bleibt von den Vorgängen unberührt.“

Zu den seinerzeit bevorstehenden Reichstagswahlen am 5. März lautete der Kommentar: „Daß Juden keine programmatisch antisemitischen Parteien wählen können, ist eine Sache der Selbstachtung. Wir halten es aber auch nicht für richtig, ... den Anschein zu erwecken, als ob Juden oder jüdische Organisationen etwas Entscheidendes zu dem Wahlkampf beitragen könnten.“ Zumindest nach außen war dies auch schon früher die Haltung der jüdischen Mehrheit: keine Einmischung in die Politik. Dann werden innerjüdische Meinungsverschiedenheiten angesprochen, die eine lange Tradition haben, so die Kritik des „Verbandes nationaldeutscher Juden“ an der großen Mehrheit der deutschen Juden.

Der folgende Artikel kommentiert die letzten – halbwegs freien – Wahlen, bei denen es die Nationalsozialisten auf 43,9 vom Hundert der abgegebenen Stimmen brachten. (Was später unter „Wahlen“ firmierte, waren keine Wahlen, da es keine Alternativen gab.) „In einer jüdischen Zeitung kann die politische Lage nur insofern Gegenstand der Betrachtung sein, als das Schicksal der Juden mit ihr verbunden ist ... Was die Judenfrage betrifft, so hört man manchmal die Meinung, daß für einen – größeren oder kleineren – Teil dieser Wählerschaft diese Frage keine so entscheidende Rolle spielt, wie man bei der Lektüre der nationalsozialistischen Publizistik meinen sollte. Das Eine freilich – und das ist das mindeste – muß festgestellt werden: Unter dieser ungeheueren Wählerschaft gibt es niemanden, der sich durch die Äußerungen der Partei zur Judenfrage von der Beteiligung abhalten ließ ...“

Und zu den „Horrormeldungen des Auslands“ lautet die Stellungnahme: „Demgegenüber halten wir es für unsere Pflicht, wahrheitsgemäß festzustellen, daß Pogrome oder pogromähnliche Ausschreitungen in Deutschland nicht stattgefunden haben.“ Von den Übergriffen auf einzelne wußte die Redaktion nichts oder wollte nichts berichten.

„Zum 21. März“ lautete die fette Schlagzeile dieses Tages. Was zunächst folgt, ist geradezu dazu angetan, den deutschen Leser mit nationalem Stolz zu erfüllen: „Der heutige Tag ist ein Wendepunkt der deutschen Geschichte. Der Zusammentritt des neugewählten Reichstags in Potsdam dient der feierlichen Grundsteinlegung eines neuen Deutschen Reiches. Die deutsche Nation, durch eine gewaltige Umwälzung auf neue Grundlagen gestellt, soll einer ruhmvollen Zukunft entgegengehen. Eine Epoche europäischer Politik beginnt, in der Deutschland als entscheidender Faktor an der Neugestaltung der Welt nach den Erschütterungen der großen Krise mitarbeiten wird.“

Was folgt, sind Befürchtungen, die an Vorkommnisse der letzten Zeit anknüpfen. Doch am Ende steht die Hoffnung: „Nationalismus ist eine große ethische und ideelle Macht. Wenn der Überschwang dieser Gefühlswelt bewußt anknüpft an die Traditionen des großen Aufklärers Friedrich, ... dann muß ein Staatswesen geboren werden, das über sein nationales Sein hinaus ewige Menschheitswerte verkörpert.“

Am 28. März wendet sich die „Jüdische Rundschau“ mit einer zwei Spalten langen Erklärung „Gegen Gräuelpropaganda“ und zitiert die Zionistische Vereinigung für Deutschland mit den Worten: „Wir haben uns bereits am 17. März in einer ... an die gesamte jüdische Presse der Welt weitergegebenen Erklärung gegen jede deutschfeindliche Propaganda mit großer Entschiedenheit gewandt. Wir haben gegen alle der Wahrheit nicht entsprechenden Gräuelmeldungen und gewissenlosen Sensationsnachrichten Einspruch erhoben.“ Es werden dann Gräuelmeldungen abgedruckt, die offenbar fiktiver Natur waren – und doch einen wahren Kern hatten. Aber über diese top secrets konnte und durfte niemand berichten, und Anzeigen bei der Polizei, auch wenn sie Mord zum Gegenstand hatten, wurden den letztlich niedergeschlagen.

Trotz der erwähnten Erklärung der Zionistischen Vereinigung fand am 1. April ein Boykott jüdischer Geschäfte statt. Doch das Echo war für die Veranstalter enttäuschend. So konnte die „Jüdische Rundschau“ am 13. April auf der ersten Seite schreiben: „Neben all dem Bitteren, das die deutschen Juden als Ganzes, und einzelne deutsche Juden ... in diesen Tagen durchmachen mußten, muß gerechterweise auch eine Erfahrung verzeichnet werden, die vieles aufzuwiegen vermochte. Von einer großen Zahl von Freunden und Lesern in Berlin und in allen Teilen des Reiches erhalten wir Berichte, aus denen hervorgeht, daß ein großer Teil der christlichen deutschen Bevölkerung trotz der beispiellosen Vehemenz der antijüdischen Propaganda ... ein Gefühl für die wirkliche Situation bewahrt hat. Sowohl am Tage des Boykotts als auch nachher haben viele Juden von ihren Mitbürgern Zeichen der Teilnahme und des Respekts erhalten ... Es handelt sich dabei keineswegs um parteimäßig abgegrenzte Kreise, sondern ausdrücklich wird hervorgehoben, daß ... auch von Mitgliedern der nationalsozialistischen Partei, solche Kundgebungen zu verzeichnen sind.“


Brennende Synagoge: Nach

Höchst aufschlußreich, was mit sieben Zeilen am 7. April den Lesern mitgeteilt wurde: „Der Staatskommissar für die Unterrichtsverwaltung ... hat die Lehrer darauf hingewiesen, daß Beschimpfungen jüdischer Schulkinder durch ihre Mitschüler nicht geduldet werden können.“

„Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck“ lautet die berühmte Überschrift des Leitartikels am 4. April, der mehr als eine ganze Seite füllt. Wir sind heute versucht anzunehmen, es handle sich um eine Verlautbarung vom September 1941, als die Juden verpflichtet wurden, einen gelben Stern zu tragen. Aber schon beim Boykott am 1. April 1933 wurden die jüdischen Geschäfte mit einem gelben Fleck stigmatisiert. Robert Welch, der Verfasser, stieg über Nacht zur Kultfigur auf, zumindest in zionistischen Kreisen, so viele fühlten sich angesprochen und bestärkt. Manche unterließen sogar die geplante Selbsttötung. Hier einige seiner flammenden Sätze: „Der 1. April 1933 kann ein Tag des jüdischen Erwachens und der jüdischen Wiedergeburt sein. Wenn die Juden wollen. Wenn die Juden reif sind und innere Größe besitzen. Wenn die Juden nicht so sind, wie sie von ihren Gegnern dargestellt werden.“ Später meinte er, er hätte besser zu „Packt Eure Koffer und verschwindet“ aufrufen sollen.

„Selbstkritik trotz allem!“ steht über den folgenden Betrachtungen, die, wieder als Leitartikel, am 5. Mai veröffentlicht wurden und nach wie vor bedenkenswert sind. Daraus einige Passagen: „Es ist ein billiger Triumph, sich selbst die Biederkeit zu bescheinigen, dem eigenen Volk die höchsten Prädikate zuzulegen und jede von außen kommende Kritik als ungerecht abzutun. Natürlich schmeichelt es der eigenen Eitelkeit, wenn man sich in das Gewand des unschuldig Verfolgten und Verkannten hüllt ... Wir haben vielleicht noch niemals und in keinem Land eine so schar-

und bemühter Anpassung

Machtergreifung der Nationalsozialisten kommentierte



der Reichspogromnacht 1938 wurde die „Jüdische Rundschau“ eingestellt. Foto: Ullstein

fe antisemitische Kampagne durchgemacht wie jetzt in Deutschland ... Wird der Jude und das Judentum überall als minderwertig erklärt und behandelt, dann nimmt auch der Jude diese Haltung seiner Umwelt allmählich auf und empfindet sich als minderwertig ... Es seien hier nur drei besonders bekannte Persönlichkeiten angeführt.“ Als erster findet Karl Marx Erwähnung, „Abkömmling einer Rabbinerfamilie, stark als Jude kenntlich, der nicht nur in seiner Schrift ‚Zur Judenfrage‘ eines der übelsten antisemitischen Pamphlete geschrieben hat, sondern auch in seinen Briefen ... sich als Antisemit gebärdet. Er spricht von anderen Juden am liebsten mit der verächtlichen Bezeichnung ‚Jüdel‘ ...“ – Bis heute wird diese besonders schmutzige Seite ihres Idols von unseren Marxisten nicht wahrgenommen, wenn es darum geht, ob zu seiner Ehre eine Straße oder ein Platz benannt werden soll.

Die „Selbstkritik“ fährt fort: „Die zweite Art des jüdischen Reagierens, von der wir sprechen wollen, ist eigentlich nur eine Umkehrung der ersten. Indem sich der Jude dagegen sträubt, das Urteil von seiner Minderwertigkeit einfach hinzunehmen, rettet er sich durch eine Geste der Überlegenheit ... Weil wir besonders verfemt werden, ist auch die Abwehr durch Selbstüberhebung besonders nahe.“

Am 10. Mai 1933 übergaben die neuen Machthaber alles „Undeutsche“ den Flammen.

Dazu die „Rundschau“ unter „Fanal und Besinnung“, so devot, wie nötig: „Die abgelaufene Woche stand im Zeichen kulturpolitischer Kundgebungen. Nachdem der Nationalsozialismus seine politische Herrschaft im Staate gesichert hat, wendet er sich mit dem Elan, der diese Bewegung auszeichnet, der Umgestaltung des geistigen Lebens in Deutschland zu ... Denn Macht, so hat Minister Goebbels in einer seiner Reden sehr schön formuliert, kann sich nur durchsetzen, wenn sie mit Geist gepaart ist: Am Anfang steht die Idee. Jedes politische ist vor allem ein pädagogisches Werk. Wer das nicht weiß, wird seine politische Macht auf Sand gebaut haben. Die neuen Männer in Deutschland haben bewiesen, daß sie es wissen ... Der Überschwang der Stunde, in der ein langersehntes Ziel erreicht ist, will seine Flammenzeichen weithin sichtbar machen. Dieser Einsicht dürfte es zuzuschreiben sein, daß der Gedanke eines Autodafés von Büchern in allen Kreisen des nationalen Deutschlands Verständnis und Zustimmung fand ... Die Aktion ist weit ruhiger verlaufen, als nach den Ankündigungen vermutet wurde.“

„Der Täter verhaftet“, verkündet die „Jüdische Rundschau“ am 23. Juni als Hauptschlagzeile. Und darunter: „Die furchtbare Mordtat in Palästina, der Dr. Arlosoroff zum Opfer fiel, hat bereits ihre Aufklärung gefunden. Unter dem Verdacht des Mordes wurde ein Jude, und zwar der Revisionist Abraham Stawski aus Brisk (Polen) verhaftet.“ Das erinnert an die üblichen Aufmachungen der Sensationspresse und paßt so gar nicht zu dem seriösen Blatt. Was mag der Grund sein? Vermutlich sollte niemand auf die Idee kommen, die „Rundschau“ verschweige die Bluttat, stecke vielleicht gar mit dem Täter unter einer Decke.

Fast schockierend für uns Heutige ist der folgende Beitrag, der mit „Stimmen des Blutes“ überschrieben ist. Da heißt es einleitend: „Durch die letzten Ereignisse sind viele Juden sich der Blutszusammenhänge bewußt geworden. Das Wissen um die Bedeutung des Blutes ist aber nicht erst jetzt erwacht. Bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts hat die jüdische Renaissancebewegung ihren Niederschlag in einer Reihe von Dichtungen gefunden, die zeigen, wie jüdische Menschen die Macht des Blutes erlebt haben.“ Zwei Gedichte werden präsentiert, das erste von Stefan Zweig. Es beginnt mit den Versen:

„In flutendem Dunkel, halb erwacht / Und halb mit träumenden Sinnen / Hör ich mein Blut durch die Mitternacht / Mit kristallenem Singen rinnen: / ‚Was bist du? Ein verdorrter Schaft, / Den ich mit Geist durchglute. / Mich zeugt der Erde tiefste Kraft, / Das Dunkel, dem ich mich entrafft, / Zu dem ich heimwärts flute ...‘“

Derlei war keine Marotte der Renaissancebewegung. In einem von Otto Dibelius und Martin Niemöller 1937 herausgegebenen Buch heißt es: „Diese göttliche Vorsehung hat eben einen Willen. Und diesen Willen offenbart sie uns in der Stimme unseres Blutes. Daß wir der Stimme unseres Blutes treubleiben und damit Gottes Willen erfüllen – darauf kommt es an. Das bedeutet zunächst, daß wir unser Blut reinhalten ...“ Aber nicht alle haben dem Blute gehuldigt. Victor Klemperer in seinem Tagebuch am 11. Mai 1942: „Der Geist entscheidet, nicht das Blut.“

Der Leitartikel vom 15. August 1933 steht unter einem Zitat, nämlich „Antijüdisch und antideutsch“. Daraus einige aufschlußreiche Sätze: „Unter den Völkern der Welt gibt es nicht nur einen Judenhaß, sondern auch einen Deutschenhaß, der häufig in verblüffender Weise ganz ähnliche Erscheinungen zeitigt wie der Judenhaß ... Ein Land wie Deutschland, das nach den Worten des Reichskanzlers Hitler das stärkste Interesse an der Erhaltung des Friedens hat, darf nicht übersehen, daß nationalistische Gruppen in den Deutschland benachbarten Ländern eine Gefährdung des Friedens bilden ... Man kann also vom deutschen Standpunkt diese antijüdischen Gründungen in anderen Staaten nicht restlos begrüßen.“ Mit Namen wird eine neue Partei in Polen als Beleg angeführt, die „‚NSPR‘, das heißt Nationalsozialistische Arbeiterpartei.“

Am 4. Oktober wird von einem Auftritt Goebbels in Genf berichtet, bei dem der Minister offen Übergriffe auf Juden einräumte. Das aber sei nicht das Ausschlaggebende vor allem in Anbetracht der Tatsache, daß „die deutsche Revolution im Gegensatz zu manchen ähnlichen weltgeschichtlichen Vorgängen ein Akt der Disziplin, der Ordnung und der autoritativen Führung gewesen ist ... Nichts liegt dem Nationalsozialismus ferner, als eine billige Rache zu üben ... Wenn er es nicht tat, so aus dem ehrlichen Willen heraus, eine tatsächliche und praktische Lösung der Judenfrage zu finden.“ Wer sich als Jude von den schönen Worten betören ließ, war versucht, seine Koffer wieder auszupacken. Gar mancher Flüchtling kehrte nach Deutschland zurück.

War der italienische Faschismus antisemitisch? Falls ja, ab wann? Eine Antwort auf die erste Frage gibt die „Jüdische Rundschau“ schon im Oktober 1922, am Vorabend des „Marsches auf Rom“, gut zehn Jahre vor Beginn der NS-Herrschaft: „Obwohl nicht Teil des faschistischen Programms [im Unterschied zum Programm der NSDAP], sind antisemitische Tendenzen in faschistischen Kreisen weit verbreitet.“ Der Leitartikel der „Jüdischen Rundschau“ vom 7. November 1933 steht unter der Überschrift: „Faschismus und Judenfrage“ und ist geeignet, die Sicht des Jahres 1922 zu korrigieren. Den aktuellen Aufhänger bot eine Hilfskonferenz, die in London stattfand. Zahlreiche jüdische Delegationsführer kamen zu Worte. „Besondere Aufmerksamkeit fand die Ansprache des Führers der italienischen Delegation, Oberrabbiner Sacerdoti (Rom) ... Es ist bekannt, daß er zu Führern des faschistischen Italien gute persönliche Beziehungen hat und die faschistische Staatsform bejaht. Es war nun besonders interessant, von dem Redner zu hören, wie im Rahmen des faschistischen Italien, in dem die Juden volle Gleichberechtigung genießen, infolge des vom Faschismus besonders gutgepflegten historischen Gefühls und seiner konservativen Traditionswertung, eine neue Blüte des italienischen Judentums eingesetzt hat ... Der italienische Faschismus hat, wie aus zahlreichen Erklärungen seines Schöpfers, Benito Mussolini, hervorgeht, niemals auch nur im mindesten antisemitische Tendenzen gezeigt.“ Aus diesen Sätzen kann mit Sicherheit gefolgert werden, daß damals das Los der italienischen Juden noch unvergleichlich besser war als das der deutschen. Daher sollten die Nationalsozialisten von den Faschisten lernen.

„Die Reichsvertretung der deutschen Juden, die die überwältigende Mehrheit aller deutschen Juden repräsentiert, hat nunmehr eine Erklärung zu der Volksabstimmung am 12. November erlassen“, heißt es an eben diesem Tage in der „Rundschau“ auf der ersten Seite und darüber der Text dieser Erklärung: „Mit dem ganzen deutschen Volk sind auch wir Juden als Staatsbürger aufgerufen, zu der auswärtigen Politik der Reichsregierung unsere Stimme abzugeben. Sie wird gefordert für die Gleichberechtigung Deutschlands unter den Völkern, die Versöhnung der Nationen und die Befriedung der Welt: Trotz allem, was wir erfahren mußten: Die Stimme der deutschen Juden kann nur ein Ja sein. Die Reichsvertretung der deutschen Juden.“

Wer von den Gegnern Mühe und Risiko auf sich nahm, votierte – trotz der schönen Worte – dagegen. Öffentlich war ein solches Votum ausgeschlossen. Hätte die Reichsvertretung schweigen sollen? Dazu Victor Klemperer in seinem Tagebuch: „Letzten Sonntag Nachmittag waren Kaufmanns ... bei uns. Es gab eine furchtbar erregte Szene, als Kaufmanns erklärten, sich zum ‚Ja‘ beim Plebiszit entschlossen zu haben, die gleiche Anweisung habe ‚schweren Herzens‘ auch der Zentralverband der deutschen Juden ausgegeben. Ich verlor alle Contenance, hämmerte mit der Faust auf den Tisch und brüllte ...“ – Klemperer stimmte mit Nein, seine Frau enthielt sich.

Preußenlied

Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran;
Daß für die Freiheit meine Väter starben,
Das deuten, merkt es, meine Farben an;
Nie werd' ich bang' verzagen;
Wie jene will ich's wagen.

Sei's trüber Tag, sei's heit'rer Sonnenschein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Mit Lieb' und Treue nah' ich mich dem Throne,
Von welchem mild zu mir ein Vater spricht;
Und wie der Vater treu mit seinem Sohne,
So steh' ich treu mit ihm und wanke nicht.
Fest sind der Liebe Bande;
Heil meinem Vaterlande!

Des Königs Ruf dringt in das Herz mir ein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Nicht jeder Tag kann glüh'n im Sonnenlichte,
Ein Wölkchen und ein Schauer komm'n zur Zeit;
Drum lese keiner mir es im Gesichte,
Daß nicht der Wünsche jeder mir gedeiht;
Wohl tauschen nah und ferne
Mit mir gar viele gerne
Ihr Glück ist Trug und ihre Freiheit Schein,
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Und wenn der böse Sturm mich wild umsauset,
Die Nacht entbrennet in des Blitzes Glut;
Hat's doch schon ärger in der Welt gebrauset.
Und was nicht bebte, war der Preußen Mut.
Mag Fels und Eiche splittern,
Ich werde nicht erzittern'

Es stürm' und krach', es blitze wild darein!
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Wo Lieb' und Treu' sich so dem König weihen,
Wo Fürst und Volk sich reichen so die Hand;
Da muß des Volkes wahres Glück gedeihen,
Da blüht und wächst das schöne Vaterland.
So schwören wir aufs neue
Dem König Lieb' und Treue.

Fest sei der Bund! Ja, schlaget mutig ein!
Wir sind ja Preußen, laßt uns Preußen sein!

Bernhard Thiersch (1830)

Bernhard Thiersch (26. April 1794, † 1. September 1855) war ein Gymnasiallehrer (unter anderem in Gumbinnen und Lyck) und ist der Dichter des Preußenliedes „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?", welches zur Nationalhymne von Preußen wurde.*

Preußische Zeitung

UNABHÄNGIGE ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Herausgeber: Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Parkallee 84/86, 20144 Hamburg

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Wilhelm v. Gottberg, Sprecher der LO

Ruf: 0 40 / 41 40 08-0

Fax: 0 40 / 41 40 08-50

http://www.preussische-allgemeine.de

Druck: SHZ GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf

Ein Blick zurück nach vorne

Ohne Rückbesinnung auf die Wurzeln in der »verlorenen Heimat« fehlt ein Stück der deutschen Identität

Von Wolfgang Thüne



Kulturhauptstadt im alten Ostdeutschland: Königsberg war einst eine belebte Stadt, in der deutsche Geschichte geschrieben wurde. Foto: Archiv

Heimat- oder Volksfeste erfreuen sich überall in Deutschland wieder allgemeiner Beliebtheit. Es ist „in“ und „schick“, sich zu seiner Herkunft samt Mundart zu bekennen und fröhliche Heimatlieder zu singen. Insbesondere Politiker nutzen solche Gelegenheiten, um sich dem Volk zu zeigen und Volksnähe zur Schau zu stellen. Dies ist durchaus gut so.

Weniger gut, ja geradezu anrüchig und verwerflich ist die Heimatliebe, die sich auf die „verlorene Heimat“ bezieht. Über diese Heimat zu sprechen ist dagegen in Deutschland politisch nicht erwünscht, ist ideologisch verboten. Heimatliebe gar in Verbindung mit Heimweh und Sehnsucht, das ist verwerflich, das riecht nach Revanchismus, das ist „ewiggestrig“ und vor allem friedens- und versöhnungsfeindlich. Es gibt offensichtlich zwei Arten von Heimatliebe, eine gute und eine böse.

Mit dieser doppelbödigen wie doppelzüngigen Moral haben wir Flüchtlinge, alle gewaltsam aus der Heimat Vertriebenen sehr zu kämpfen. Manch einer von uns ist daran seelisch zugrunde gegangen; er vertraute auf politische Verheißungen und ist verzweifelt. Heimat ist ein menschlicher Schöpfungsprozeß, sie ist geerbte und weiter zu entwickelnde, zu gestaltende und vererbende Heimat. Heimat hat einen Anfang.

Nach den christlich-abendländischen Wertvorstellungen hat Gott die Menschen in die Heimat gestellt, damit sie diesen „Garten Eden“ bebauen, hegen und pflegen. Dies trifft insbesondere auf unsere Heimat, unsere „Mutter Ostpreußen“ zu. Sie war ein heidnisches Land, besiedelt von den Pruzzen, die der baltischen Völkerfamilie angehörten. Mit der Christianisierung und der deutschen Besiedlung entstand durch Symbiose der Stamm der Preußen. Die Pruzzen wurden weder ausgerottet noch vertrieben, nein im Gegenteil, Ureinwohner und Neusiedler kultivierten gemeinsam das Land und schufen blühende Klöster, Dörfer und Städte. Allen voran die Landeshauptstadt Königsberg, die im Jahre 1255 gegründet wurde, im August 1944 durch amerikanische und britische Bomber schwer zerstört wurde, am 9. April 1945 unter General Lasch kapitulierte, im Jahre 1946 in „Kaliningrad“ umbenannt und 1948 von den noch verbliebenen Deutschen „befreit“ wurde. Im Jahre 2005 gedachte diese ihres Antlitzes entstellte und geschundene Stadt ihres 750jährigen Bestehens. Dies war wahrlich kein Grund für ein „Stadtjubiläum“, eher Anlaß zu stiller Trauer, auch wenn der Königsberger Dom äußerlich wieder alte Konturen angenommen hat.

Mit der militärischen Kapitulation Königsbergs ist auch Ostpreußen als deutsche Provinz untergegangen, wenngleich „Ostpreußen“ als Heimat in unseren Seelen fortlebt. Ostpreußen ist „Auftrag und Erbe“ zugleich. Ostpreußen ist im übertragenen Sinne ein Kant'scher Maßstab für den Frieden in der Welt, die Friedfertigkeit der Völker, die unsere Heimat sich als „Beutegut“ untereinander aufgeteilt haben. Der große Königsberger Philosoph Immanuel Kant hat schon 1795 in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ die typisch ostpreußische Mentalität charakterisiert, ihre Friedfertigkeit und damit ihren Willen zum Frieden.

Schon der römische Schriftsteller Tacitus hatte die germanischen Ästier als fleißigen und friedfertigen Stamm beschrieben. Auch die Pruzzen galten als ausgesprochen friedfertig. In der Geschichte ist kein Krieg bekannt, den die Pruzzen angezettelt hätten. Sie waren mit ihrer schönen, von der Eiszeit geformten Heimat, dem hügeligen „Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen“ zufrieden. Sie waren jedoch wehrfähig und wehrwillig, und das haben zuerst der Herzog Konrad von Masowien wie die Kreuzzugsheere unter Oberkommando des Deutschen Ordens bei der gewaltsamen Christianisierung zu spüren bekommen. Der einmal bestehende Ordensstaat hat sich ganz der Befriedung wie der Kultivierung seines Staates gewidmet und keinerlei Expansionsgelüste gehabt.

> Der Wille zum Frieden entspricht der ostpreußischen Mentalität

Eroberungsgelüste und wenig friedfertige Absichten dagegen hatten seine Nachbarn, Polen und Litauen. Gemeinsam in Personalunion griffen sie den Ordensstaat an, um ihn als Beute an sich zu reißen. Im Jahre 1410 kam es zur „Schlacht von Tannenberg“, aus der der Ordensstaat angeschlagen, aber nicht geschlagen herausging. Eine weitere „Lebensverlängerung“ ertrotzte er im Jahr 1466, bevor er dann 1525 unter seinem letzten Hochmeister in ein weltliches Herzogtum umgewandelt wurde. Bereits im Jahre 1544 wurde die Königsberger Universität, die so berühmte „Albertina“ gegründet.

Ihr berühmtester „Sohn“ war Kant, der lehrte, daß Friede immer das Werk der Gerechtigkeit ist. Ohne Gerechtigkeit gibt es keinen wirklichen Frieden. Die Gerechtigkeit wiederum bedarf des Fundamentes der Wahrheit. Zugleich lehrt die Kirche, daß es ohne die Wahrheit keine wahre Freiheit gibt. „Wahrheit und Freiheit verbinden sich entweder miteinander oder sie gehen gemeinsam elend zugrunde“, hat Papst Johannes Paul II. geschrieben. In einer Gesellschaft, in der man die Wahrheit nicht verkündet, gar unterdrückt und nicht danach strebt, sie zu erlangen, wird auch jede Form echter Freiheitsausübung beseitigt und der Weg zu einem Libertinismus und Individualismus eröffnet, der zuerst dem Wohl der Person und schließlich der ganzen Gesellschaft schadet.

Wenn, wie in der Wissenschaft, „Lug und Trug“ zum „integralen Bestandteil des Forschens“ werden und in der Politik die Unwahrhaftigkeit und damit Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit zur legitimen Handlungsmaxime werden, dann sieht es sehr schlecht um die Zukunft eines Staatswesens aus. Der einzelne wird dann zum rechtlosen Spielball und Opfer mächtiger Interessengruppen wie den Parteien, bis schließlich der Staat selbst zum Erfüllungsgehilfen partikularer Interessen wird, zum Selbstbedienungsladen. Die Unwahrhaftigkeit der Politik haben besonders die Heimatvertriebenen zu spüren gekommen. Was wurde ihnen nicht alles versprochen! Doch politische wie wissenschaftliche Redlichkeit kennen genauso wenige Denkverbote wie Frageverbote. Beide sind der Wahrhaftigkeit verpflichtet und haben der Wahrheit zu dienen. Ein universales Prinzip der Fairness lautet, stets immer auch die andere Meinung zu hören und zu achten: Audiatur et altera pars! Schon 1779 stellte Friedrich II. (der Große) fest: „Ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher als eine Diebesbande.“

In der Satzung der Landsmannschaft Ostpreußen steht: „Sie erstrebt das Recht auf Selbstbestimmung als ein jedem Volk unantastbares Recht in dem Bewußtsein, daß ein menschenwürdiges und friedliches Zusammenleben der Völker nur auf dem Boden des Rechts, nicht der Gewalt möglich ist.“ Wir Ostpreußen haben damit keine unsittlichen Forderungen, nein wir bewegen uns auf dem Boden des Völkerrechts und der ist durch die Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907 vorgegeben. Teilen Ostpreußens wurde sogar schon das Selbstbestimmungsrecht gewährt und sie haben es wahrgenommen. Am 11. Juli 1920 war die Bevölkerung des südlichen Teils Ostpreußens aufgrund des Versailler Vertrags aufgerufen, in freier Abstimmung und unter internationaler Kontrolle darüber zu entscheiden, ob ihre Heimat künftig zu Polen oder Deutschland gehören solle: Nur 2,14 Prozent stimmten für Polen, dagegen die überwältigende Mehrheit von 97,86 Prozent für Deutschland!

Dieses klare Bekenntnis zur Heimat wurde von den Siegermächten anstandslos akzeptiert und strafte die polnische Propaganda Lügen. Durch diese klare demokratische Willensbekundung der angestammten, einheimischen Bevölkerung war selbst der Grundgesetzgeber überzeugt, daß diese Gebiete völkerrechtlich definitiv unabtretbar geworden seien und selbst in einem „Friedensvertrag“ nicht mehr an ausländische Staaten abgetreten werden dürfen. Auf das Görlitzer Abkommen vom 5. Juli 1950 reagierte die Bundesrepublik in zwei Protestnoten vom 9. Juni und 9. Juli 1950 auch entsprechend scharf: „Das Gebiet östlich von Oder und Neiße ist ein Teil Deutschlands, der Republik Polen lediglich zum Zweck einer vorläufigen Verwaltung übergeben worden.“ ... „Die Bundesregierung als Sprecherin des gesamten deutschen Volkes wird sich niemals mit der, allen Grundsätzen des Rechts und der Menschlichkeit widersprechenden Wegnahme dieser rein deutschen Gebiete abfinden.“

Vor dem Deutschen Bundestag erklärte Konrad Adenauer am 31. Januar 1957: „Die Bundesregierung hält daran fest, daß für den völkerrechtlichen Gebietsstand Deutschlands die Grenzen des Deutschen Reiches von 1937 maßgeblich sind und daß das deutsche Volk die Oder-Neiße-Linie nicht als gegenwärtige oder künftige Grenze Deutschlands akzeptieren kann.“ Seit dieser Zeit haben sich weder das Völkerrecht noch die Menschenrechte geändert, doch der Respekt der Politik vor dem Recht hat sich geändert, und zwar erheblich. Das Recht wurde mehr und mehr der Macht untergeordnet, wurde zum Opfer und Spielball politisch-demokratischer Mehrheitswillkür. Hatten wir Heimatvertriebene Jahrzehnte die Hoffnung, daß sich doch eines Tages das Recht durchsetzen könnte, so ist das Gefühl rechtlos zu sein inzwischen zur Gewißheit geworden.

> Das Recht schützt nicht mehr vor Willkür: Das ist der Tod des Rechts!

Das Recht schützt nicht mehr vor Willkür. Und das ist eigentlich der Tod des Rechts! Derweil produziert die Politik Sprechblasen und verteilt Placebos an die Heimatvertriebenen. Die inflationäre Zunahme an Entschließungen tragen mehr zur Aushöhlung denn Stärkung der Menschenrechte bei. In Entschließungen vom 23. Juni 1994, vom 6. September 1994, vom 14. November 1996, vom 28. Februar 1997 wie 29. Mai 1998 wurde jeweils die Vertreibung geächtet und das Rückkehrrecht in die Heimat gefordert. Am 17. Dezember 1998 hat das Europäische Parlament beschlossen, daß kein Staat der Europäischen Union beitreten darf, der nicht die grundlegenden Menschenrechte achtet. Am 15. April 1999 hat das Europäische Parlament die Aufhebung der Benesch-Dekrete in Tschechien gefordert. Am 17. Dezember 1999 hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen das Recht von Flüchtlingen und Vertriebenen „auf freiwillige, sichere und ehrenvolle Rückkehr in ihre Heimat“ verkündet.

All diese politischen Deklarationen sind für uns deutsche Heimatvertriebene nichts als Schall und Rauch. Die Annexion der Ostprovinzen des Deutschen Reiches war von Beginn an und bleibt immerfort ein Verstoß gegen das völkerrechtliche Annexionsverbot, gegen das Selbstbestimmungsrecht, gegen das Vertreibungsverbot. Sie ist auch ein Verstoß gegen die eigenen Ziele der Siegermächte, wie sie in der Atlantic-Charta vom 14. August 1941 vertraglich bindend niedergelegt wurden. Schließlich steht das Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945 in eklatantem Widerspruch zur kurz vorher, am 26. Juni 1945, verabschiedeten Charta der Vereinten Nationen, und zwar speziell gegen die Artikel 1 und 55. Deutlicher läßt sich die Rechtlosigkeit nicht nur der Heimatvertriebenen, sondern aller Deutschen nicht aufzeigen.

Rechtlich ist Deutschland in einen Zustand vor dem 30jährigen Krieg von 1618 bis 1648 zurückgefallen. Nach diesem verheerenden Krieg wurden völkerrechtliche Garantien zum Schutz der Zivilbevölkerung international verbindlich formuliert. Diese haben Eingang in die Haager Landkriegsordnung von 1907 gefunden. In der Präambel heißt es: „Die Bevölkerung und die Kriegführenden bleiben unter dem Schutz und der Herrschaft der Grundsätze des Völkerrechts, wie sie sich aus den unter gesitteten Völkern feststehenden Gebräuchen, aus den Gesetzen der Menschlichkeit und aus den Forderungen des öffentlichen Gewissens ergeben.“ Offensichtlich gibt es weder „gesittete Völker“ mehr noch ein „öffentliches Gewissen“, das bei Untaten und Unrechtshandlungen Gewissensbisse bekäme.

In Artikel 46 der Landkriegsordnung steht: „Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Bürger und das Privateigentum sowie die religiöse Überzeugung und gottesdienstlichen Handlungen sind zu achten.“

Artikel 55 bestimmt: „Der besetzende Staat hat sich nur als Verwalter und Nutznießer der öffentlichen Gebäude, Liegenschaften, Wälder und landwirtschaftlichen Betriebe zu betrachten, die dem feindlichen Staat gehören und sich im besetzten Gebiet befinden. Er soll den Bestand dieser Güter erhalten und sie nach den Regeln des Nießbrauchs verwalten.“

Hätten sich schon nach dem Ersten Weltkrieg die Siegermächte an das Völkerrecht wie die menschenrechtlichen Normen gehalten und wie „gesittete Völker“ verhalten, der Welt wäre viel Unheil erspart geblieben.